



Geschichte
von
Königslutter, Oberlutter und
Stift Königslutter

.....
Gesammelt und bearbeitet
von
Adolf Lüders, Kantor zu Stift Königslutter.
.....

1. Auflage.

Preis 1,50 Mk.

Sammlung
Friedrich W. Brandes
Universitätsbibliothek
Braunschweig

UB Braunschweig 84

2261-402-1



Geschichte

von

Königslutter, Oberlutter und Stift Königslutter.

Verfaßt von A. Lüders.

1. Auflage.

Königslutter.
Druck und Verlag von Heinrich Lüders,
1909.

Büchertisch.

* „Geschichte von Königsutter, Oberlutter und Stift Königsutter.“ Gesammelt und bearbeitet von Adolf Lüders, Kantor zu Stift Königsutter. Verlag von Heinrich Lüders, Königsutter. 172 Seiten 8°. Preis 1,50 Mark. Der Verfasser dieses Buches, der durch seine kulturgeschichtlichen Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, besonders auch durch seine Geschichte des Domes zu Königsutter bekannt geworden ist, zeigt in diesem neuen Werke eine Fülle von heimatlichem Stoff, der mit großem Fleiße und treuer Hingabe an die Sache aus Archiven, Bibliotheken und Handakten zusammengetragen und bearbeitet ist. Der Inhalt des kleinen Werkes ist anregend und vielseitig, so daß jeder Leser auf seine Kosten kommen wird. Die kirchlichen und weltlichen Bauten, Rathaus, Mühlen und die adligen Güter früherer Zeit, alles wird in seinem Werdegang genau beschrieben. Einen breiten Raum nimmt auch das landwirtschaftliche Leben, das Zunftwesen der Stadt, das Markt-, Schützen- und Armenwesen vergangener Zeiten ein. Bei der Geschichte des Stiftes Königsutter fesseln vor allem die Stiftskirche, das frühere Kloster, die jetzige Heil- und Pflege-Anstalt, dann besonders aber auch die Reformation des Klosters, die Lutterschen Ablassfahrten und Tezel. Auf jeder Seite findet sich etwas Neues und Interessantes; mit einem Worte, eine fleißige Arbeit, die man nicht nur den Lesern des Gesamtortes Königsutter, sondern auch jedem, der Sinn für Städtelunde und Heimatgeschichte hat, warm empfehlen kann, und dies um so mehr, da das Buch die erste gedruckte Chronik ist, die überhaupt von Königsutter bis jetzt vorhanden ist.



Vorwort.

Schon seit Jahren bin ich bemüht gewesen, in verschiedenen Archiven und Bibliotheken, aber auch in den mir zugänglichen Privat-akten und aus dem Munde des Volkes den Stoff zu sammeln, der sich auf eine Geschichte des Gesamtortes Königsutter bezieht.

Nicht leicht war diese Arbeit, denn ein gedrucktes und ausführliches Werk über Königsutter, das mir größere Anhaltspunkte geben konnte, war, soweit ich habe erforschen können, bis jetzt noch nicht vorhanden. Auch waren viele ortskundliche Mitteilungen früherer Zeit durch Feuersbrünste der Stadt verloren gegangen oder weit zerstreut, so daß der meiste Stoff erst mühsam zusammengeholt werden mußte. Mein Wunsch war es nun, durch die Bearbeitung des ganzen Materials eine zusammenhängende und vollständige Ortskunde zu schaffen, die als gedrucktes Büchlein wohl nicht ohne Wert blieb, da durch das Lesen in ihm ein besseres Verständnis der engeren Heimat und so auch tiefere Liebe zu ihr wachgerufen werden konnte. In meinem Vorhaben wurde ich noch bestärkt durch den bekannten Erlass vom 16. Dezember 1907, in welchem Seine Hoheit, der Herzog-Regent, der Förderung und Pflege des Heimatsinnes durch Bearbeitung von Ortschroniken das wärmste Interesse entgegenbringt.

An manchen Stellen des Buches wird vielleicht der eine oder andere Leser eine gewisse Breite oder zu große Stoffanhäufung finden. Dagegen möchte ich erwidern, daß es aus leicht erklärlichen Gründen mir schwer wurde, die nach langem Suchen aufgefundenen Mitteilungen so ohne weiteres fortzulassen; auch war zu bedenken, daß der Inhalt vor allem für die ortsangewiesenen Bewohner geschrieben ist, die vieles, was dem Fernstehenden unwichtig erscheint, doch, schon aus lokalem Interesse, gern lesen werden.

Auf einigen Seiten des Buches, besonders da, wo es sich um die Stiftskirche und um das frühere wirtschaftliche Leben des Ortes handelt, ließ sich eine Inhaltsähnlichkeit mit den schon früher vom Verfasser herausgegebenen Büchern nicht vermeiden; doch ist auch in dieser Arbeit viel Neues hinzugekommen.

Allen den Herren aber, welche durch ihr freundliches Entgegenkommen meine Arbeit in jeder Weise förderten, besonders den Herren

Geh. Archivrat Dr. Zimmermann in Wolfenbüttel und Museumsdirektor Professor Dr. P. J. Meier in Braunschweig, die stets gern bereit waren, mich bei meinen Nachforschungen durch Rat und Tat zu unterstützen, sei auch an dieser Stelle nochmals mein herzlicher Dank gesagt. Ebenso danke ich auch aufrichtig den Herren des Stadtmagistrats und der Stadtverordneten-Versammlung von Königslutter, die einstimmig einen namhaften Zuschuß zu der Drucklegung des Buches bewilligten und dadurch die Fertigstellung desselben förderten.

So möge das Büchlein nun hinausgehen und ein Baustein zur heimatischen Geschichte und Kulturgeschichte werden. Viele Freunde möge es sich erwerben und dann dazu beitragen, die Liebe zur heimatischen Scholle zu beleben und zu fördern.

Stift Königslutter, September 1909.

Der Verfasser.

Kantor i. K. Lüders †

Königslutter. Kantor in Ruhe **Adolf Lüders** ist im hohen Alter von 86 Jahren gestorben. Mit ihm ist eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, die sich in allen Kreisen der Bevölkerung höchster Wertschätzung erfreute. Kantor Lüders wurde am 30. August 1851 in Leiferde geboren. Er besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Wolfenbüttel von 1869 bis 1872 und übernahm 1872 eine Lehrerstelle im Stift Königslutter. 1878 wurde ihm die Organistenstelle in der Stiftskirche übertragen, 1897 wurde ihm der Titel Kantor verliehen, 1923 trat er in den Ruhestand, behielt aber seinen Wohnsitz hier. Kantor Lüders hat sich um die Erforschung der Vergangenheit Königslutters große Verdienste erworben. Von den größeren Arbeiten seien genannt: Königslutter, Oberlutter und Stift Königslutter im 18. Jahrhundert; Kulturgeschichtliche Mitteilungen nach schriftlichen Quellen (1902); Der Kaiserdom zu Stift Königslutter, zugleich ein Führer durch diesen (1904); Geschichte von Königslutter, Oberlutter und Stift Königslutter (1906).

30.3.37

Quellen- und Literatur-Nachweis.

1. H. Dürre, Regesten und Urkunden im Herzoglichen Landes-Hauptarchiv.
 2. Akten des Stadt- und Pfarrarchivs zu Königsutter.
 3. Kirchen- und Lagerbücher.
 4. Kirchen und Klöster, Mitteilungen in der Landschaftlichen Bibliothek zu Braunschweig.
 5. Meibom, Chronik von Königsutter.
 6. Lezner, Kurze Beschreibung des Stiftes Königsutter.
 7. Rehtmeyer, Braunschweig-Lüneburgische Chronika.
 8. Havemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover.
 9. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover.
 10. Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig.
 11. Hassel und Bege, Beschreibung des Fürstentums Wolfenbüttel.
 12. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt.
 13. Bernhardi, Lothar von Supplinburg.
 14. Andree, Braunschweigische Volkskunde.
 15. A. Lüders, Königsutter, Oberlutter und Stift Königsutter im 18. Jahrhundert.
 16. A. Lüders, Kaiserdom zu Stift Königsutter.
-

A. Königsutter.

1. Allgemeines.

Das Städtchen Königsutter, im Volksmunde noch heute kurz Uutter genannt, wird im Norden von der Eisenbahn Braunschweig—Magdeburg berührt. Die Eröffnung der ersteren Teilstrecke Braunschweig—Königsutter fand am 1. Juni 1872, die der zweiten, Königsutter—Helmstedt, am 15. September desselben Jahres statt. Im Süden wird der Ort unmittelbar von Oberlutter begrenzt, das im weiteren Straßenzuge wieder mit Stift Königsutter im engsten Zusammenhange steht. Die beiden letztgenannten Ortschaften, die auch in politischer Hinsicht zwei vollständig selbständige Gemeinden bilden, gelten als Vorstädte von Königsutter und werden mit der Stadt zusammen als „Gesamtort Königsutter“ bezeichnet.

Unmittelbar hinter dem Gesamtorte erhebt sich in der Richtung vom Nordwesten nach Südosten der Elm, ein etwa 110 Quadratkilometer umfassendes Waldgebirge, das durch seine stattlichen Buchenbestände und prächtigen Aussichtspunkte weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes bekannt ist. Im Osten der Stadt läuft das Gelände in eine Talsenkung aus, die von der Schunter durchflossen wird. Hinter dieser Mulde erhebt sich nordöstlich der Dorm, bekannt durch seine Rieseneichen. Schweist der Blick nach Norden, so sieht man in einer Entfernung von kaum einer Stunde die dampfenden Schloten des Kalibergwerkes Weienrode, vor dieser Höhe aber in nordwestlicher Richtung wieder Niederungen, unterbrochen von Moorriesen und dichten Föhrenbeständen, in denen der Forscher schon manchen seltenen Fund aus vorgeschichtlicher Zeit ausgegraben hat.

Oberhalb des Gesamtortes, am Nordabhange des Elms, entspringt die Uutter, deren Quelle 138 Meter über dem Meere liegt und die den ganzen Ort in einer Länge von rund 1400 Meter durchfließt. Das Uutterwasser ist sehr reich an Kalk und zeigt deshalb die hohe Zahl von 27 deutschen Härtegraden, während für gewöhnlich ein brauchbares Trink- und Nutzwasser nur 18 bis 20 Härtegrade aufweist.

Eine weitere auffallende Erscheinung bei dem Uutterwasser ist seine Klarheit und Durchsichtigkeit, die, wie allgemein angenommen wird, dem Flüsschen den Namen Uutter gegeben haben, und nach diesem

»luterer wässerlein« wurde dann auch der Ort selber to de luttere, kurz auch als Lutter bezeichnet.¹⁾ (Siehe am Schlusse des Buches die betreffenden Anmerkungen.)

Das Städtchen Königsutter ist auf Felsen gebaut; den ganzen Untergrund bildet der sogenannte Duckstein (Kalktuff), der ohne weiteres bei Neubauten gleich an Ort und Stelle auf leichteste Weise das Baumaterial liefert. Dieser Tuffstein, der vielleicht in seinen ältesten Teilen bis ins Diluvium zurückreicht und sich im Laufe unzähliger Jahrtausende aus dem Lutterwasser abgesetzt hat, bildet sich fortwährend von neuem und enthält mannigfache Versteinerungen von Schneckenhäusern, Knochen von Bären, Murochsen, Hirschen und von anderen tierischen Resten; höchst selten jedoch sind versteinerte Menschenknochen zu finden. Die verkalkten Blätter, Moose, Algen und andere Pflanzenteile zeigen mit den durch Tropfstein entstandenen Stalaktiten oft die seltsamsten Gebilde, die dann zur Einfassung von Gartenbeeten und Grotten benutzt werden. Der außerordentlichen porösen Beschaffenheit wegen liefert der Duckstein einen vortrefflichen, leicht zu bearbeitenden Baustein.

Bald nach der Zeit, als Lutter sich zu einer Stadt entwickelt hatte und ihm deshalb auch die Rechte und Freiheiten einer solchen gegeben wurden, wird es auch als Wahrzeichen ein Stadtwappen (vergleiche: Die Stadtwappen des Herzogtums Braunschweig. Von Paul Zimmermann. Braunschweigisches Magazin. 1905, Nr. 11.) geführt haben, um dadurch den ausgefertigten Urkunden und sonstigen Schriftstücken eine größere Glaubwürdigkeit zu geben.

Der älteste Wappenstempel, der im Herzoglichen Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird, stammt aus dem Jahre 1470 und zeigt, ähnlich wie die Stadtwappen von Schöppenstedt, Schöningen und Seesen, einen Löwen, der aber hier im Wappen von Königsutter aus Wasserwellen emporsteigt und die beiden Vorderpranken sichtbar erscheinen läßt. Die Umschrift lautet:

»Secretvm borgensivm in lvtter«.

Daß gerade ein welfischer Löwe als Wappensinnbild gewählt wurde, geschah nicht ohne Grund, denn Königsutter war eine welfische Landstadt, die deshalb auch alle Vorrechte und Vergünstigungen erhielt, wie die Stadt Braunschweig. Die Wellen weisen zweifellos auf den Lutterbach hin.

Im 16. und 17. Jahrhundert erfuhren das Wappenbild und die Inschrift eine, wenn auch nur geringe Umänderung. Der in neuerer Zeit benutzte Stempel, der, wie vorhin, einen auf dem Wasser dahin-

schreitenden Löwen und die Umschrift: „Stadtmagistrat zu Königsutter“ zeigt, wird seit kürzerer Zeit nicht mehr gebraucht. In einer Sitzung der Stadtbehörde vom 18. Mai 1905 entschied man sich auf Grund einer Mitteilung von sachverständigster Seite dahin, das ursprüngliche Wappenbild, nämlich einen aus dem weißen Lutterflusse emporsteigenden blauen Löwen im goldenen Felde, wieder anzunehmen. Die Zunge des Löwen ist rot.

Hieraus ergeben sich auch die Stadtfarben blau=weiß=gelb. Früher wurde rot=weiß als Stadtfarbe angesehen.

Königsutter, das besonders im 19. Jahrhundert eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung aufwies, zählte im Jahre 1784 nur 1336 Einwohner; 1793 hatte es 1437 Einwohner mit 318 Haushaltungen und 183 Feuerstellen, 1798 aber 1603 Einwohner. Etwa 100 Jahre später, am 1. Dezember 1900 zählte die Stadt 3252 Einwohner mit 790 Haushaltungen. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 waren 3260 Einwohner mit 785 Haushaltungen vorhanden.

2. Geschichtliche Entwicklung des Ortes.

Schon im 9. Jahrhundert hatte sich das alte Sachsenland in vier große Landschaften geteilt. Sie hießen: 1. Westfali, die in Westen wohnenden Sachsen (Westfalen); 2. Angari, Engern, die mittleren Sachsen; 3. Ostfali, die Ostsachsen und 4. Nordalbingi (Holstein). Ein jedes dieser großen Landgebiete zerfiel wieder in Gaue, die aber oft vollständig von einander unabhängig waren und auf eigene Faust Krieg führten. An der Spitze eines jeden Gaues stand der Gaugraf (gogreve), der im Namen des Königs und als königlicher Beamter über alle Untertanen seines Gaues richterliche, polizeiliche und militärische Gewalt hatte. In der Landschaft Ostfali lag der Derlingau (derlingo), welcher hauptsächlich die östlichen Teile der heutigen beiden Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und den größten Teil des Kreises Helmstedt, mithin auch das ganze Gelände von Königsutter, umfaßte.

Ein bestimmtes Jahr der Gründung läßt sich, ähnlich wie bei den meisten alten Städten, so auch bei Lutter nicht angeben. Unzweifelhaft ist es, daß der Ort schon manches Jahrhundert vor dem 12. Jahrhundert, aus dem der älteste Zeuge, der noch jetzt vorhandene Turm der Pfarrkirche, stammt, vorhanden gewesen ist; denn der Kirchturm wird erst dann erbaut sein, als sich vorher im Laufe der Zeit der Ort gebildet

hatte und zwar in der Weise, daß, nachdem die ersten Hofstätten gegründet waren, gar bald durch Neuansiedlung eine weitere Vergrößerung erfolgte. Die ganze landschaftliche Umgebung war zu einer solchen Weiterentwicklung günstig, denn das nötige Pflugland zum wirtschaftlichen Betriebe, sowie auch grasreiche Triften (Allmenden) zur Viehzucht, beides war genügend vorhanden.

Lutter war im 11. Jahrhundert schon ein größeres Dorf, das aber in den nachfolgenden Zeiten sich noch erweiterte, als im nahen Süpplingenburg eine Komturei des Templerordens errichtet wurde. Nachweislich hatten diese Templerherren, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt werden, in Lutter verschiedene Außenhöfe mit größerem Grundbesitz errichtet.

Bis Ende des 13. Jahrhunderts gehörte zu Lutter auch das weiter nach Süden gelegene „Oberndorf“; Lutter wurde deshalb auch wohl das „Unterndorf“ genannt. Beide bildeten anfänglich nur eine Gemeinde. Dieser letzteren Bezeichnung für Lutter begegnen wir nur selten. In dieser Zeit, wie z. B. 1252 in einer Verordnung des Abtes Gerhard v. Werden und Helmstedt, hinsichtlich des auf dem Grund und Boden der Abtei angelegten Landgrabens, tritt schon der Name „Königesslutter“ auf. Etwa ums Jahr 1300 erfolgte eine Trennung beider Orte.

Trotz dieses Ausscheidens der Bewohner des Oberndorfes vergrößerte sich aber Lutter immer mehr und mehr, besonders auch durch den Zuzug von Einwohnern aus naheliegenden Ortschaften, wie z. B. Schickelsheim (Schickelsheim) und Lowinghe (Lauingen), die vielleicht dadurch bei den damaligen ausgedehnten und heftigen Kriegswirren des Herzogs Magnus des Ältern sich sicherer unter den Schutz ihres Burgherrn stellen konnten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sich Lutter so entwickelt, daß in verschiedenen Urkunden, wie z. B. 1359, von der Burg Lutter mit dem „Weichbilde“ die Rede ist; der Ort also schon die Bedeutung einer Stadt hatte, in der auch Handel und Verkehr sich vereinigten. Dies erkennen wir daraus, daß Lutter am Ende des 14. Jahrhunderts die Rechte eines „Marktfleckens“ erhielt und 1393 in einer Urkunde selbst als „Markt Luttere“ bezeichnet wird.

Daß schon städtische Einrichtungen in dem schnell aufblühenden Orte vorhanden waren, sehen wir aus einer Urkunde von 1401, in der Lutter selbst von den Herzögen als „Stadt“ (oppida) bezeichnet wird und 1403 von einem „Magistrat“ und vom „Rathe und der

Borgerſchaft“ die Rede iſt, welche jährlich auf St. Gallentag 8½ Pfund braunſchweigische Pfennige, die die Herzöge Bernhard und Heinrich dem Kloſter Königsutter tauſchweiſe überlaſſen, zu entrichten haben. Auch in den Urkunden von 1415 und 1435 wird ausdrücklich des Rates und der Bürgerſchaft und 1438 des Weichbildes gedacht. Königsutter muß alſo ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, alſo bald nach der Zeit von 1409, als zwiſchen den Herzögen Bernhard († 1434) und Heinrich († 1416) eine Teilung des Herzogtums Braunſchweig-Lüneburg ſtattgefunden hatte, ſtädtiſche Rechte und Freiheiten und ſtädtiſche Verfaſſung gehabt haben. Leider ſind uns dieſe älteſten Stadtrechte, welche von dem Herzoge Wilhelm dem Älteren († 1482) in einer Urkunde vom 27. Oktober 1474 erwähnt und von Heinrich dem Älteren († 1514) und dem Jüngeren († 1568) urkundlich beſtätigt wurden, verloren gegangen, denn ſie waren in dem »gelittenen brandt vnd in den Kriegesleufften ſchadhaft vnd ſchier faſt zu nichte gemacht worden«. Die Urkunde von 1474 iſt aber wörtlich im Tranſſumpt des Herzogs Julius (1568—1589) vom 27. Januar 1569 erhalten. Sie führt die Aufſchrift: Renovata confirmatio privilegiorum und außer dem Namen des Herzoges noch die Unterſchrift ſeines Kanzlers, des auch durch die Generalviſitation der Kirchen und Klöſter bekannten Joachim Wynſinger von Frunede.²⁾

In dieſer „erneuerten Beſtätigung der Vorrechte“ der Stadt wird u. a. dem »Borgermeſter, Rathmann vnd gemeinen Borgern vnſe Statt Konigslutter de gnade vnde fryheit gegeuen«, daß, wer Jahr und Tag (d. h. ein Jahr, ſechs Wochen, drei Tage) Bürger geweſen, ohne als Leibeigener von einem Herrn zurückgefordert zu ſein, als Freier anzusehen war. Bei Einſpruchserhebungen ſoll er jedoch als höhere züſtändige Behörde den »getrewen vnd gemeinen Rade in vnſe Statt to Brunswick« aufſuchen. Ebenfalls ſollen auch Innungsſtreitigkeiten durch den Rat zu Braunſchweig geſchlichtet werden. Der Vogt aber ſoll keinem, »de da borger ſind, beſate odder bekummeringe (d. i. Arreſt, Sühne, zur Ruhe bringen — Beſchlagnahme) don«; auch ſollen die Bürger »gesundert ſin von gemeinen Landtrecht vnde gedinge, vnde de Landtlude ſchullen ock nein ordel finden over vnſe borgere to Lutter«; d. h. alſo, die Bürger ſollten nicht mehr dem Land- ſondern dem Stadtrechte unterworfen ſein. Unter dieſem »gedinge oder godink« verſtand man das Gaugericht, das alle 6 Wochen, hauptſächlich über peinliche Sachen abgehalten wurde. Den Vorſitz führte der »gogreve« (Seite 9). Sehr oft wurde

mit dem godink aber auch der ganze Gaugerichtsbezirk oder Gerichtssprengel bezeichnet.

So hatte also Königsutter städtische Gerechtsame; es konnte an den landständischen Versammlungen teilnehmen, und der Bürgermeister wurde in der Folge zu dem weiteren Ausschusse der Landschaft gezogen, zu dem er bis zur Auflösung der Feudalstände gehörte. Die vom Magistrate erkannten Geldstrafen wurden aber von dem Herzoglichen Amte eingezogen, das über die außerhalb der Stadtmauer liegenden Gehöfte, besonders auch Mühlen, und über die sogenannte „Amtsfreiheit“ die Gerichtsbarkeit ausübte. Die heute noch so bezeichneten und am Helmstedtertor liegenden fünf Gebäude gehörten zur Burg Lutter. Die ursprünglichen Bewohner der „Freiheit“ waren Hörige, die von allen dinglichen Lasten befreit waren.

Auffallend ist es, daß die Bezeichnung des Ortes Königsutter als Stadt, besonders im schriftlichen Verkehr, sich nur sehr langsam einbürgerte. So finden wir noch sehr häufig in Urkunden, z. B. von 1454, 1470 und 1489, Königsutter als Flecken oder als »dat bleck³⁾ to Lutter« bezeichnet. Ja selbst 1594, nachdem es schon viele Jahrzehnte Stadt gewesen war, wird es in einem Weideprozeß stets noch „Flecken Konnigeslutter“ benannt, eine Bezeichnung, die sich so fest eingewurzelt hatte, daß noch 1604 nicht von einer Stadt-, sondern von einer „Bleck-Kirche“ zu Lutter die Rede ist.

Eine bedeutsame Änderung in den ganzen wirtschaftlichen, aber auch sozialen Verhältnissen der Stadt Königsutter brachte die Ansiedlung der „Schorstidtschen Bauern“, die etwa ums Jahr 1460 aus dem nahen, im Nordwesten liegenden Dorfe Schoderstedt (Scoder-, Schodderstidde) nach Königsutter zogen, weil ihr Dorf „in den Kriegsläufen in die Asche gelegt und gar arg verwüstet war“. Die Vertriebenen, die „ein Überbleibsel aus dem verschwundenen Dorpe Schorstidde“ waren, fanden in der Stadt willige Aufnahme; sie bewirtschafteten von hier aus ihren bedeutenden Länderebesitz, von dem allerdings ein großer Teil den beiden miteingezogenen adeligen Familien v. Nisleben und v. Marenholz gehörte. Noch heute erinnern die Flurnamen, wie „Schoderstedter Feld und Schorstidtscher Anger und -Holz“ an den zerstörten Ort, während der Name „Schoderstedter Bauern“ längst vergessen ist. In einer Prozeßakte vom Jahre 1656 finden wir noch einige mal die Bezeichnung „Schorstitschen Bauern“, doch begann schon in dieser Zeit eine Verschmelzung und ein Ausgleich dieses Standes mit der eigentlichen Bürgerschaft. Bemerkenswert ist auch ein amtlicher Bericht

über Schoderstedt aus dem Jahre 1700. „Nachdem nun dieses Dorf“, so heißt es wörtlich, „ganz desolat geworden, haben sich die Einwohner von ihrer Dorfstätte weg und anher (Königsutter) begeben und ihre Wohnungen hier wieder aufgebaut, ohne Zweifel, um sich unserem Wässerchen Lutter zu nähren, weil sie an jenem Orte (Schoderstedde) fast gar kein Wasser, auch nicht einmal zur Nothdurft, genug hatten, wie die Situation desselben Ortes noch ^{hier} zeigt. Aus Liebe und sonderlicher ^{neigung} Inclination gegen den angenehmen und sehr nuzreichen Bach, haben sie denselben vorgezogen, wie man denn in den Historien vielfältig findet, daß gemeinlich nach dergleichen Bächen, Gewässern und Flüssen ganze Städte, Schlöffer und geringere Orte genannt werden.“

Durch diesen Zuzug der Schoderstedter Bauern wurde abermals eine Erweiterung des Weichbildes nötig. Ein großer Teil der Ansiedler erhielt, wie allgemein angenommen wird, auf der Südseite des Ortes Landstücke, auf denen sie sich aufbauen konnten. Auch wurden jedem Anbauer auf Anordnung des Landesfürsten „ekliche Eichen- und Buchen Bäume, sowie einige Heistern zu Tönnich- und Strahl Holz“ (bönnichholt d. i. Weller- und Knüppelholz, das als Unterlage bei den Lehm- und Gipsfußböden gebraucht wurde) angewiesen. Aus den Trümmern ihres verwüsteten Dorfes durften sie das Baumaterial heraussuchen. So entstand im Laufe der Jahre eine Reihe von neuen Häusern, die den Anfang zu der heute noch vorhandenen „Neuenstraße“ bildeten. In späteren Zeiten sind auch beim Baue einiger anderer Häuser der Stadt, sowie bei der Hauptkirche in Wolfenbüttel (1604—1621) Steine aus den Trümmerhaufen mit benutzt worden.

Die sesshaft gewordenen Bauern bildeten der Bürgerschaft gegenüber eine eigene Genossenschaft, die sich aber in drei Klassen teilte. Die erste Klasse führte den Namen die „Große Bauermeisterschaft“, die zweite „Kleine Bauermeisterschaft“, und zu der dritten Klasse zählte man die kleineren Hofwirte, die aber ihres geringen Grundbesizes wegen nicht zur Bauermeisterschaft gelangen konnten.

Aus der Mitte der Bauernschaft wurden alljährlich zwei „Bauermeister“ gewählt, eine Einrichtung, der wir in Niedersachsen schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts begegnen, wo der Bauermeister (magister civium) dem herzoglichen Vogt unterstellt war und über die Richtigkeit von Gewicht und Maß zu wachen hatte. Ihre Obliegenheiten waren nicht so vielseitig als in Oberlutter (siehe später); jedoch wichtig genug, daß sie vor dem Räte der Stadt einen „Bauer-Meister-Eyd“ schwören mußten. Sie verpflichteten sich, „dem Fürsten getreu, gehorsam

und gewärtig zu sehn; Arges und Schaden von ihm abzuwenden, aber auch der Vorgesetzten Beamten Ge- und Verbot in allen nachzufolgen“. Vor allem hatten sie die Aufsicht über die Wiesen und danach zu sehen, daß diese zur rechten Zeit bewässert oder trocken gelegt wurden. „Die Einnahmen“, so heißt es in einer Verfügung von 1647, „aus den gemeinen Gütern habt ihr getreulich zu berechnen, auch dahin zu beobachten, daß selbige wirklich in der Bauermeisterschaft Nutzen hinwiederum verwandt werden kann, keines weges aber verstaten, oder mit dazu helfen, daß sie in ohnnötigen Geföße oder Schwelgerey verbraucht werden.“ Das Amt, Hüter der Mäßigkeit und Nüchternheit zu sein, scheint den Bauermeistern besonders obgelegen zu haben, denn in ihrem Eide mußten sie auch geloben, darauf zu achten, daß „an Sonn- oder heiligen Tagen in den Krügen und sonst keine Sauj-Gelagen und Prassereyen angestellt wurden“.

Für die Mühewaltung, die ihnen besonders noch durch die Beaufsichtigung der etwa 10 Morgen großen „Bauermeister-Wiesen“ oblag, erhielten sie eine pachtfreie Wiese von 4 Morgen 40 Ruten, deren jährlichen Ertrag sie zu ihrem eigenen Nutzen verwenden durften. Sie hatten auch noch die Verpflichtung, um Fastnacht bei „einem jährlich abzuhaltenden See-Convemt, woben über die Umstände gedachter Wiesen conferieret wurde“, ein Festmahl, den sogenannten See-Schmaus zu geben. An demselben durften dann sämtliche an den Wiesen Beteiligte, auch die Hirten, teilnehmen. Als Hauptspeise bei dem „Bauergelage“ waren Krebse, Karpfen oder Hechte vorgeschrieben, die ja in der damals noch sehr fischreichen Schunter leicht zu fangen waren.

Dieses Fest, an dem es oft sehr hoch und feuchtfröhlich herging, wurde nach der Separation der Feldmark Königsutter am Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mehr abgehalten; doch weiß das Gasthaus „Zur Plantage“, wo der Convemt in den letzten Jahrzehnten seines Bestehens abgehalten wurde, manch' loses und lustiges Stücklein vom Seeschmause zu erzählen.

Der Name Bauermeister und der damit verbundene Dienst ist hier verschwunden. Aber auch der oft peinlich innig gehaltene Unterschied zwischen Bauermeisterschaft und Bürgerschaft hat aufgehört, seitdem auf allen Gebieten des kulturellen Lebens auch in unserm Städtchen bedeutsame Neuerungen und tiefeinschneidende Veränderungen vorgegangen sind.

Wie wir vorhin gesehen haben (Seite 11), erhielt Königsutter

unter der umsichtigen und segensreichen Regierung des Herzogs Julius eine neue Bestätigung des Stadtrechts. Etwa 15 Jahre später, 1585, bekam es ein ausführliches Stadtrecht, das in dem »Statuta vnde Echteding des Rats vnd Gemeine to Konigslutter« noch vorhanden und in niederdeutscher Sprache ausgearbeitet ist.

Das echte ding, auch eddach und ettink genannt, enthielt hauptsächlich Polizeigesetze, die aber meist ohne Genehmigung des Landesherrn oder des herzoglichen Vogtes von dem Räte der Stadt erlassen wurden. Es wurde im Mittelalter zwei- bis dreimal im gehegten Gerichte vorgelesen, zu dem sich dann alle im Gerichtsbezirke ansässigen Freien einzufinden hatten. Da Königsutter das aus dem Jahre 1401, bezw. 1532 stammende Braunschweigische Stadtrecht erhielt, so darf es uns nicht auffällig erscheinen, daß sich zwischen beiden eine große, oft wörtliche Übereinstimmung zeigt.

In dem ersten Teile, dem Echteding, mit seinen 44 Kapiteln ist z. B. die Rede vom gerichte, von beschädunge, von der burschop (Bürgerrecht, Bauerschaft), von penningen vnde von smyde (Geschmeide, Schmuck, Metall), von joden, von ve vnd von swynen, von testamente, von deynsten, von taverne (Taberne—Schenke, Trinkhaus), von vorhoken, von vüre to vorwarende, von tinse, von vtjacht vnd von wapene, von lisgedinge vnd von veltgut to koppen, von holte to nehmende, vnd von vnvoghe, von arbeits-lüen, von doden, von kinder döpen usw.

In großer Ausführlichkeit sind im Echteding auch die Vorschriften, die sich auf die Kleidung der Frauen, auf Festlichkeiten und Gastmähler beziehen. Solche scharfe Verordnungen waren nötig, denn am Ende des Mittelalters und weit bis in das 16. Jahrhundert hinein, als der Wohlstand der Städte blühte und die Gilden frei, wohlhabend und geachtet dastanden, wuchs mit dem Reichtum auch die Appigkeit im Tragen von kostbaren Kleidern; Genußsucht und Verschwendung bei Gelagen, Volks- und Familienfesten nahmen in bedenklicher Weise überhand. So wurde in unserem Echteding den Jungfrauen und Frauen, »de vsc Börgersche edder Inwonersche weret«, genau vorgeschrieben, bis zu welchem Preise der Mantel, der Rock oder das Band am Aranze sein durfte, wenn sie dieselben tragen wollten. Selbst die Länge der Kleidungsstücke war genau angegeben; so heißt es u. a. in einem Abschnitt: »Ok schüllen düsse fraven edder jungfraven nich dragen hoiken (Mantel) edder rock, de also lang weret, dat se öne up de ere, wenn se uppen holschen gingen, naslepen möchten, by

teyn schillinge strafe.« Das Verbot, großen Aufwand zu treiben, traf aber auch das Hausgesinde in der Stadt. So heißt es an einer anderen Stelle: »Weke deynstmaget snallen edder knöpe drecht, de vergüldet sind, sall dem Rade strafe geuen.«

Auch dem zunehmenden Aufwande bei Verlobungen, Hochzeiten und Taufen wurde entgegen getreten, wie es die Verordnungen »von de brutlachten« (-lechte, -lichte, brutloft, d. i. Brautlauf, Hochzeit, Ehe) zeigen. In ihnen wurden genau die Geschenke festgesetzt, welche die Verlobten sich gegenseitig geben durften. Die Braut sollte als Brautgabe dem Bräutigam nicht mehr als eine Mark geben, ebensoviel dem Vater und der Mutter. Jedes Familienmitglied, das in dem Hause des Bräutigams oder in der Stadt überhaupt wohnte, erhielt 10 Schillinge; die Knechte und Mägde aber je 2 Schillinge. »We düet anders holde, schall dem Rade vif Mark geuen.« Der Bräutigam aber mag »anleggen vor öre kleder vnde juwelen vif Mark, vnde nich mehr, minder mach he daun«.

Zu dem Hochzeitsfeste selber sollten aber nicht mehr geladen werden, denn »teyn lüe, fraven vnde mann, vnde acht jungfraven, vnde det abends nich mehr, denne fosteyn lüe vnde achte jungfraven. Ok schüllt neyne spellüe mehr sitten als achte. Wer dat anders holde, de schall vor jeglichem minschen vnde spelmann geben vif schillinge«. Bei der Taufe durften nicht mehr als fünf Gäste geladen werden. Waren mehr Gäste zugegen, so mußte man für jeden überzähligen Gast fünf Schillinge Strafe zahlen. Ähnliche Vorschriften enthielt etwa 60 Jahre später (1647) die Landes-Ordnung des Herzogs August des Jüngeren. Hier wird u. a. gesagt, daß »zu den Hochzeiten sollen ohne Unterschied nicht mehr als 4 Tische an Gästen, auch selbige nicht über zwey Tage gespeiset, auch jedesmal mehr nicht als 4 Gerichte aufgetragen werden, bey Straffe vor jeden Tisch 4 fl, vor jeden Tag und vor jedes Essen 2 fl. Bei den Kindtaufen sollen die Gelage, sowohl für die Gevattern, als andere Gäste, sie seien Pastoren oder Opferränner, ganz und gar abgeschaffet sein, bei Straffe von 4 fl für jeden Gast, der gebeten war“. Erschienen mehr als 3 Taufpaten, so mußten für jeden über diese Zahl 30 Reichstaler Strafe gegeben werden. „Den Weibern aber, so bey der Geburt gewesen, keineswegs aber einigen anderen, sollen an dem Tauf-Tage, oder des nächstfolgenden Tages zwey Gerichte, ohne Butter und Käse, gegeben werden, ein mehreres und zu anderen Zeiten aber nicht, bei 4 fl Straffe.“

Harte Strafen wurden auch in verschiedenen Paragraphen gegen

das „dobbeln dobbelspel“⁴⁾, ein Glücksspiel mit Würfeln, festgesetzt. Wurde gedobbelst um mehr als 10 Schillinge und dies dem Räte der Stadt bekannt, so mußte jeder Spieler eine Mark Strafe geben. Ein jungfnecht (Junggesell) aber brauchte seinen Verlust beim Doppelspiele nicht zu bezahlen, denn »hei schall da neyne not umme lien«.

Sehr scharf ging man aber auch mit den „dobbelspelern“ ins Gericht, die »binnen eyner nacht vnd eynen dage bober einer mark« gespielt hatten und hierbei abgefaßt waren. Sie mußten dem Räte zehn Mark Strafe geben und dann »scheren inn gemack, da öne de Rat hebbben wolle vnd da allene bliuen, also dat nemmet to öne queme one de Rades vulbort (Erlaubnis), de negensten ses to komenden weken one gnade«. Nur der Fronbote durfte dem verhafteten Dobbler die Speisen zutragen, die aber auf des Spielers Kosten zubereitet waren. Nach Ablauf der 6 Wochen Haft stand es dann in des Rates Belieben, den Bestraften noch festzuhalten, oder, wenn »echte not were, dat hei afkomen möster«.

Der zweite Teil, das Stadtrecht, mit seinen 114 Kapiteln, handelt u. a. »von den richtern vnd von eininge (Innung — Vereinigung), von vorbeden (vorboten — vorladen) vnd clage, von tügen, von vogede, von weddeschat (Strafe, auch Geld oder Gut als wedde, d. h. als Pfand, geben), von vulste (Hilfe — Unterstützung), von ohrvnd dumenslag, von anverdinge (Angriff, Überfall), von mes liggen uper strate, von kope midder geste penninge, von dotslagen, von besate vnde beholdinge, von hus frede vnde fryheit, von de vestinge, von deuen vnde von roue, von schradern (Schneidern), von warynge (Verwahrung), perdekopes, von delinge der erue vnde lehngüter twischen eldern vnde kindern, swestern vnde brödern (ein sehr umfangreiches, das Erbrecht behandelndes Kapitel), von troueren — roueren — rufferschen (Betrügern, Räubern, Rupperei — Unkeuschheit), von giffte vnde von testamenten, von hergewede (eigentlich Heeresrüstung, aber auch Ausstattung eines Weibes in Kleidung und Schmucksachen) usw.

Ausführliche Bestimmungen in 15 Abschnitten enthält auch das Kapitel über den Zoll. Nach ihnen waren die Bürger, wenn sie mit ihren Waren aus der Stadt oder in die Stadt Königsutter fuhren, nicht zollpflichtig; kamen sie aber mit vollem Fuder nach Braunschweig und legten hier ihre Deichsel nieder, d. h. spannten aus, so bezahlten sie den halben Zoll, »lecht de man auer de discce nich nedder, hei gift neynen toll«.

Betrug der Preis für die Ware unter einen Schilling, so war

sie zollfrei, galt sie mehr, so gab der Verkäufer für jeden Schillingwert einen Scherf⁵⁾ Zoll. Wurden Waren nach Celle oder Gifhorn gebracht, so waren diese zollfrei. »Vor dat swin, dat man kofft odder verkofft, vnde vor dat rind einen penning; vor veer schape odder zegen einen penning, vor dat perdt, dat man kofft odder verkofft, twe penninge, of de toller darup kumpt, nich anders«. Für einen Wagen, der Brot in die Stadt brachte, mußte ein Pfennig Zoll gegeben werden.

Unter den verschiedensten Strafen, die bei Vergehen von dem Räte ausgesprochen wurden, wird seltsamerweise auch noch das Tragen des heißen Eisens erwähnt. Diese Strafe, die hauptsächlich über Diebe verhängt wurde, gehörte zu den sogenannten Gottesurteilen oder Ordalien und bestand darin, daß der Angeeschuldigte, nachdem er seine Hand mit kaltem Wasser gewaschen hatte, ein heißes Eisen in der bloßen Hand bis zu einem festgesetzten Ziele, gewöhnlich sechs Schritte weit, tragen mußte. Hierauf wurde die Hand mit einem Tuche umwickelt und nach drei Tagen besichtigt. Zeigte sie dann keine Brandwunden, so war der Angeklagte von aller Strafe frei.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß solche Feuerprobe, die anderwärts höchstens bis Ende des 15. Jahrhunderts üblich war, hier noch 100 Jahre später in Anwendung gebracht wurde! Wäre sie wirklich vollzogen, so läge die Vermutung nahe, daß auch noch andere Ordalien, wie Wasserprobe, Kreuzgericht, Schwertkampf usw. als Strafmittel in Gebrauch gewesen wären; doch ist von diesen Strafen an keiner Stelle im Stadtrecht die Rede.

Wohl aber wurden hier noch bis ins 18. Jahrhundert hinein Übeltäter »offentlich inn branger gestellt, vnd fürther mit rutten außgehawen«. Der Pranger oder Schandpfahl (kåk), an welchem die Verurteilten durch den Gerichtsfron zur Schau gestellt und dem Spotte der Vorübergehenden preisgegeben wurden, stand auf dem Marktplatz in der Nähe des Rathauses und wurde noch bis vor kurzem in einem Winkel des Amtsgerichtshofes aufbewahrt. An die Auspeitschung mit Ruten, den sogenannten Staupenschlag, der noch in einer Landesverfügung vom 20. September 1742 angeordnet wird, erinnert die frühere „Staupbesen-Twete“, die am Westertore lag und nach dem Braunschweigertore führte. Durch diese Gasse, so erzählt noch heute der Volksmund, wurden die aus der Stadt Verwiesenen geführt und hier mit Ruten auf den entblößten Rücken gepeitscht. Ja, selbst noch in einem Erlasse vom 27. August 1744 wird vorgeschrieben, daß „bey

zuerkandter Peinigung oder real-territion der Delinquenten bey dem gradu torturae, die Daumenschrauben und Schnüre, welche nicht von Haaren, sondern von Flachs seyn sollen, appliciret: bey dem zweyten Gradu, diesen der Spanische Stiefel hinzu gefüget, und bey dem dritten und lezten, die Leiter und der gespickte Hase hinzugethan werde, die real-territion aber die Adhibirung der Daumenschrauben dergestalt mit sich bringe, daß dieselben nach der Anlegung wirklich zugeschroben, 10 bis 12 Minuten zugeschroben gelassen, dem Inquisito immitteltst zum Bekänntniß der Wahrheit fleißig zugeredet, weiter aber keine Peinigung gegen ihn vorgenommen werde“. Die letzte Hinrichtung einer weiblichen Person, der Marie Detten, geschah hier öffentlich auf dem Markte am 18. Juni 1720. Die Angeklagte war wegen „oftmahllich gebrochener Uhrfeder“ zum Schwerte verurteilt, nachdem sie am Pranger unter 3 Richtern gestanden, hernach den Staupbesen gekriegt hatte und ihr darauf 2 Finger abgeschlagen wurden“. Die letzte Vollstreckung der Todesstrafe durchs Schwert an 2 männlichen Personen erfolgte auf dem Marktplatze im Mai 1745, jedoch „nicht beyde zugleich, sondern einige Tage nach einander“.

Wie weit nun die Stadt ihr Recht und die ihr zustehende Gewalt ausdehnen konnte, erfahren wir im Kapitel IX, in dem es kurz heißt: »der Stadt recht wendet also ferne also öre veweiden wendet vnde landtweren.« Der »vrede vnde ban« (Friede und Gewalt) des Stadtgebietes war aber »up byden sieten der stadtmure achteyn vöte lang«.

Über die Feststellung jener Weidegrenze entstand im Jahre 1594 ein „Guet- und Weydeproceß“, den die Stadt gegen die benachbarte Gemeinde Rieseberg erhob, und der selbst nach 100 Jahren noch immer nicht endgültig beigelegt war. Die Klageverhandlungen geben uns so recht ein Bild von dem damaligen Rechtsbewußtsein der Beteiligten, zeigen aber auch den streitsüchtigen und niedersächsisch-starrköpfigen Sinn der Rieseberger Bauern, die trotz wiederholter Verurteilung immer wieder von neuem durch Überschreitung der Triftgrenzen Ursache zu Streitklagen geben.

Die Grenze beider Gemarkungen, die ursprünglich durch einen Graben und einen Schlagbaum gekennzeichnet war, war nicht mehr aufzufinden; andere wiederaufgestellte Grenzzeichen hatten aber die Rieseberger bei passender Gelegenheit vernichtet und dabei auch verschiedene Pferde und Rinder der Einwohner von Königslutter gepfändet. Nach längeren Verhandlungen wird die Gemeinde Rieseberg als verlierende

Partei verpflichtet, sich „vor dergleichen Aufwiegelungen vndt thätigem Handeln, wie Pferdepfänden vndt unerhörte Prügeleyen zu enthalten vndt auch dem Hause Königsutter allen schuldigen gehorsam vndt treue zu beweisen“.

Nach wenigen Jahren, 1605, erheben die Bauermeister und Dingemeyer zu Rieseberg wieder Klage wegen Anrechts auf einen Morast, der ihnen durch „Brief und Siegel zugesichert sei, leider aber sei beides verbrannt. Würden die Königsutterschen noch weiter bis zu ihrer Grenze hüten, dann müßte man sie mit dem Schwerte zurücktreiben; Schlageren, Verderb des Viehes vndt ander Menschenunglück solle aber verhütet werden“. Das Urtheil geht dahin, daß beide Parteien sich vergleichen sollen. Königsutter nimmt den Vergleich an, die Rieseberger aber, „weil sie hartmäulig und querköpfig waren“ (wie es in den Akten heißt), weigern sich, und die Commissarien müssen, „da sie nichts fruchtbares schaffen können, unverrichteter sache wieder abziehen; sie wollen aber die Angelegenheit den Fürstlichen Herren Räten zu verstehen geben“. Die Verhandlungen verzögern sich, und der Prozeß wird, jedenfalls durch die Wirren des 30jährigen Krieges, verschleppt. Die Rieseberger aber setzen ihre Uebergriffe fort, bis endlich 1650 am 26. September der Fürstliche Kanzler und die Räte zu Wolfenbüttel den streitlustigen Riesebergern befehlen, „daß Ihr bey diesem noch immer währenden und unerhörten Prozesse, wegen der eigenthätlichen pfandung, nicht allein das weggenommene Rindvieh bey 20 Thaler Strafe den Königsutterschen wieder einliefert und denselben ihren erlittenen schaden wieder entrichtet, sondern auch hinfüro alles eigenthätlichen pfandes bey 50 Thaler, so von euch sofort gefordert, euch enthalten sollt“.

Die Rieseberger lassen sich aber nicht einschüchtern. Wüste Schlägereien, bei denen sogar ein Hirt totgeschlagen wird, werden mit der Stadt angezettelt; Pferde und Kühe werden mit Gewalt genommen, dann verstümmelt und so wieder in die Stadt gejagt.

Endlich im Jahre 1658 sollen durch eine Verfügung des Landesherrn die endlosen „streitigkeiten vndt gebrechen entschieden aufgehoben werden“. Es kommt eine Kommission, die nun durch Errichtung von Malsteinen und Pfählen die Trift- und Weidegrenze genau festlegt. Man sollte meinen, die Rieseberger wären nun endlich des Kampfes müde geworden und hätten sich den Beschlüssen gefügt! Die Akten aber sagen uns, daß die Rieseberger sich „gar bald wieder maufig gezeicht, gegnurredt vndt frakehleren angefangen hätten“. Die Stadt beschwert sich beim Landesherrn, der nun anordnet, daß bei 100 Thaler Strafe

die von den Riesebergern gepfändeten 9 Pferde zurückgegeben werden sollen. „Wollen sie nicht pariren, soll die dictirte Strafe durch zulängliche Mittel schon eingetrieben werden.“ Doch alle Strafandrohungen helfen nicht! Am 9. Juli 1659 schreibt der Bürgermeister an den Fürstlichen Rat, daß die Rieseberger die Grenzsteine weggenommen und in einer Nacht den Pferden aus der Stadt die Schweife abgeschlagen und gar schimpflich verkürzt hätten. Es erfolgt Abhilfe, aber nach wenigen Jahren sind alle Verträge vergessen, und der Kampf ums vermeintliche Recht beginnt von neuem. Am dritten Pfingsttage des Jahres 1681 erscheint während der Fröhpredigt die ganze mannhafte Einwohnerschaft von Rieseberg, bewaffnet mit allen möglichen Feld- und Wiesengeräten auf der strittigen Weide und führt nach kurzem Handgemenge nicht nur sämtliche Kühe und Pferde der Stadt, sondern auch den alten Schafmeister und die Hirten unter lautem Feldgeschrei in ihr Dorf. Die herden- und hirtlosen Stadt erhebt nun ernstliche Beschwerden gegen diesen Raubzug, doch die Bauern erklären, sie würden das Vieh nicht wieder freigeben, und ihr Gut und Blut, und alles, was sie in der Welt hätten, darangeben und sich nie und nimmer die Weide nehmen lassen. Nach längeren Verhandlungen kommt es endlich zu einem Vergleich. Im Jahre 1686 werden genau die Weidegrenzen festgestellt, und jeder der Beteiligten beider Parteien hat eine Strafe von 2 Taler zu zahlen.

Nicht lange aber dauert der Frieden, denn 1690 geht die Fehde wieder los, bis endlich 1707 friedliche Ruhe unter den erregten Gemüthern eintritt, und Dorf und Stadt wohl einsehen, daß ein magerer Vergleich immer noch besser ist, als ein fetter Prozeß. Die Veranlassung zur Beilegung der schlimmen Streitigkeiten mochte vor allem auch ein Schreiben des Landesherrn gewesen sein, in welchem er nachdrücklich auf den Erlaß vom 20. August 1706 hinwies und verfügte, daß „wer künftig einige Pferde aus dem Felde oder der Weyde böswilliger Weise zu entführen und zu entwenden sich gelüsten lasse, er sey wer er wolle, heimlich oder fremd, von Unser Miliz oder sonst andern Unsern Unterthanen ohne einige Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gerichtet werden solle“.

Die kleinen Scharmügel um Weide und Torfmoor, die 1730 wieder begannen und bei denen die unzufriedenen Rieseberger mehrere Hammel pfändeten, hörten bald nach dieser Zeit auf und waren ohne größere Bedeutung. Die Nachbargemeinden Rieseberg und Königsutter schlossen nach einem über 130 Jahre dauernden Streite den löblichen

Frieden, und statt der Friedenspalme wurde auf der Grenze ein großer Malstein errichtet, in dem auf der einen Seite ein Kuhhorn und gegenüber ein Pferdehuf eingemeißelt war.

Die nachfolgenden Zeiten brachten in der Geschichte der Stadt, abgesehen von mancherlei Veränderungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, von denen an anderer Stelle kurz Erwähnung geschehen wird, nichts besonders Bemerkenswerthes. Königsutter entwickelte sich im 18. und 19. Jahrhundert zu einem freundlich blühenden Städtchen, wie wir es noch heute vor uns sehen.

Unglücksjahre.

Schwere Stürme sind oft über unser Städtchen dahingebraust; Krieg, Brand und verheerende Seuchen haben es hart mitgenommen und die armen Einwohner in die größte Bedrängnis gebracht. Folgende Schicksalsschläge mögen hier kurz erzählt sein.

In dem Bruderkriege der Herzöge Wilhelm des Ältern († 1482) und Heinrichs des Friedfertigen († 1473), der auf beiden Seiten mit rücksichtslosester Bitterkeit geführt wurde, rückten 1432 die Bürger der Stadt Braunschweig, die mit der Stadt Magdeburg und dem Herzoge Otto von Göttingen auf der Seite Heinrichs standen, aus den Toren. Wohin sie auch kamen, überall rief der ungeordnete Raubzug Entsetzen und Verzweiflung hervor. Verschiedene Dörfer der Umgegend von Braunschweig wurden niedergebrannt und die Felder mit ihren Ernten zertreten. Im August 1432 zogen die Verbündeten auch in das Städtlein Lutter ein, um hier unter dem Wehklagen der bedrängten Einwohner in der schlimmsten Weise zu plündern. Wer sich dem wilden Heereshaufen entgegenstellte, um sein Hab und Gut zu verteidigen, wurde mißhandelt und niedergeschlagen. „Mit rauben, brennen, morden,“ so sagt Rehtmeyer in seiner Chronik, „ist grossen Schaden geschehen, daß das Land Braunschweig sehr verwüstet und verdorben worden“. Diese Verwüstung der Stadt Lutter war für die Bewohner ein harter Schlag, der aber gemildert wurde, als am 23. November desselben Jahres durch Vermittlung einiger Fürsten zu Schöningen ein Friedensabschluß zustande kam, und nun der friedliebende und sparsame Heinrich bemüht war, in Stadt und Land die durch die Fehden geschlagenen Wunden zu heilen und den Wohlstand seiner Untertanen zu heben. Ein alter Chronist sagt von ihm: „Alle seine Burgen hatte

er frei; er hatte seine Bügde darauf, so daß Land und Leute, seine Burgen und Städte in großer Nahrung standen.“ Auch in Lutter verschwanden bald die durch den Krieg entstandenen Verwüstungen. Mit Erlaubnis des Herzogs Heinrich durften die Bewohner unentgeltlich, wie es später noch häufiger geschah, aus dem nahen Elm Steine und Holz zum Aufbau neuer Wohnungen holen; für den Winter aber wurde ihnen Brennholz frei zur Verfügung gestellt.

Die in unserm Städtchen wieder nach und nach hergestellte Ruhe wurde aber 60 Jahre später von neuem gestört, als Herzog Heinrich der Ältere (1491—1514), der Sohn Wilhelms des Jüngeren, in einen wüsten Krieg mit der Stadt Braunschweig verwickelt wurde. Die mächtig emporstrebende Stadt Braunschweig hatte nämlich in dieser Zeit durch Kauf oder Pfand eine Menge von Ortschaften und Ämter an sich gebracht, die aber der Herzog wieder zurückforderte. Da die Stadt trotzigen Widerstand bot, verband sich Heinrich mit vielen deutschen Fürsten, Edelleuten und einer großen Anzahl von Städten, unter denen außer Helmstedt, Schöningen und Schöppenstedt auch Lutter genannt wird. Die streitbaren Männer unserer Stadt schlossen sich im Sommer 1492 den Verbündeten des Herzogs an, um Braunschweig mit zu belagern. Sie erinnerten sich vielleicht mit Ingrimm an jene schlimme Zeit, als 1432, wie vorhin geschildert, braunschweigische Bürger ihr Städtchen ohne Grund verwüstet und Unheil über die friedlichen Bewohner gebracht hatten. Die Fehden wurden auf beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt. Verwüstungen und Brandschätzungen waren an der Tagesordnung. Besonders machten die Braunschweigischen, als der Winter nahte, und die Lebensmittel in ihrer Stadt knapp wurden, räuberische Ausfälle in die weiteste Umgegend bis nach dem nahe bei Lutter liegenden Lauingen und darüber hinaus bis nach dem Kloster Marienthal. Es ist wohl leicht anzunehmen, daß bei diesen wilden Streifzügen auch das Städtchen Lutter nicht verschont wurde, zumal ein großer Teil seiner Bürgerschaft sich den Feinden der Braunschweiger angeschlossen hatte.

Das 16. und 17. Jahrhundert brachte über das aufblühende Städtlein Lutter insolge großer Feuersbrünste und verheerender Kriegsunruhen wieder neues Unglück und Elend. So brannte 1571 die Stadt bis auf wenige Häuser nieder. Zwei von diesen verschont gebliebenen sind heute noch vorhanden. Leider wurde bei dem furchtbaren Brande auch das Rathaus mit in Asche gelegt, und es gingen dabei die wertvollen Schätze des Stadtarchivs mit verloren. Dieser

Verlust ist auch der Grund, daß wir über die Geschichte der Stadt vor dieser Zeit nur wenige urkundliche Nachrichten haben.

Raum war die Stadt aus der Asche neu entstanden, so gingen im November 1613 von den etwa 150 bewohnten Häusern wieder 126 in Flammen auf. Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich der Einwohnerschaft. Selbst die Freude, ihren Herzog Friedrich Ulrich begrüßen zu können, der 1613 die Regierung übernommen hatte, ward ihnen vereitelt. Der Fürst hatte sich nämlich an dem Tage des furchtbaren Brandunglücks in sein Land begeben, um die Ehrenbezeugungen seiner Untertanen entgegen zu nehmen; Lutter konnte ihn nicht empfangen, denn die rauchenden Trümmerhaufen waren kein Festgewand zum Empfange eines neuen Landesherrn. „Den 27. November 1613“, so sagt Rehtmeyer in seiner Chronik, „zog der Herzog aus der Stadt, um die Huldigungen ferner im Lande einzunehmen, so denn aller ends vergnüglich geschehen; Nur daß in Königsutter in diesem Jahre ein Feuer entstand, dadurch 126 Häuser eingäschert wurden.“ Der Landesfürst stellte den armen, „fast zu nichte gemachten Königsutterschen“ wieder, wie bei früheren Gelegenheiten, eine größere Menge von Bauholz frei zur Verfügung; doch was half's! Einige Jahrzehnte später, am 21. März 1657, als noch nicht alle niedergebrannten Häuser wieder errichtet waren, kam eine neue Feuerstrunst über das schwer heimgesuchte Städtchen und vernichtete wieder einen großen Teil der Stadt. Wie groß die Notlage der Bürger gewesen sein muß, ersieht man daraus, daß im ganzen Lande und über die Grenzen hinaus Geldsammlungen veranstaltet wurden, zu denen z. B. Blankenburg über 28 Taler und Göttingen 9 Taler beitrugen. Auch das Konsistorium erließ an alle Generalsuperintendenturen die Aufforderung, in ihren Sprengeln Unterstützungen sammeln zu lassen. Diese in mancher Hinsicht nicht uninteressante Akte sagt u. a. wörtlich: „Bürgermeister und Rath zu Königsutter haben uns wehmütig klagend zu erkennen gegeben, welchermassen allda zu Königsutter den 21. März entstandenen Feuerstrunst viele Häuser eingäschert, wobei dann der einwohnenden Bürgerschaft, so es betroffen, Vermögen vndt Vorrath zugleich mit uffgegangen, vndt Sie dadurch zu armen Leuten wurden. Weil Sie aber zu Wiederbauung Ihrer Häuser ohne Erbarmen mitleidender Christen, Zulage vndt Hülfe nicht erlangen können, vndt derowegen, daß wir uns Ihren betrübten Zustande annehmen vndt gegenwärtiges offenes Patent, zu Erlangung einer mitleidenlichen Hülfe, an alle Generalsuperintendenten inmaßen obsteht, Ihnen mittheilen möchten, fleißig ersuchen, vndt gebethen.

Wann Wir uns in ansehung solches jämmerlichen Zustandes Ihren flehentlichen suchen statgethan, So begehren anstat vndt von wegen Hochgenannten Unfers gnädigen Fürsten vndt Herrn, Wir hiermit, für Uns freundlich gefinnend, es wolle ein jeder vor Hochgemeltes Unfers gnädigen Fürsten vndt Herrn Vorordneter Generalsuperintendent dießer Brieff zu lesen fürgebracht, denen in Seiner anbefohlenen Inspection vndt gezirt gefessenen Specialibus anzeigen vndt befehlen, daß dieselben bey allen vndt Jedem Ihren untergebenen Pastoribus vndt Kirchenvätern, sobald vndt fürderlicht die gewisse Verfehung thun vndt beschaffen sollen, damit aus der Kirchen Vorrath vndt armen-kassen, auch von den Pfarrkindern jeden Orts, obgedachten armen Verbrandten vndt hochbetrübten Leuten, mit einer christlichen gutherzigen Hülffe vndt Zulage aus billigem Mitleide nach eines jeden Vermögen beigesprungen möge.“

Zu allen diesen schweren Heimsuchungen durch Brände kamen weiter noch die schrecklichen Verwüstungen, die durch die Reformationskriege hervorgerufen wurden. Als nach dem Passauer Friedensvertrage am 2. August 1552 der wilde Graf Volrad von Mansfeld sich mit seiner heutigetierigen Söldnerschar im Lande Braunschweig umhertrieb und überall brandschatzte, wurde auch Königsutter nicht verschont und mußte ähnliche Drangsale wie im Jahre 1432 erdulden. Wie groß die Verheerungen gewesen sind, erschen wir aus einem Wittschreiben, das am 3. Juli 1570 die Altarleute von Königsutter an den Herzog Julius (1568—1589) richteten. In ihm liest man u. a.: „Zu dem ist im Mansfeldschen Kriege das Kriegsvolk mit mächtiger Hand herein gefallen, haben de Kerchen und Alles geplündert, darin zerschlagen und zunichte gemacht, also daß wir kume mit dem Lebende davon gekommen seyn, so unvorhersehendes sind dy hier ingefallen.“

Noch härter aber waren die Schicksalsschläge, die der 30jährige Krieg über das Städtlein brachte. Nach der schweren Niederlage, die am 17. August 1626 Christian von Dänemark bei Lutter a. W. traf, und bei der das dänisch-niedersächsische Heer fast vollständig zersprengt ward, wurden dem Lande unerschwingliche Kriegssteuern auferlegt, von denen auch Königsutter, das noch immer an den Folgen der früheren großen Brände zu leiden hatte, arg mitgenommen wurde. Schon im März des Jahres 1626 war in einem Erlasse angeordnet, daß in Königsutter von einer „jeden Feuer- oder Hausstelle, dazu Weide gehört, monatlich ein Thaler und von jedem Häusling 6 Mariengroschen“⁷⁾ als Steuer aufgebracht werden mußte, eine Last, die von der in die äußerste Not geratenen Bewohnerschaft nicht gezahlt werden

konnte, so daß, wie Merian⁸⁾ in seiner Topographie erzählt, die Leute „dieser harten Geld-Pressuren wegen, die Stadt bis fast auf den letzten Mann verließen“. Durchziehende Kriegshorden plünderten die verlassenen Häuser und hinterließen überall die Spuren ihrer rohen Verwüstungen. Den armen Flüchtlingen folgten bald darauf im Oktober des Jahres 1626 auch die Lehrer der Stadtschule und der Superintendent Günther Daneil; sie erreichten nach vielen Gefahren die Stadt Braunschweig, in der sie Aufnahme und Schutz fanden. Bürgermeister und Rat der Stadt Königsutter, sowie der größte Teil der Einwohnerschaft, kehrten aber, vielleicht am Ende des Jahres 1626, wieder in ihre so hart mitgenommene Heimat zurück und hatten jetzt den Wunsch, ihren Seelforger wieder in ihrer Mitte zu sehen. Der Bürgermeister richtete deshalb im März 1627 an den Superintendenten Daneil, der noch in Braunschweig weilte, ein Bittschreiben, das u. a. wörtlich lautet: „Daß Ehrwürden uns nächsthin schriftliche Resolution zurückgefertigt Und darinnen Deroselben Herz, und Sie viel lieber bey Deroselben lieben Pfarrkinder, als abwesend zu seyn, zu vernehmen geben, haben wir mit erfreueten gemüth vernommen. Weil auch das hiesige heilige Osterfest herannahet, Wir und die ganze Gemeinde nicht allein ein herzsehnliches verlangen Zu unserm lieben Seelhirten tragen, Sondern Weill davon eine grose Anzahl sich gern mit dem lieben Gott zu vereinbahren bereitet, Vereicht an Ew. Ehrwürden nochmals Unser ganz Dienstfleißiges Bitten, daß dieselben, wo immer möglich, zu dieser Gemeinde Trost der Seele sich anhero erheben, Uns dieses, weil es Unser anliegen erfordert, zu keinem ungunten vermerken zu wollen, Wir hoffen zu dem viel frommen Gott, daß Ew. Ehrwürden durch den Schutz der Heiligen Engel uff der reise vnd dieses orts begleitet werden vnd von allen Unheill bewahret seyn vnd bleiben wirdt, Inmaßen zu solchem allen vnd was Ew. Ehrwürden zu Zeitlichen vnd ewigen gedeylich, wir getreulich empfehlen thun.“ Superintendent Daneil folgte der Bitte seiner Gemeinde, denn im ältesten Kirchenbuche der Pfarre findet sich unter dem 6. September 1627 der eigenhändige Vermerk des Superintendenten „Allhie ist fast eines Jahres defect wegen des beschwerlichen Kriegs-Unwäsens, da Ich Selber in etwas abwäsend war vndt von anders keine nachrichtung bekommen“. Und an einer anderen Stelle finden wir die Bemerkung: „Dis Blätterbuch, wie der augenschein gibt, hat für die inclemens (Rauheit) dieses Krieges nicht müssen sicher bleiben.“ Wie man an dem Kirchenbuche erkennen kann, ist, jedenfalls von rohen Kriegern, eine größere Zahl von Blättern gewaltsam herausgerissen.

Raub- und beutelustige Kriegsscharen durchzogen auch noch in der Folgezeit das arme Städtchen und richteten furchtbare Verheerungen an. So drangen 1636 kaiserliche und kurländische Soldaten in den Ort, plünderten die Kirche und das Rathhaus und „machten sie beide ganz rein und ledig“. Die Bewohner verließen zum Theil wieder die Stadt, kehrten aber zurück, als unterm 16. Februar 1637 der Befehl des Landesfürsten kam, „daß ein jeder Unterthan an seinen Ort innerhalb 4 Wochen, sub praeclusionis poena, bey seine verlassene Höfe und Güter sich wiederum verfügen, dieselben beahrten und bestellen solle“.

Am furchtbarsten aber müssen die Kaiserlichen 1640 in Königsutter gewüthet haben. Das kaiserliche Heer unter Führung des Erzherzogs Leopold und Piccolominis suchte fortwährend die Verbündeten, die ohne einheitliche Leitung waren, zu verfolgen; so kamen die gefürchteten Kroaten, gegen die schon in einem Erlasse vom 14. Mai 1625 „wegen besorgenden Einbruchs“ gewarnt war, in die Stadt und erzwangen mit roher Gewalt die letzte Habe der unglücklichen Bewohner. Der Ort war, so sagt der vorhin erwähnte Merian, „solcher gestalt in ruin gesezet, daß fast im halben Jahre kein Mensch und Tier darinnen zu befinden gewesen sei“. Und Legner⁹⁾ erzählt hierüber in seiner Beschreibung von Königsutter: „Als im Jahre 1640 der nachherige berühmte Abt Friedrich Ulrich Calixt aus curiositet von Helmstedt aus nach dem Kloster Königsutter geloffen sei, habe er die thüren in der Kirche und in allen übrigen gebäuden offen, etliche pölke und junge schweine auf zaunstecken gefunden und keine lebendige creatur, als einen alten fast verhungerten hund daselbst gesehen.“

Raum waren die Geflüchteten wieder nach ihren ausgeplünderten und verwüsteten Wohnstätten zurückgekehrt, da kamen schwedische Truppen, die unter der Leitung des Feldherrn Torstenson¹⁰⁾ auf ihrem Heereszuge die Stadt Königsutter 1643 berührten und hier, sowie in der weiten Umgegend, mit Schwert und Brandfackel ihren Weg kennzeichneten, unbekümmert um das namenlose Elend, das ihren Spuren folgte.

Wie furchtbar waren die Wunden, die der dreißigjährige Krieg durch seine Brandschazungen und Ausraubungen auch unserem Städtchen geschlagen hatte! Es war vollständig verarmt und theilweise in Trümmerhaufen verwandelt. Die Feldmarken waren zerstampft und, da die pflegende Hand des Landmanns gefehlt hatte, mit Dornengestrüpp überwuchert.

Als nun endlich, endlich nach langen, schwierigen Unterhandlungen am 24. Oktober 1648, nachdem schon am 18. November 1647 ein „Schutz-, Schirm- und Protections-Brief des schwedischen Generals Wrangel¹¹⁾ an alle im Amte Königsutter befindliche Unterfassen und Unterthanen“ erschienen war, der Frieden zu Münster unterzeichnet wurde, brachte auch hier diese Friedensbotschaft große Freude; und aus der Tiefe des Herzens kam der Dank, als am 9. November desselben Jahres ein kirchliches Friedensfest abgehalten wurde.

Viele Jahre aber hat es gedauert, bis durch den Fleiß der Bauernschaft und durch die Tüchtigkeit der Handwerker der Jammer des unglückseligen Krieges auch hier verwischt wurde. Hilfreiche Hand bot vor allem nach Beendigung des Krieges der Landesfürst, der Herzog August der Jüngere (1635—1666), der die Aufgabe sich gestellt hatte, sein Land wieder emporzuheben und dem Wohlstande, wie es früher ihn besaß, entgegenzuführen. Wie in vergangenen Zeiten, so auch jetzt in doppeltem Maße, bekamen u. a. die Bewohner außer Geldunterstützungen auch aus dem Eln unentgeltlich Nutzholz, das zum Aufbaue der Wohnhäuser dienen sollte.

Außer den hier aufgezählten Bedrängnissen durch Brand und Krieg kamen aber auch noch zuzeiten verheerende Seuchen, unter denen Königsutter verschiedentlich zu leiden hatte. Vor allem war es die Pest, auch wohl Pestilenz oder das „Große Sterben“ genannt. Zwar können wir in manchen Fällen nicht genau die Zeit des Auftretens der Pest in Königsutter angeben, doch läßt sich wohl aus den Mitteilungen älterer Schriftsteller, wenn sie sagen, daß die Pest „im ganzen Lande, oder in der weiten Umgegend von Braunschweig oder Helmstedt gewüthet habe“, annehmen, daß auch unser Ort nicht verschont geblieben ist.

Abgesehen von 1349 und 1438, als die Pest, de grôte dot, in ganz Deutschland furchtbar wüthete, und 1439 „Großes Sterben“ im ganzen Lande war, also auch Königsutter davon nicht unberührt geblieben sein wird, haben wir aus dem Jahre 1624 glaubwürdige Nachrichten über das Auftreten dieser Seuche in Königsutter. In einem Totenregister aus jenem Jahre werden 47 Pestkranke erwähnt, die binnen wenigen Wochen verstarben. Ebenfalls trat 1680 die Pest wieder im ganzen Lande auf, so daß ein „Pest-Buß-Tag“ angeordnet und im folgenden Jahre der großen Pestgefahr wegen hier in Uutter das Abhalten der Jahrmärkte verboten wurde. Machtlos

standen die Leute dieser mörderischen Krankheit gegenüber. Es erschienen zwar in dieser Zeit sogenannte „Pest-Ordnungen und Verzeichnisse von Arzneien, wie die Leute durch geringe Mittel praeserviren und curiren können“, doch hatten dieselben wenig Nutzen.

So haben wir gesehen, wie Kriegs-, Feuersnot und Seuchen oft großes Unglück über unsern Ort gebracht haben; doch immer wieder hat die Bevölkerung sich emporgerafft, und aus den verödeten Wohnstätten erstand von neuem ein freundliches und blühendes Städtchen.

Drei namhafte Männer.

An dieser Stelle möge auch ein kurzes Lebensbild gegeben werden von drei Männern neuerer Zeit, deren Name eng mit der Stadt Königsutter verbunden ist, und deren erfolgreiches Wirken nicht ohne größere Bedeutung war.

1. Christian Friedrich Samuel Hahnemann (geboren den 10. April 1755 in Meissen), er war der Begründer der Homöopathie, und hatte, was wohl weniger bekannt ist, auch eine kurze Zeit seinen Wohnsitz hier in Königsutter. Im Jahre 1797 erwarb er das dicht neben dem Stadtkeller liegende jetzige Rathaus, um hier seine Berufstätigkeit als Arzt auszuüben. Doch erging es ihm hier, wie vorher in anderen Städten, z. B. Braunschweig und Wolfenbüttel. Er geriet gar bald mit den Apothekergerechtsamen in Zwiespalt, weil er sich das Recht nicht nehmen lassen wollte, die für die Kranken bestimmten Arzneien selber zuzubereiten und zu verabreichen. Schon einige Jahre vorher, nachdem er das berühmte Werk »Treatise of the materia medica« des englischen Arztes William Cullen übersetzt hatte, reiste in ihm der Gedanke, eine neue Heilmethode zu erforschen; und gerade hier in Königsutter stellte Hahnemann, als er schon ein Jahr früher, 1796, sein System im „Journal für praktische Arzneikunde“ veröffentlicht hatte, die verschiedensten Versuche an, seine neuen Ideen zu verwirklichen. Bei der Behandlung der Kranken wurde er von seiner Gemahlin, die später die homöopathische Tätigkeit selbständig weiter ausübte, unterstützt. Zur vollständigen Tatsache wurden allerdings seine Ansichten erst 1810, als er in seinem „Organon der rationellen Heilkunde“ sein medizinisches System als Ganzes veröffentlichte und so den Grund zu einer ganz neuen Heilkunde, der Homöopathie, legte, in der er als obersten Grundsatz hinstellte: »Similia similibus curantur« (Ähnliches wird durch

Ähnliches geheilt), d. h. Krankheiten sollen durch Mittel geheilt werden, die bei gesunden Menschen Erscheinungen erzeugen, die der betreffenden Krankheit ähnlich sind. Die Arzneimitteln sollen aber nur in sehr starker Verdünnung verabreicht werden.

Nur zwei Jahre blieb Hahnemann hier in Königsutter. Angefeindet als Charlatan und getrieben von Nahrungsorgen, verließ er 1799 unsern Ort und zog nach Hamburg, wurde aber auch hier nach kaum einem Jahre wieder vertrieben. So wanderte Hahnemann später von Stadt zu Stadt, bis er endlich 1835 nach Paris ging, wo er eine ausgedehnte ärztliche Tätigkeit fand und am 2. Juli 1843 starb.

2. Peter Krusenbergs, der in der medizinischen Wissenschaft, besonders um die Einführung der physik. Diagnostik und der pathologischen Anatomie sich große Verdienste erworben hat. Als Sohn unserer Stadt wurde Krusenberg am 14. Februar 1787 in der am Marktplatz belegenen Apotheke¹²⁾ geboren, die schon seit längeren Jahren Eigentum der Krusenbergschen Familie war. Peter Krusenberg hatte zahlreiche Geschwister; einer seiner Brüder, Johann Friedrich, übernahm die väterliche Apotheke.

Zuerst besuchte Peter die hiesige Bürgerschule, ging dann 1799 nach Braunschweig auf das Gymnasium, von dem er im Juni 1805 mit den besten Zeugnissen entlassen wurde. Drei Jahre besuchte er darauf noch die Vorlesungen des anatomisch-chirurgischen Collegiums, um dann im Mai 1808 die Universität Göttingen zu beziehen. Hier erwarb er sich am 5. März 1810 die Doktorwürde und wandte sich im folgenden Jahre nach Berlin, wo kurz zuvor eine neue Universität gegründet war.

Im Jahre 1813 aber, als Napoleons Macht tief erschüttert war, und ganz Deutschland zur Befreiung sich erhob, trat auch Krusenberg in das Lützowsche Freikorps und nahm, zuerst als Jäger, dann als Arzt an dem Feldzuge teil. Durch Krankheit gezwungen, mußte Krusenberg im Herbst 1814 seinen Abschied nehmen, wurde aber schon am 22. Dezember desselben Jahres als außerordentlicher Professor der Pathologie und Therapie nach Halle berufen, wo er 1816 die berühmt gewordene Poliklinik errichtete, der er nun seine ganze Kraft opferte. Nach dem Fortzuge des Professors Nasse, 1822, wurde er Direktor der klinischen Anstalt, eine Stellung, die er bis zum Jahre 1856, in welchem er in Ruhestand versetzt wurde, inne hatte. Etwa 5 Jahre später gab Krusenberg auch seine übrige ärztliche Tätigkeit auf und starb, hoch-

geachtet als einer der bedeutendsten Kliniker seiner Zeit, am 13. Dezember 1865 in Halle.

Krukenberg entfaltete auch als Schriftsteller eine vielseitige fachwissenschaftliche Tätigkeit. Er veröffentlichte u. a. auch: „Jahrbücher der ambulatorischen Klinik“, die in 2 Bänden in Halle 1820—24 erschienen.

Obgleich Krukenberg eine fast beispiellose Arbeitskraft und Ausdauer in der Erfüllung seiner ärztlichen Pflichten zeigte, so daß er sich fast nie Erholung gönnte, so vergaß er doch seinen Heimatsort nicht; wiederholt hat er Königsutter, besonders in seinen letzten 10 Lebensjahren, besucht.

Zum ehrenden Gedächtnis wurde 1887 an seinem Geburtshause eine Gedenktafel angebracht.

Nicht unerwähnt möge 3. ein Mann bleiben, der zwar keine neue Bahnen auf wissenschaftlichem Gebiete vorzeichnete, wohl aber durch seine Berufstätigkeit als hoher Geistlicher weit über die Grenzen unseres Landes bekannt war. Dieser Mann war der Hof- und Domprediger Abt Heinrich Thiele, der als Sohn eines schlichten Handwerksmannes, eines Wäckermeisters, am 18. Januar 1814 in einem kleinen Hause auf der Westernstraße geboren wurde. Seine Jugendzeit verlebte der lebhafteste Knabe in unserer Stadt. Nach Beendigung seiner Schulzeit in Braunschweig besuchte er die Universität zu Göttingen, wurde dann 1838 zu St. Gallen ordiniert und übernahm darauf am Fellenbergischen Institut in Hofwyl (Manton Bern) die Stelle eines Religionslehrers und Predigers. Nur wenige Jahre bekleidete er dieses Amt, denn schon 1841 wurde er Gesandtschaftsprediger in Rom, wo er nun Gelegenheit hatte, das kirchliche Leben der Stadt mit eigenen Augen zu beobachten, aber auch die Kunstschätze und herrlichen Baudenkmäler zu studieren. Geistreiche Schilderungen, die er besonders in einer Schrift veröffentlichte, waren die Frucht seiner Studien.

Als am 20. Februar 1847 der Abt Westphal in Braunschweig starb, wurde Thiele sein Nachfolger. Reich an Auszeichnungen, geliebt und hochgeehrt von jedermann, starb Dr. Thiele als Hof- und Domprediger und Abt von Riddagshausen am 17. Mai 1886. Er wurde auf dem Domkirchhofe in unmittelbarer Nähe seiner Eltern, die auf seinen Wunsch auch an dieser Stätte ihre letzte Ruhe fanden, beigesetzt.

Durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch seine gedankenreiche und schwungvolle Rede, die oft mit seinem Humor durchwirkt war, durch sein reichgesegnetes Wirken auf kirchlichem Gebiete, besonders auf dem der Mission, stand Thiele im Mittelpunkte der Landeskirche. Seine

vollstümlichen Predigten, durch die er auf den Missionsfesten die Zuhörermenge hinriß, hatten ihn in Stadt und Land bekannt gemacht.

Abt Thiele hat stets, selbst als er die hohe Stellung eines Hof- und Dompredigers einnahm, gegen seine Eltern die tiefste Ehrerbietung gezeigt und bei manchen Gelegenheiten, wenn er auch von hohen Persönlichkeiten umgeben war, seines Vaters gedacht und von ihm erzählt. Auch die Heimat hat er nie vergessen, häufig ist Thiele in Königsutter eingekehrt und hat die Räume aufgesucht, in denen er so gern als Knabe geweilt hatte.

3. Die Seldmark.

Geschichtliches und Landwirtschaftliches.

In einem alten „Weideprozesse“ aus dem Jahre 1656 heißt es an einer Stelle: „Die seldmark des alten Dorfes Schorstedt (Vergleiche „Das ehemalige Dorf Schoderstedt, jetzt eine Wüstung“. Von A. Lüders. Braunschweigisches Magazin 1901, Nr. 14.) geht so weit herumb, als der Acker für Königsutter annoch belegen, denn die Stadt hatte keine Lendereyen, als die zu dem Dorfe Schorstedt gehört haben. Die von Schorstedt nach Königsutter Eingewanderten haben ihre Acker vndt wehde Plege behalten, genuzet vndt selbige mit ihrem Vieh vngehindert betreyben laßen, vndt sind die stetten, darauf die Häuser gestanden, zu Acker gemacht.“ Hieraus geht also hervor, daß in Königsutter vor der Mitte des 15. Jahrhunderts (Seite 12), also vor dem Einzuge der Schoderstedter Bauern, von einem größeren landwirtschaftlichen Betriebe nicht die Rede sein konnte. Die vorhandenen Grundstücke gehörten entweder dem Pfandinhaber der Burg oder auch Adligen, die vom Herzoge mit Ländereien belehnt waren. Solche Lehnsherren, die einzelne Hufen¹³⁾ Landes im Besiß hatten, werden uns urkundlich mehrfach genannt, so z. B. 1318 die Herren v. Bartenleben, v. Bedenwerder, v. Versfelde und v. Sunstede; 1344 haben die v. Sambleben eine Hufe Landes und 4 Höfe als Lehen, ebenfalls zu dieser Zeit die Herren v. Rethberge; 1383 haben die v. Vorsfelde 3 Hufen in Lutter zu Lehen und 1475 die v. Wenden.

Nach der Zerstörung von Schoderstedt zogen über 30 Hofbesitzer in die Stadt ein. Die Namen ihrer Höfe sind in alten Akten uns erhalten geblieben und wohl wert, hier angeführt zu werden.

I. Zur ersten Klasse zählten: 1. „St. Egidii-Hof, 2. Holtnicker-Hof, 3. der große Hülligen-Hof, 4. St. Cyriaci-Hof, 5. Bergfelds-Grabhof, 6. Philipp Jacobs-Hof, 7. Nordmanns-Hof, 8. Königstorffs-Hof.

II. Zur zweiten Klasse gehörten: 9. Papen Grabhof, 10. v. Versfelds-Hof, 11. Hof der Fährre gegenüber, 12. Bartolds Koch-Hof, 13. Spittel-Hof, 14. Schobbesack-Hof, 15. der Papenhof, 16. Kloster Marienthals-Hof, 17. Sadelhof v. Rißleben.

III. Klasse: 18. Borgwarts-Hof, 19. Stegehof, 20. Dietrich v. Lauingen-Hof, 21. Komenden-Hof, 22. Walfemüllers-Hof, 23. der Große Hof am Thie, 24. Krämer-Hof, 25. Letzte Hof bi de Wie, 26. Notbohm-Hof, 27. Hof vor dem Water, 28. Hof vor dem oberen Water, 29. de Mönnekehof, 30. Wiese Luddefens-Hof, 31. Möhlenhof, 32. Rühards-Hof“.

In den Erbregistern¹⁴⁾ aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden besonders die Adelsfamilien v. Steinke, v. Lauingen, Rudolf v. Marenholz, v. Wenden, v. Samleben, Andreas v. Wendessen und v. Rißleben genannt, die als Lehnsträger und Meierherren die Ländereien wieder an die Bewohner der Stadt, vor allem an die Mitglieder der „Brauersocietät“ verpachteten, wofür diese dann, je nach der Größe ihres Lehngutes, einen oder mehrere Scheffel Roggen, Weizen oder Hafer, „zinseten“. So erklären wir uns, daß noch 100 Jahre später, 1656, Königslutter als eine „brauende Meierstadt“ bezeichnet wird.

Unter den Klöstern werden 1550 u. a. Marienthal mit 4 Hufen, St. Egidii mit 1 Hufe und St. Cyriaci vor Braunschweig mit 1/2 Hufe genannt, die ebenfalls diese Ländereien an verschiedene Bürger der Stadt, die hier durchweg als „Ackerteute“ bezeichnet werden, als Zinsgut abgegeben hatten. In dieser Zeit wird z. B. Hans Gerike genannt, der als „Ackermann“ die Marienthalschen Ländereien bewirtschaftete. 1584 verpachtet der Abt Caspar zu Marienthal an den Ackersmann Johann Breust zu Königslutter 4 Hufen Land, die auf dem Schoderstedter Felde lagen. Die Pachtzeit betrug 12 Jahre. Der Zins jährlich 8 Scheffel Roggen „nach Helmstedter Maße“. In späteren Zeiten wurden die Grundstücke von den Klöstern wieder zurückgenommen; das Kloster Königslutter überließ jedoch sein ganzes Stiftsgut im Jahre 1768, und Marienthal 1774 der Brauerinnung auf 100 Jahre Erbpacht.

Eine vollständige Veränderung der Lage der Ländereien für den einzelnen Bewirtschafter geschah 1761, als der Kommissar Joh. Büte-

meister und der Feldmesser Karl Schönejan die ganze Feldmark Königs-
lutter von neuem vermessen und einteilen mußten.¹⁵⁾

Nach dem von ihnen aufgestellten Flurbuche besaß jetzt Königs-
lutter rund 1600 Morgen bestellbaren Acker und über 2000 Morgen
Anger und Brüche.

In diesem Länderbefitze lagen auch jene etwa 500 Morgen großen
drei „Heidfelder“, die ursprünglich zur Feldgemarkung Schoderstedt
gehörten und den Namen „Großer und Kleiner See“ führten. Schon 1716 hatten die Bürger sich bei dem Landesherrn darüber
beschwert, daß ihnen im Laufe der Jahrzehnte nach und nach von den
Meierherren und dem Kloster fast aller Acker entzogen sei und sie
„dergestalt nur noch einige Morgen Landes unter dem Pfluge beackern
könnten und statt 30 Spann Pferde, wie sie ihre alten Vorfahren
gehabt hätten, nur noch ein einziges Spann vorhanden wäre, sie
müßten also um Wiedereinsetzung in ihre alten Gerechtsame bitten“.

Im Jahre 1735 wurde jene oft wiederholte Bitte erfüllt, indem
jeder Bürger, der ein eigenes Haus besaß, 3 Morgen Land erhielt; für
jede wüste Hausstelle gab es einen halben Morgen. Die Pachtabgabe
betrug an das Kloster, als Erbenzinsherr, für den Morgen 2 Marien-
groschen und an die Herzogliche Kammer statt des „Rottzehnten“¹⁶⁾
für den Morgen 4 Mariengroschen. Die Leistung dieses Bodenzinses
sollte aber erst nach drei freien Jahren erfolgen.

Die ganze Feldmark war streng nach der „Allgemeinen Landes-
Ordnung“ vom 1647, Artikel 57 und 58, in drei große Teilstücke,
nämlich in das Winter- oder Gerichtsfeld, Sommer- oder
Kupfermühlenfeld und in das Brach- oder Schoderstedterfeld,
eingeteilt. Jedes dieser drei Felder wechselte natürlich alle Jahr in
seiner Fruchtfolge, so daß das Winterfeld zum Sommerfelde u. s. f.
wurde. Ein Teilstück bestand rund aus 24 Wannen, von denen die
des Brachfeldes ein oder zwei Jahre unbestellt liegen bleiben mußten
und nur „umgebräht“, d. i. ungebrochen oder umgepflügt wurden. In
diesem „Brach-Felde durften ausser dem Flachß und weissen Rohl auch
etwas an Erbsen und Bohnen (jedoch daß darinnen eine Maasse
gehalten und nicht zuviel bestellet werde) nichts bestellet, sondern solches
zu gemeiner Wende, insonderheit für die Schaase ganz frey gelassen
werden: Wer dawider thut, dessen bestellte Früchte mögen ohne Straffe
und Entgeld durch das Vieh abgehütet werden“. (Landes-Ordnung
von 1647).

Außer dem Anbau des Getreides waren es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders drei Bodenerzeugnisse, von denen sich die Stadt großen Erfolg versprach.

Zuerst war es der Anbau des Tabaks, der durch eine Verfügung des Herzogs Karl vom 20. Januar 1747 auch hier betrieben und „mit eben den Vorzügen und Gnaden, wie anderer nützlicher Feld-Bau, angesehen werden solle“. Weiter wurde bestimmt, daß „der geerntete Tobac bleibet in des Eigentümers freyen Disposition, und wird jezt zum voraus und auf das künftige gestattet, solchen in oder ausserhalb des Landes zu verhandeln, damit zu schalten und zu walten, und soll dieser Verkehr künftighin ohnverimpostet (nicht besteuert), ganz frey und ohnbelastigt bleiben“.

Es wurde nun im Westen der Stadt ein großer „Tobakscamp“ eingerichtet, doch brachte der keinen nennenswerten Ertrag, so daß der Anbau von Tabak nach längeren Jahren wieder aufhörte und die beiden kleinen Tabaksfabriken zu anderen Zwecken eingerichtet wurden.

Weit vorteilhafter gestaltete sich die Bewirtschaftung des Krapp, einer Färberpflanze, aus deren Wurzeln eine viel begehrte rote Farbe gewonnen wurde. Die Blätter dienten als Viehfutter.

Zuerst war es 1772 der Kürschner v. Seidlitz, der auf der heute noch als Flurname vorhandenen, südwestlich vom Bahnhofe liegenden „Seidlitzschen Plantage“ den Krapp in größerer Menge anbaute und in ertragsreichen Jahren 80 bis 100 Zentner gedörrten Krapp nach Braunschweig oder Hannover, wo er Niederlagen hatte, sandte. Der Erfolg fand Beachtung, und bald folgten im Anbau andere Landwirte, die nun sogar eine große, aus zwei Häusern bestehende Krappfabrik, die einzige im ganzen Lande, errichteten, in der die Wurzeln gereinigt und zermahlen wurden. Der Absatz war ganz bedeutend und größer, als in den anderen krappbauenden Teilen des Braunschweiger Landes zusammengekommen. Es wurde im Durchschnitt jährlich für 18000 Taler Färberröte geliefert. Selbst unserm Fritz Reuter war auf einer Reise, die er 1823 als jugendlicher Begleiter seines Vaters nach Braunschweig unternahm und bei der er auch durch Königsutter kam, der ausgedehnte Krappbau aufgefallen, so daß er später schreiben konnte: „Wer die Krappologie studieren will, der begeben sich nach der braunschweigischen Stadt Königsutter.“

Der Anbau ließ aber schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erheblich nach und hörte auf unserer Feldmark vollständig

auf, als man verstand (seit 1868), auf künstlichem Wege den gleichen Farbstoff, Alizarin genannt, herzustellen.

Ähnlich wie dem sich nicht lohnenden Anbau des Tabaks erging es auch der Seidenkultur, die durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen gehoben werden sollte. Auf Grund einer landesherrlichen Verfügung von 1759 wurden auf der Rämmereiplantage große Maulbeeranpflanzungen gemacht, deren Blätter dem „Seidenwurm“ zur Nahrung dienen sollten. Zur Förderung des Seidenbaues hatte der Herzog Karl Prämien ausgesetzt. So sollte z. B. der Züchter, der in einem Jahre die größte Menge Seide gewönne, 60 Taler Prämie erhalten, für die zweitgrößte Menge waren 40 und für die dritte 20 Taler bewilligt. In den ersten Jahren erzielte der Seidenzüchter ganz guten Gewinn, und es schien, als ob die Seidenzucht ein „sehr nützlichcs Projectus“ werden könnte. Da aber stellten sich wiederholt im Laufe der Jahre allerlei Mißerfolge ein, die durch anhaltende Nässe und durch Krankheiten unter den Seidenraupen hervorgerufen wurden, so daß der Züchter keinen Gewinn mehr erzielte und schließlich seinen Beruf aufgab.

Den größten und sichersten Ertrag lieferte immer noch die Körnerwirtschaft, die aber am Ende des 18. Jahrhunderts dadurch etwas eingeschränkt wurde, daß der Anbau der Kartoffel und besonders des Klees eingeführt wurde. Hierdurch wurde nun vollständig mit der bisherigen Dreifelderwirtschaft, die immer eine bestimmte Fruchtfolge vorschrieb, gebrochen. Dann kam das Jahr 1834, in dem auch hier der Anfang zur Ablösung aller Grunddienste und Zehnten gemacht wurde. Die ackerbautreibende Bevölkerung konnte freier aufatmen und den Grund zum Wohlstande legen.

Noch mehr aber wurde der Ackerbau gewinnbringend, als man auch hier anfang, die Zuckerrübe auf großen Flächen anzubauen. Es wurden zwei Zuckerrfabriken erbaut, von denen die älteste 1850 und die neuere 1856 ihren Betrieb eröffnen konnte. Erstere brannte 1866 fast vollständig nieder, wurde aber sofort in bedeutend größerem Umfange wieder aufgebaut.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts nahm besonders noch der Spargelbau einen großen Aufschwung. Die in der sogenannten Heide (Seite 34) liegenden Ländereien, die bis dahin zum größten Teil brach gelegen hatten, eigneten sich vorzüglich zum Anbau dieser Gemüsepflanze; zwei Konservesfabriken verarbeiten den so viel begehrten Spargel.

Zur gedeihlichen Entwicklung und Hebung der Landwirtschaft trug aber auch nicht unwesentlich die im Jahre 1835 angeordnete Landes-Separation¹⁷⁾ bei, die hier in Königsutter 1872 beendet wurde.

4. Kirchliche Bauten.

1. Die Pfarrkirche S. S. Sebastiani et Sabiani.

Geschichtliches.

Die Unterwerfung des alten Sachsenlandes durch Karl den Großen und die Bekehrung des Volkes zum Christentume machten auch eine kirchliche Gliederung der einzelnen Gaue notwendig. Sie entsprach im allgemeinen, besonders bei der Festsetzung der Größe der einzelnen bischöflichen Sprengel, der alten Gaueinteilung des Landes. Es wurden Bistümer oder Diöcesen gegründet, an deren Spitze ein Bischof (vom griechischen episkopos, Aufseher) stand, der innerhalb seines Bistumes die kirchliche Verwaltung und bei den Diöcesansynoden den Vorsitz führte; ihm nebengeordnet war als beratende und die Aufsicht über die Kirchen führende Behörde das Kapitel. Jeder bischöfliche Bezirk (Diocese) wurde in mehrere Sprengel eingeteilt; jedem stand ein Archidiaconus (daher Archidiaconat) mit fast vollständiger bischöflicher Amtsgewalt vor. Innerhalb der bischöflichen Sprengel bildeten sich späterhin selbständige Bezirke, Parochien (Kirchspiele, Kirchsprengel), die dann eigene, vom Bischof fest bestellte Pfarrer hatten.

Der rechts der Oker liegende Darlingau, zu dem, wie wir schon gesehen haben (Seite 9), auch Uutter gehörte, bildete, wie eine Urkunde Ludwigs des Frommen vom 2. September 814 besagt, mit dem Nordthüringau, Hardagau und Balsamergau das Bistum Halberstadt, während die Landschaften am linken Ufer die Diocese Hildesheim umfaßten. Im Kreise Helmstedt waren 9 halberstädtische Archidiaconate vorhanden. Königsutter, Oberlutter, Rottorf, Sunstedt und Schickelsheim gehörten zu dem Archidiaconate Schöppenstedt. 1285 wird urkundlich ein Archidiaconus Berthold v. Clettenberg genannt, der seinen Sitz in Schöppenstedt hatte.

Unsere Kirche war den Heiligen Fabian und Sebastian geweiht. Der Gedächtnistag ist der 20. Januar.

In mancherlei Urkunden findet die Kirche eine verschiedene Bezeichnung. So wird sie z. B. 1515, jedenfalls im Gegensatz zu der Clemenskirche des „Oberndorfes“, die „Nieder-Kirche“ genannt. Und selbst noch im 16. Jahrhundert, als Königsutter schon längst eine Stadt war, finden wir in Urkunden, wie in z. B. von 1542 und 1598, die Benennung „Blef-Kerke to Lutter“. (Seite 12.)

Die Kirche war nicht immer selbständig, sondern verschiedentlich Filiale des naheliegenden Klosters. So erfahren wir, daß zu der Zeit, wie Johannes Abt des Stiftes war (1273—1291), dieser die Herzöge Albrecht und Wilhelm bat, doch dem Kloster wegen „seiner Unvermögenheit und ad fratrum sustentationem (zur Erhaltung der Brüder) die Kirche S. Sebastiani einzuverleiben; welches auch vom Papste confirmirt worden ist“. Die Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die Kirche wurde wieder eine Zeitlang unabhängig vom Kloster, bis dieses 1408 von neuem das Patronatsrecht über sie erlangte. Einige Jahre später verwaltete der Pfarrer im nahegelegenen Schoderstedt die Kirche, bis 1427 der Abt Regel den Papst Martin V. um die Erlaubnis bat, die „Blef-Pfarre“ ganz einziehen zu dürfen und ihre Einkünfte in den Haushalt des Stiftes fließen zu lassen. Der Papst war mit diesem Vorschlage einverstanden, denn in einer Urkunde vom 24. Mai 1427 wird gesagt, daß der Papst Martinus V. es dem Abte des Klosters St. Egidii Brunšvic. überläßt, wie weit er die Pfarrkirchen St. Clemens in Oberlutter und St. Sebastian in der Stadt Lutter dem Kloster einverleiben will. Am 20. November 1428 wird die Vereinigung beider Kirchen mit dem Kloster Königsutter durch Heinrich, Abt des Agidienklosters in Braunschweig, vollzogen. Bischof Burkhard zu Halberstadt gestattet und genehmigt im Einverständnis mit dem ganzen Domkapitel zu Halberstadt und dem Archidiaconus des Bannes Schöppenstedt die „Vereinigung und die parochiale Einverleibung der Kirchen St. Sebastian innerhalb und St. Clemens außerhalb der Stadt Königsutter gelegen, auf ewig, und zwar derart, daß der Abt des Klosters gehalten sein soll, dem Archidiacon in den einzelnen Jahren der fortlaufenden Zeit am Feste St. Lucae nach der Vorherbestimmung einen rheinischen Goldgulden zu zahlen“.

Durch diese Bestimmung wurde also von 1428 an das Pfarramt der Stadt nicht von einem Ortsgeistlichen, sondern von einem Geistlichen aus der Mitte der Klosterbrüder verwaltet, der dann den Titel Mercenarius oder Vicarius führte.

Der Hilfsdienst durch Vertreter des Klosters dauerte bis zur

Einführung der Reformation in unserer Stadt, denn noch 1527 heißt es: „Johannes abbas fratri Lamberto ecclesiam St. Fabiani et Sebastiani committit“ (d. i. der Abt Johannes vertraut dem Bruder Lambertus die Kirche des heiligen Fabian und Sebastian an).

1542, als der erste evangelische Prediger angestellt wurde, mußten auch, wie eine alte Pfarrakte sagt, „die bis dahin vom Kloster in die Stadt geschickten curatores ebenfalls aus der Kirche weichen“.

Die gewaltigen reformatorischen Bewegungen, die wie ein Frühlingsturm die deutschen Lande durchbrausten und alle Bevölkerungsschichten tief erschütterten, konnten auch für die kirchlichen Verhältnisse von Königsutter nicht ohne Einfluß sein. Eine Landeskirchenvisitation, an deren Spitze Dr. Johannes Bugenhagen, der Reformator der Stadt Braunschweig, Anton Corvinus, der Verfasser der Calenbergischen Kirchenordnung, und Martin Görlich, Superintendent der Stadt Braunschweig, standen, erschien mit ihren weltlichen Räten, zu denen u. a. auch der Amtmann v. Taubenheim aus Königsutter gehörte, am 11. Oktober 1542 hier in der Stadt, nachdem schon am Tage vorher die beiden Komtureien von Süpplingenburg und Luckum zur Einführung der Reformation aufgefordert waren. Die genannten Visitatoren hatten den Auftrag zu „Visitiren, Inventiren, mit den Personen In den Clostern, Stiftern und Kirchen, uff Christliche Reformation zu handeln, sie vom Kloster abfinden und die parhern zu Examiniren, die parhern nach notthurfft zu bestellen und in dem allen Christliche einsehung und ordnung zu machen, wie sie das weittere in berath haben und christlich sein wirdet“. Den Gemeinden aber wurde aufgegeben, „wann die gemeldete verordente Visitatores bei euch sampt und sunder werden ankommen, die Visitation und Reformation fürnehmen, daß ihr Ihnen solches unweigerlich gestattet, daran keine sperrung, eintrag oder verhinderung thut, Inen dazu fürderlich und behülflich sein, auch darin Christliche und billiche gehorsam und folge leistet. Ihr wollet auch Inen in den Ampten, Clostern und Stiftern Hochgedachten Chur- und Fürsten und der Christlichen Vorein zustendig Futter und mahlß, dieweil sie igo bei euch seint, aufrichtung thuen“.

Die ganzen Pfarrverhältnisse sollten nun hier eine vollständige Umänderung erfahren. Nach dem „Visitationsberichte, wie es in Lutter einzurichten sei“, hatte man die Absicht, die Stadt Lutter, das Oberndorf, die umliegenden Dörfer Kottorf, Sunstedt, Lauingen und Nieseberg als eine Pfarre zu der Klosterkirche zu legen. Die Einkünfte und Rechte der genannten Kirchen erhielt der Pfarrer der Stadt.

„Sollte es aber nötig werden“, so heißt es weiter in dem Berichte, „daß neben dem geschickten, wolgeübten Pfarrer noch ein Hilfsprediger gewählt würde, so sollen zur unterhaltung des Predigers Caplans oder gehülfsen noch fünfzig Gulden zugeteilt und jeder in bequemer wohnung und hausung versorget werden. Die Wohnung des Predigers soll auf dem Stifftsbezirke sein, während dem prediger sein gehülfe soll seine wohnung im flecken und auf dem pfarrhofe, wo er bereits wonet, behalten.“

Die Zusammenlegung der genannten Dörfer zu einer Pfarrgemeinde kam jedoch nur teilweise zur Ausführung, denn es wurde zwar Sunstedt 1542 Filiale des Klosters, gehörte aber doch bis 1570 zur Pfarrkirche der Stadt, deren Prediger auch bis zu diesem Jahre die Dienstestünfte von Sunstedt bezog; Rieseberg kam zur „Bleckirche in Lutter, hatte aber eine capelle zum rifeberge“ und wurde später von 1620 an eine zeitlang eine selbständige Pfarre. Ebenfalls bekam Rottorf einen eigenen evangelischen Pfarrer, während die Pfarre zu Lauingen zu Königsutter gelegt, 1548 aber wieder abgetrennt wurde und Martinus Kühne als evangelischen Pfarrer bekam.

Als nach der Schlacht auf der Lohauer Heide bei Mühlberg am 24. April 1547 der katholisch gesinnte Herzog Heinrich der Jüngere (1514—1568) in sein braunschweigisches Erbland zurückkehrte und darauf bedacht war, die früheren kirchlichen Einrichtungen wieder herzustellen, wurden an vielen Orten die evangelischen Prediger, welche sich nicht fügen wollten, ihrer Stelle entsetzt. Diese harten Maßregeln hatten auf Königsutter keine Anwendung gefunden, da seit 1542 hier ohne Unterbrechung evangelische Pfarrer wirksam waren. Ihre Namen mit zugleich kurzen Anmerkungen sind folgende:

1. Hermann Beymann, amtiert von 1542—1567. Er war der erste evangelische Prediger unserer Stadt; der bis dahin geleistete Pfarrdienst des vom Kloster geschickten Mercenarius hörte nun vollständig auf. (Seite 38.)

2. Johann Greifenhagen, 1568—1570. Ist Pastor und Superintendent, versieht zugleich, wenn auch nur kurze Zeit, den Pfarrdienst in Oberlutter mit; seine Absicht, den Dienst beider Pfarren dauernd zu vereinigen, erfüllt sich nicht, da das Konsistorium ihm mitteilt, daß „diese Sache bis zur nächsten Synode solle ausgesetzt bleiben“. Schon am 17. April 1569 ersucht das Konsistorium den Abt Ludwig, die Pfarrstelle im Oberndorfe schleunigst zu besetzen. Während der Amtszeit Greifenhagens, nämlich am 1. Januar 1569, wurde die auf

Anregung des Herzogs Julius (1568—1589) von namhaften Theologen ausgearbeitete evangelische Kirchenordnung erlassen, nach welcher der Landesherr als summus episcopus allein die kirchliche Gewalt hatte, die aber von dem Konsistorium vollzogen wurde. An Stelle der früheren bischöflichen Sprengel und Archidiaconate traten fünf Generalsuperintendenturen. Zur Generalsuperintendentur Helmstedt gehörte außer Schöningen auch die Spezialinspektion Königslutter mit 17 Pfarren, eine Zahl, die sich später verschiedentlich änderte.

3. Martinus Crome, 1571—1584, stirbt zu Königslutter 1604. Er gehörte mit zu den evangelischen Geistlichen der Stadt Braunschweig und des westlichen Theiles des Landes, welche die im Kloster Berge zustandegekommene Konkordienformel, 1577, unterschrieben. Wenige Jahre später aber, als Herzog Julius mit seinen Beratern in scharfen Gegensatz geraten war, hatte diese Formula concordiae keine Geltung mehr. Im Jahre 1583 wurde dem Superintendenten Crome, „weil ihn der Schlag gerührt und die memoria ihm vergang“, der Pastor Cuppius im Oberndorfe als Amtszugehilfe beigegeben, der nun fast ein Jahr beide Pfarren versah, aber 1584 wieder in die Stadt zog, da „ihm vom Kloster ringe zulage geschehen“.

4. Benedikt Cuppius, 1584—1604.

5. Johannes Junstius, 1605—1611. Im letzteren Jahre wurde Junstius, der Pastor und Stadtsuperintendent gewesen war, Abt zu Marienthal, „woselbst er gewohnet und gestorben“.

6. Samuel Lang, 1611—1623. Während seiner Amtszeit wurde im Jahre 1613 bei einer großen Feuersbrunst (Seite 24) das Pfarrhaus mit in Asche gelegt. Auf Veranlassung des Stadtpredigers Lang wurden bei den Bürgern und „Häuslingen“ Beiträge zum Neubau der Pfarre gesammelt. Diese flossen so reichlich, daß schon nach Jahresfrist der Bau vollendet werden konnte.

7. Günther Daneil, 1624—1653, geboren zu Altmersleben in der Altmark 1590, wurde, nachdem er einige Jahre Rektor an der Lateinschule der Stadt gewesen war, Pastor zu Glentorf, darauf 1614 Pastor im Oberndorfe und Prior auf dem Stifte. Zehn Jahre später, 1624, wurde er Superintendent in Königslutter und starb am 30. Mai 1653. Er hat mit seiner Gemeinde die ganzen Schrecken und Wirrnisse des 30jährigen Krieges, von denen auch Königslutter so hart betroffen wurde (Seite 25), mitgemacht. Aus seiner Zeit werden unter den „Kirchenvisitatoren“ 1624 Herrn. Christoph von der Streithorst und 1636 Hrch. Julius von der Streithorst, die Pfandinhaber des

Schlosses waren, genannt. Ihr mit allerlei Schnitzwerk versehener Kirchenstuhl zeigte in vergoldeten Buchstaben die Inschrift: „Die Edlen von Königsutter.“ Nach den Kirchenvisitationsakten von 1637 war die Zahl der Pfarren in der Inspektion Königsutter durch Hinzulegung von anderen Gemeinden von 17 auf 21 gestiegen.

8. Zacharias Tollenius, 1653—1683. Tollenius war vorher 13 Jahre Pastor am Kloster zu Marienberg gewesen. Er hat sich um das kirchliche Leben in seiner neuen Inspektion Königsutter sehr verdient gemacht, indem er nach den „Verwirrungen des 30jährigen Krieges alles wieder mit unermüdetem fleiß und Arbeit in gut stand und ordnung gesetzt und gebracht hat“. Auf seine wiederholte Bitte genehmigte 1675 das Konsistorium den Bau einer neuen Schule, der sich jedoch noch einige Jahre verzögerte, „daweilen die Kirche nur geringe Einnahmen und ganz keinen Vorrath hatt, ja, noch in schulden steckt“. Tollenius starb am 20. Mai 1683. Sein Bildniß, das aber verloren gegangen ist, befand sich auf dem hohen Chore und trug folgende Inschrift:

Exhibet effigies vultum cultumque beati

Tollenii, mores exhibet effigies.

Sincerus candor, purae pietatis imago,

Atque amor in Jesum condecorare virum.

Hunc dolet extinctum populus, mens culmina coeli

Possidet aeternis perfruiturque bonis.¹⁸⁾

9. Justus Tollenius, 1683—1692, war der Sohn des Vorhingenannten. Vor Eintritt in sein Predigeramt war er sieben Jahre Rektor an der Stadtschule, zugleich aber Adjunkt seines Vaters. Sein Bild, das ebenfalls nicht mehr vorhanden ist, zeigte folgenden Vers:

Filius hic, pater iste fuit, sed Praesul uterque,

Munus ut Aronis . . (fehlen 2 nicht mehr zu deutende Wörter) obit.

Is vera est pietatis et hic candoris imago,

Alter et alterius possidet intus opes.

Qualis erat primus, talis Tollenius alter.

Major uter fuerit, tu tibi, lector, habe.¹⁹⁾

10. Friedrich Matthias Hafe, 1693—1714. Er war der älteste Sohn des Stiftspriors Valentin Hafe; zuerst 4 Jahre Pastor in Destedt, dann 10 Jahre Pastor und Prior im Oberndorfe und wurde 1693 Pastor an der Stadtkirche. Die Superintendentur blieb bis 7. September 1698 unbesetzt, dann aber wurde die Inspektion Königs-

lutter in die Oberlutterſche (Marienthalſche) und Unterlutterſche geteilt. Letztere umfaßte, nachdem das Kloſter Lutter zur Inſpektion Marienthal gekommen war, nur 6 Pfarren, nämlich Königsutter, Lelm, Bornum, Lauingen, Rieſeberg und Gr. Brunsrode (daſür ſeit 1714 Gardellen). 1723 aber wurden die Pfarren Söpplingen und Söpplingenburg, welche zur Inſpektion Marienthal ſeit 1698 gehört hatten, wieder zur Stadt Königsutterſchen Inſpektion gelegt, Oberlutter wurde ausgeſchieden und ſitz der Inſpektion Marienthal.

11. Dube, 1714—1735, war vorher 13 Jahre Paſtor zu Beſſe geweſen, wurde Stadtſuperintendent. Nach einem Konſiſtorial-Auſſchreiben vom 24. April 1730 ſollte in allen Kirchen des Landes am 25. und 26. Juni eine Jubelfeier zur Erinnerung an die Überreichung der Augſburger Konfeſſion begangen werden. Während der Feſtpredigt wurde Superintendent Dube vom Schläge gerührt. Pfingſten 1734 wiederholt ſich der Schlaganfall, dem er am 19. Juni 1735 erlag.

Nun wurden beide Inſpektionen, Königsutter und Marienthal, wieder vereinigt, deren Verwaltung durch Superintendents jezt zwiſchen der Stadt und dem Stifte verſchiedentlich wechſelte.

12. Weihe, 1735—1746, amtierte vorher 27 Jahre als Paſtor zu Pabſtorf. Als 1740 der Paſtor des Kloſters und Superintendent der Inſpektion, Auguſt Öſterreich, zum Abt und Generaſuperintendenten von Holzminden ernannt wurde, übernahm Weihe die Inſpektion; ſtarb 19. März 1746.

13. Niemeier, 1746—1757. Vom 2. Oktober 1728 bis 2. Mai 1745 Paſtor zu Saalsdorf und Mackendorf, dann bis 25. Oktober 1746 Paſtor zu Bornum.

Nach dem Tode des Stadtpredigers Niemeier blieb die Pfarre wegen „der Unruhen der in hieſige Lande eingerückten Kriegeſ-Völker“ faſt anderthalb Jahre unbeſetzt. Schönberg Niemeier, Sohn des Vorigen, der ſchon zu Lebzeiten des Vaters dieſem als Hilfsprediger zugewieſen war, verſah auch während der Stellenerledigung den Pfarrdienſt.

14. Joh. Chriſtoph Lübbecke, 1758, wird durch Abt Seidel eingeführt, ſtirbt aber ſchon am 25. Dezember 1758.

15. Johann Arnold Anton Zwiſche, 1759—1778. War von 1746—1750 Inſpektor am Halleſchen Pädagogium und 1750 Paſtor zu St. Marien und Vorſteher der Waiſenhausſchule zu Brauſchweig, auch Paſtor zu St. Leonhard; 1754 Superintendent der

Inspektion Campen und Oftern 1759 Stadtprediger zu Königsutter, starb am 8. September 1778.

Von der im Jahre 1761 vorgenommenen Teilung der Generalsuperintendentur Helmstedt, wodurch die Generalsuperintendentur Schöningen neu gegründet wurde, blieb die Inspektion Königsutter als solche unberührt. Sie stand mit den Inspektionen Vorsfelde und Calvörde unter der Leitung des Generalsuperintendenten und berühmten Professors Teller.

Nicht ohne Bedeutung für das kirchliche Leben war 1770 die Errichtung eines „Schüler- und Singchores“. Dieser Chor, der nicht mit den Diensten der 4 Kurrendanern zu verwechseln ist, bildete sich nicht nur aus Schülern der damaligen Lateinschule, sondern auch aus jungen und älteren Leuten der Stadt, die eine gute Stimme und sichere Auffassungsgabe für Lieder hatten. Ihre Verpflichtung war, Mittwochs und Sonnabends die ihnen eingeübten, oft sehr kunstvollen geistlichen Lieder vor den Bürgerhäusern vorzutragen; auch mußten sie in der Kirche bei Hochzeiten oder bei Begräbnissen durch ihren Gesang mitwirken. „Was aber gesungen wird“, so heißt es in der Dienstvorschrift, „muß zur Erweckung der Gottseligkeit gereichen, und haben sich praefectus und sämtliche Chorschüler nach besonders guten Compositionen umzusehen. Sie müssen sich eines gemäßigten Tones befleißigen und sich von allem Geschrey oder Gebölke enthalten. An den Bußtagen müssen sie, wie solches bisher von den hiesigen primanis geschehen, zur Ehre Gottes vor dem großen Altar auf den Knien die Litaney Vor- und Nachmittags mit einem andächtigen und gemäßigten Tone intoniren.“ Dies Chorsingen vor den Häusern erstreckte sich auf den Gesamtort; an einzelnen Festtagen mußten die Sänger auch in „der Kloster-Kirche Music aufführen und ohne Widerrede diejenigen partes übernehmen, welche ihnen von dem Praefectus oder Cantoris übertragen werden“. Zur Unterscheidung von den Kurrendeschülern trugen sie bei dem „Unsingen“ einen blauen Mantel, „des Degentragens sollen sie sich gänzlich enthalten, welches ohne dem nicht Mode und jungen Leuten gar nicht zuträglich ist. Auf Reisen kann eine Ausnahme zugelassen werden“.

16. Joh. Wilh. Gottlieb Wolf, 1779—1789. War vorher von 1775 an Pastor zu Erkerode; 1789 Domprediger zu Braunschweig, zugleich später 1797 Professor am Kolleg. Carol., 1804 Kirchenrat. Wolf war verheiratet mit der ältesten Tochter des Abtes Joh. Benedict Carpzov²⁰); er starb am 18. Oktober 1823.

17. Joh. Dießmann, 1789—1830 Pastor; von 1814—1821 aber Superintendent der Inspektion Königsutter, die seit 1820 etwa den heutigen Umfang hatte, jedoch ohne Marienthal, aber mit Schoppau und Glentorf. Dießmann mußte mit seiner Gemeinde die jammervolle Zeit der Fremdherrschaft durchmachen. Mit Bitterkeit im Herzen sah er sich gezwungen, gleich den anderen Geistlichen des Landes, am 17. Januar 1808 ein Dankfest abzuhalten „wegen des glücklichen Einzuges des Königs Jerome in Kassel“.

18. Chr. Theodor Dießmann, 1827—1831, Sohn des Vorigen, war in dieser Zeit Amtsgehilfe seines Vaters, erhielt darauf die Pfarre in Oberlutter.

19. Joh. Georg Heinrich Bode, 1831—1849, Superintendent, vorher Pastor an der Stiftskirche. Sein Sohn Karl Wilhelm Anton Bode wurde dem Vater 1848 als Hilfsprediger beigeordnet.

20. Fried. Wilh. Corvinus, 1849—1855.

21. Wilh. Theod. Stegmann, 1856—1867, ging hierauf nach Wabum.

22. Ernst Karl Aug. Leopold Guthe, 1868—1875. Zuerst Pastor Kollaborator in Greene, 1844 Pastor-Adjunkt in Westerlinde, dann 1854 Pastor in Woldwiesche und 1868 Superintendent in Königsutter, wo er am 27. Mai 1875 starb.

23. Aug. Spannuth, 1876—1883; Superintendent.

24. Frh. Ludwig Willeke, 1884—1887. Vorher seit 1876 Pastor in Oberlutter. Superintendent.

25. Apfel, 1888—1894; von 1880—1888 Pastor in Eikum, kam dann als Superintendent nach Königsutter und wurde nach Lichtenberg versetzt, starb aber schon 1897.

26. Adelbert Fried. Albert Bach, 1895—1899; vorher von 1881 an Pastor in Calvörde. Superintendent.

27. Ernst Schüke, 1900—. Superintendent.

Baugeschichtliches.

Die im nordwestlichen Teile der Stadt, nur wenige Schritte vom Markte entfernt liegende Pfarrkirche hat durch ihre bedeutenden Maßverhältnisse und ihre hohe Bautechnik nicht nur einen kunst-, sondern vor allem auch einen baugeschichtlichen Wert. Wir haben zwar keine Urkunden, die uns Tatsächliches über die erste Baugeschichte der Kirche

erzählen, doch reden auch die altersgrauen, zum Teil von Sagen umwobenen Bausteine eine Sprache, aus der wir die Entwicklung des Baues erforschen können. Freudig war es deshalb in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu begrüßen, daß die gehegte Absicht, die alte Kirche vollständig abzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen, sich nicht verwirklichte. Ein Stück der anfänglichen Geschichte der Kirche, ja des ganzen Ortes, aber auch wertvolle Architekturteile wären uns durch den Abbruch des Bauwerkes verloren gegangen.

Eine solche Form, wie jetzt der Bau als gewölbte Hallenkirche mit drei Schiffen aufweist, die durch starke Pfeiler getragen werden, hat ursprünglich die Kirche nicht gehabt. Bei genauer Betrachtung des Äußeren wird man finden, daß die ganze Gliederung des Baues nicht in derselben Bauzeit entstanden sein kann, sondern nach und nach, und zwar durch Anfügung neuer Erweiterungsbauten, die durch örtliche Umstände, wie wir sie in unserer Geschichte von Königsutter (Seite 10 u. f. f.) weiter ausgeführt haben, veranlaßt wurden. Man kann wohl vier Bauperioden unterscheiden: Die erste in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, vielleicht in der Zeit 1150—1175, die zweite in der Mitte des XIII. Jahrhunderts, die dritte in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und die vierte im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts.

Von der anfänglichen, ganz auf Felsen gebauten romanischen Kirche mit Langhaus nebst flacher Decke, mit Chor und Apsis ist nur noch im Westen der quadratische und mächtige Turm mit dem Glockenhaus geblieben. Der Bau wird aber später schon mit architektonischen Schönheiten ausgestattet sein, die für eine Dorfkirche als reich und hervorragend zu bezeichnen waren.

Es ist wohl anzunehmen, daß der damalige Herzog Otto das Kind (1235—1252) als Patron der Kirche solche reiche Ausschmückung veranlaßt hatte.

In demselben Jahrhundert, als der stattliche Bierungsturm der naheliegenden Stiftskirche erbaut wurde (letztes Viertel des 12. Jahrhunderts), ist auch der Turm unserer Sebastianikirche errichtet worden. Er ist noch jetzt in seiner ursprünglichen und unveränderten Bauform der älteste Zeuge aus längstverklungener Zeit.

Der Turm trägt jetzt ein geschweiftes Dach mit Laterne. Wie wir auf einem Stiche von Merian aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sehen, zeigte damals das Turmgemäuer im Norden und Süden ein Satteldach mit geschweiften Turmspitzen. Die verschiedenen Schall-

öffnungen, welche oben mit Rundbogen versehen sind, weisen zum Teil romanische Teilungssäulen mit Würfelskapitäl auf.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts fand der erste Neubau der Kirche statt, bei dem aber der Turm stehen blieb. Das einschiffige Langhaus setzte sich in einem Chore fort, der aber im Osten nicht mit einer Apsis, sondern mit einer geraden Wand abschloß. Chor und Schiff bekamen jetzt durchweg eine gewölbte Decke.

Wenige Jahrzehnte später wurde ein zweiter Erweiterungsbau dadurch vorgenommen, daß der östliche Teil des Langhauses im Süden und Norden eine quadratische Kapelle bekam und man zugleich an die Nordkapelle die Sakristei anbaute.

Etwa 1480 (siehe vorhin) war wieder ein Vergrößerungsbau nötig geworden. Man fügte im Süden und Norden des westlichen Langhauses ebenfalls Seitenschiffsquadrate an und gab dadurch der ganzen Kirche die äußere Bauform, wie sie heute noch vorhanden ist.

Die genannten Vergrößerungsbauten hatten vor allem ihren Grund in der zunehmenden Entwicklung des Ortes, indem von auswärts eine größere Zahl von Bewohnern zuzog und sich hier sesshaft machte.

Bald nach 1460 bekam Königsutter nochmals einen bedeutenden Zuwachs durch die Bewohner des nahen Dorfes Schoderstedt (Seite 12), der einen Umbau hervorrief, sich aber hauptsächlich nur auf eine Vergrößerung des Innenraumes zu Sitzplätzen bezog. Auf den Ausbau weist jedenfalls der an der nordwestlichen Seite eingemauerte Stein hin, welcher die Inschrift anno dñi mccccclxxx — also 1480 — trägt. Es muß jedoch etwa 20 Jahre später im Westen noch ein Vorbau angefügt sein, der in den späteren Zeiten als „Leichenhaus“ benutzt wurde. Als man nämlich 1840 dieses Leichenhaus abriß, fand man an ihm die Jahreszahl 1502.

Große Zerstörungen erlitt die Kirche 1552 in dem sogenannten Mansfeldschen Kriege. Die wilden Kriegshorden des Grafen von Mansfeld (Seite 25) waren auch in das Gotteshaus eingedrungen und hatten hier in der furchtbarsten Weise gehaust. Wir ersehen dies aus einem Bittschreiben der Altarleute an den Herzog Julius vom Jahre 1570, in welchem sie u. a. folgendes vortragen: „De rohen Kriegsbanden haben uns alle Aleynden der Kirche genommen un allens verwüstet, darum G. F. Gnaden wol beherzigen kan, dewylen der Kircken Notorft wiederum mußte angerichtet werden, un wy berechnet,

daß wir in einem Jahre ccx Gülden erbawet müßen, dar wir nicht fünf oder söß Gülden inzukommen gehat."

Im Jahre 1639 wurden die Satteldächer der Kirche neu instand gesetzt und mit neuen Dachsparren versehen. Bei dieser Gelegenheit wird das Dach des Mittelschiffes höher gelegt sein und so die Lage bekommen haben, welche es heute noch zeigt.

Etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts mußten wieder bedeutende Veränderungsbauten an der Kirche vorgenommen werden. Der alte Turm befand sich in einem solch bauwürdigen Zustande, daß er dem Einsturze nahe war und ein Aufschub des Neubaus bedenklich erschien. Besonders auf Drängen des damaligen Drostes Cramer wurde 1744 unverzüglich der Bau durch den Zimmermeister Stork aus Helmstedt und den Maurermeister Valentin Wendt in Oberlutter begonnen. Das Turmgemäuer wurde gründlich ausgebessert, mit neuen Ecksteinen und zahlreichen eisernen Klammern versehen. Das Turmgebäude erhielt ein neues Kuppeldach, wie es sich noch heute dem Auge darbietet.

Zur Aufbringung der Baukosten, die weit über 1000 Taler betrugen, beschloß man zuerst, ähnlich, wie man es wenige Jahre vorher auch in Wolfenbüttel bei der Instandsetzung der Haupt-Kirche B. M. V. gemacht hatte, eine Geldsammlung zu veranstalten und zwar zunächst in den Städten, wo der berühmte Duckstein seinen Absatz fand. Als aber in letzter Stunde von verschiedenen Seiten Einspruch gegen diese Sammlung erhoben wurde, ließ man den eigenartigen Plan vorläufig fallen.

Es wurde nun am 1. Februar 1744 ein Vertrag mit dem Amtmann Böllner abgeschlossen, nach welchem er eine Summe von 720 Taler vorschuß, dafür aber etwa 34 Morgen Kirchenacker bis zur Rückgabe des Geldes zu seinem Nutzen ohne Pachtentschädigung frei bewirtschaften konnte.

Die vorhin genannte Absicht, durch Sammlungen Geld zu erlangen, kam aber doch 1756 wirklich zur Ausführung. Der Innenraum der Kirche sollte nämlich der steigenden Einwohnerzahl wegen wieder von neuem ausgebaut werden. Pfeiler und Bogen sollten, soweit es möglich war, fortfallen. Um zwei Prieche übereinander bauen zu können, beabsichtigte man, das Umfassungsgemäuer bedeutend zu erhöhen. Der Drost Cramer richtete ein Bittgesuch an den Herzog Karl, in welchem er um die Erlaubnis bat, in den Städten Hamburg, Magdeburg und Leipzig Geldsammlungen veranstalten zu dürfen, da „dorthin in großen

Mengen das berühmte Ducksteinbier verfahren würde und sich deshalb auch viele Gönner und Helfer finden würden“. Herzog Karl genehmigte das Gesuch unterm 22. Dezember 1756 und schrieb eigenhändig an den Rand desselben: „Dies kann der Drost Cramer probiren und gebe hiez zu meine Erlaubniß.“

Wohl in Folge der Kriegswirren verzögerte sich die Sammlung fast vier Jahre. Endlich am 2. September 1760 reiste der Ratmann Schröder, ausgerüstet mit einem Begleitschreiben und einer fast 400 Seiten haltenden Sammeliste, nach Hamburg und kehrte am 30. September mit wohlgefüllter Geldkase, in der sich rund 450 Taler befanden, zurück. Wider Erwarten fand aber dieses Geld nicht die Verwendung zu der es zuerst bestimmt war. Statt zum Vergrößerungsbau der Kirche, wurde es, besonders auf Betrieb des Superintendenten Zwick, zum Baue eines neuen Schulhauses verwandt. Den auftauchenden Bedenken über unrichtigen Verbrauch der gesammelten Gelder trat man mit den Worten entgegen, daß „es den lieben Hamburgern und auch dem Gelde einerlei sein könnte, ob Kirchen- oder Schulbau, da die Einrichtung einer neuen Schule doch auch ein guter Zweck sei!“

Endlich im Jahre 1823 war das Kirchenvermögen so groß geworden, daß ein gründlicher Ausbau im Innern vorgenommen werden konnte; auch die Orgel wurde wieder instand gesetzt. Die ganzen Baukosten beliefen sich auf rund 3000 Taler.

Im Jahre 1841 wurden die vier verschiedenen Fenster an der Südseite zu zwei großen umgebaut; ebenfalls 1846 in gleicher Weise die Fenster an der Nordseite.

Ein vollständiger Umbau der Kirche, der hauptsächlich wieder den Innenraum betraf, vollzog sich in der Zeit von 1895 bis 1897. Bei dieser Instandsetzung war man bemüht, noch mehr Kirchenplätze als bisher zu schaffen. Die Sockel der Säulen wurden wieder freigelegt, und die an den Seiten des Langhauses befindlichen hölzernen Priechen beseitigt; auch wurde ein neues Kirchengestühl angeschafft. Das Gotteshaus glänzte in neuer Schönheit und wurde am 19. Dezember 1897 durch Superintendent Bach von neuem eingeweiht.

Baubeschreibung und Ausstattung.

Das Innere der Kirche macht einen überaus freundlichen Eindruck. Die Einwölbung wird von starken Pfeilern getragen. An das ein-

schiffige Langhaus schließt sich der Chor, der mit gerader Ostwand abschließt. An seinen Wänden befinden sich 6 „Weiheskreuze“; sie waren das Zeichen bischöflicher Einweihung. An der Nordseite des Chors befindet sich die Sakristei mit zwei Kreuzgewölbejochen. Der Chor ist reich ausgestattet. Die beiden Joche werden durch einen reich gegliederten Gurtbogen getrennt. Die Diagonalrippen zeigen im Scheitelpunkte Hängezapfen mit Blattwerk. Die Wandsäulen, auf denen der Gurtbogen ruht, weisen prächtige Knollenkapitäl auf. Im Langschiffe sind die Gewölbe nur einfach; die Dienstkonsole aber, welche entweder Wandsäulen auf Konsolen, oder nur Konsolen sind, zeigen, ähnlich wie im Chor, blattartige Ausschmückungen. Die Diagonalrippen der Seitenschiffe, die in Rosetten und reicher Blattverzierung zusammenlaufen, werden von Winkelsäulen getragen, die ebenfalls prächtige Kapitäl aufweisen. Im westlichen Seitenschiffe zeigt der eine nördliche Schlußstein die Marterwerkzeuge des Herrn und der andere im Süden einen sechsstrahligen Stern.

In den Innenraum führt im Nord- und Südwesten je ein Eingang. Ersterer zeigt reiche Profilierung, letzterer ein neues Tympanum (Giebel- oder Bogenfeld) mit dem Lamm Gottes.

Die im westlichen Turmgebäude befindliche Orgel ist bei dem letzten Ausbau vollständig neu instand gesetzt. Eine farbenprächtige, dem Baustile streng angepaßte Bemalung schmückt den ganzen Innenraum, dessen Schönheit noch durch neue geschmackvolle Kronleuchter erhöht wird. Die drei spitzbogigen Fenster an der Ostseite sind neu und zeigen kunstvolle Glasmalerei.

An der äußeren Südostseite des Langhausgiebels ist eine Steinplatte mit folgender Inschrift angebracht:

»Jesus

Christus Patronus

Magist. Günther Daneilius, Super.

B. Helwig Albers Matthias, Cüsterus.

B. Heinrich Meyer, Cantor.

B. Johann Müller, Kirchvater.

C. Heinrich Cupeitz, Reinholt Christoph

Horn, Andreas Sievers, Johann Sievers,

Christoph Wedde. Neu gesparret, den

24. Juli a. Dom. 1639.«

Die Namen weisen auf die damaligen Kirchendiener und Mitglieder des Kirchenvorstandes hin. Besonders im 17., ja bis ins

18. Jahrhundert hinein war es nämlich Gebrauch, bei Anschaffung von neuen Glocken oder auch bei Umbauten der Kirche, den Namen des Pfarrers und den der Kirchenvorstandsmitglieder auf die Glocke oder auf eine besondere Erinnerungstafel einzutragen; so auch hier bei der Wiederherstellung des Dachgerüsts. (Seite 48.)

Glocken. Die drei Glocken, welche im des-dur Dreiklänge erklingen, sind neu und in der Glockengießerei von Franz Schilling (Firma Ulrich u. Comp.) gegossen. Sie wurden am 15. März 1897 vom Superintendenten Bach geweiht. Die beiden größten Glocken sind auf Kosten der Kirchenkasse für rund 2000 Mk. angeschafft, während die kleinere von dem Tiefbohrunternehmer Ritsch der Kirche geschenkt wurde.

Von den früheren drei alten Glocken wurden zwei von der vorhin genannten Gießerei übernommen; die dritte, historisch wertvollste und schönste, wurde dem Herzoglichen Museum zu Braunschweig überwiesen. Ihre Form ist romanisch. Die Höhe beträgt 75 Zentimeter und der Durchmesser 95 Zentimeter. Oben befindet sich die Majuskelschrift:

Dulce sonum clango,

sacra nuncio

Funera plango.²¹⁾

Die äußere Wandung wird geziert durch das Kreuz, Christus zwischen Maria und Johannes und der thronenden Maria mit dem Jesuskinde. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Die zweite, etwas kleinere alte Glocke, war 1616 von Philipp Benschhausen von Wolfenbüttel gegossen. An der Seite waren in erhabener Arbeit Petrus und Jakobus der Ältere, und an der Nord- und Südseite das Stadtwappen (Seite 8) angebracht.

Oben stand die Inschrift: M. Sam. Lang, Pastor. Peter Wilck, B. C. Reinhold, Joh. Wulf, Hrch. Albers, Joh. Rotmer, Hen. Reiser, Joh. Scherf, Andr. Schonberg. — Königsutter. Unten die Namen: Kirchenvater Lud. Dankword, Fritz Jürgens, Hinr. Meier. J. M. S. Neben den Inschriften Palmettenstreifen und Blumenranken.

Die dritte, sogenannte „Große Glocke“, war 1670 in Berlin gegossen. Oben die Inschrift: »Mit Gottes Hülfe bin ich gegossen, Veit Sibenbaum hat mich gegossen.« In einem Medaillon das Lamm Gottes und zur rechten Seite die Namen: M. Zacharias Tollenius-Superintendent, Andreas Kupetz, Andr. Gummert, Herm. Hildebrandt, Hans Schacht, Hans Harschleben, Jurgens Kerl, Antonius Kaufmann-Kirchenprovisores. Zur linken Seite: Laudo deum laetifico vivas, — lugeo mortuos, dum trahor audite — huc

voco vos ad sacra venite.²²⁾ Auf der entgegengesetzten Seite das Wappen des Welfenhauses und rechts daneben die Namen: Joh. Chr. Heidmann, C. Burchard Kirchhof, C. Gerhard Fried. Mastmeier. Links das Stadtwappen und daneben: Chr. Akkenhausen, Joh. Meier, Hennig Sievers. Diese Glocke zerbrach und wurde 1856 durch eine neue ersetzt, die J. C. J. Wicke in Braunschweig gegossen hatte.

Die sogenannte Schlagglocke zeigt die Inschrift: »Me. fecit J. G. Colditz—Bronswigae. Anno 1784.« Der Schlagflöppel trägt die Jahreszahl 1780.

Abendmahlsgesetze. Unter den Abendmahlsgesetzen sind besonders zwei Kelche zu nennen, von denen der älteste, in gothischer Form, aus vergoldetem Silber gefertigt ist und unter dem Fuße die vertiefte Inschrift trägt: »dusse kelk horet der hilligen martelers Cosme et Damiani to schoderstede in de kerken, XXII¹/₄ lot«. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Kelch bei der Übersiedelung der Schoderstedter Bauern (Seite 12) mit nach Königsutter gebracht ist.

Der andere, sechsseitige Kelch hat die Inschrift: »Dieser Kelch ist von alten Silber, so in der Kirche vorhanden gewesen, für die Stadt-Kirchen zu Königes-Luther gemacht, als M. Zacharias Tollenius Pastor war, 1656 IX. November dom. XXIII post trinit. Gott allein zu Ehren. 52¹/₂ loth 2¹/₂ q.«

Oblatenschild und Löffel. Beides ist ein Geschenk des Stadtkämmerers Pfeifer. Der vergoldete, siebförmige Löffel sollte dazu dienen, „die aus dem Abendmahlskelche in denselben fallenden Insekten herauszuholen“. Die ovale silberne Oblatenschild hat einen Durchmesser von 13 Zentimeter. Sie trägt außer der Jahreszahl 1704 das Beschauzeichen Braunschweig und in fleblattförmiger Einfassung in einem A das Meisterzeichen I B.

Gräberfunde. Bis zum Jahre 1784 diente der Kirchhofplatz auch als Begräbnisstätte. Die Beisetzung der Toten muß jedoch sehr oft mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, da der Untergrund aus Felsen bestand, und das Grab in die Steinmasse dann hineingehauen werden mußte. Im Jahre 1835 machte man nun eine eigenartige Entdeckung, die zeigte, wie in längst vergangenen Tagen die Herstellung solcher Steingrüfte geschah. Im genannten Jahre sollte nämlich das Rathaus neu aufgebaut und der Untergrund nach Osten, also der Stadtkirche zu, erweitert werden, um so mehr Raum für einen Keller zu gewinnen. Bei dem Ausheben des Erdreiches stieß man plötzlich in einer Tiefe von wenigen Fuß auf Felsgestein, in dem

sich aber über zwanzig nebeneinander liegende kleinere und größere Vertiefungen befanden, die in ih menschlicher Körper anpaßten. Die tiefen Steingrüfte war mit den zweifelhaft, daß diese Höhlungen von und zur Aufnahme von Leichnamen Gräbern verschiedene menschliche Kno der Größe wegen jedenfalls ein G Schloßbrände durchlöcherter Meerm Trinkgefäß am Hut oder Mantel t Bedecken des Grabes hätten diene Vielleicht waren Holzbretter benutzt, vergangen sind.

☉ Königsutter, 22. Juni. Behördlicherseits ist nun der Verkauf des alten Begräbnißplatzes in der Stadt an die Neue Actien-Zuckerfabrik genehmigt. Von dem 32,5 Ar großen Plane erhält die Zuckerfabrik ein Theilstück von 9,5 Ar und von dem daneben liegenden Plane der Stadtpfarre 23 Ar, wofür diese das andere Theilstück vom alten Kirchhofe bekommt. Der Kaufpreis von 9000 M fließt in die Stadtkirchenkasse und soll zu der Renovirung der Kirche mit verwandt werden. Diese hat aber vom 1. October d. J. die Verpflichtung, wegen des Wegfalls der Grasnutzung auf dem alten Kirchhofe an die zeitige Nugnießerin, der Wittwe des verstorbenen Superintendenten Guthe und nach deren Tode an die Stadtpfarre eine jährliche Rente von 30 M zu zahlen.

Früheres Kirchenvermögen und fromme Stiftungen.

Schon im Anfange ihres Bestehens wurde die St. Sebastianikirche mit allerlei Zuweisungen und Geschenken ausgerüstet. Die Pfarrodorfeingesessenen mußten ihr z. B. außer einem Teil des Zehnten auch noch Acker und Wiesen zur Benutzung überlassen, ja sogar im Notfalle ihre Knechte und Mägde zu Dienstleistungen frei zur Verfügung stellen. Hierdurch wurde der erste Grund zu einem Kirchenvermögen gelegt, das aber dann noch mehr wuchs, wenn Leute im frommen Eifer sich herbeileißen, der Kirche Geschenke oder Vermächtnisse zu stiften, um so den Himmel zu verdienen und Vergebung der Sünden zu erlangen.

Wir begegnen deshalb nicht selten in der Geschichte unserer Kirche solchen Beispielen, daß hauptsächlich „Edle“ der Pfarodie dem Gotteshause Höfe und Ländereien schenkten. So erfahren wir aus einer Urkunde von 1293, wie die Gebrüder Johann, Bruno und Rudolf v. Brunnsrode zu ihrer Seelen Seligkeit der Pfarrkirche eine halbe Hufe Landes überwiesen. (Johannes, miles, Bruno et Ludolphus fratres de Brunnsrode dimidium mansum in campo villae Luttere situm cum 2 areis, in eadem villa sitis ab Alberto, duce de Brunswich expeditum ecclesiae Lutterensi perpetuo possidentem tradunt. Brunswich 1293 in die Fabiani et Sebastiani.)

In einer Urkunde von 1515 bezeugt der Rat zu Königsutter, daß der Hofbesitzer Hans Schnepfel in Lauringen der Kirche 240 Reichsgulden zu seiner und seiner Familien Seelen Seligkeit vermacht

habe. Das Geld war bei dem Räte der Stadt Braunschweig hinterlegt, der Rat zu Königslutter hatte aber auf ewige Zeiten das Patronat über diese „Früh- und Seelenmessen-Stiftung“ übernommen.

Nach einem Visitationsberichte von 1542 war der Kirche eine Hufe Land geschenkt, die jedes zweite Jahr einen Ertrag von 4 Scheffel Roggen und jedes dritte Jahr einen Scheffel und 4 Himten Hafer lieferte. Außerdem mußten in dieser Zeit 22 Hausbesitzer dem Pfarrer (kerkherren) vierteljährlich einen Erbenzins von einigen Mattier²³⁾ (vertydepenynk) zahlen. Dieses „Einsammeln des vier Zeiten-Pfennigs“ war dem Prediger noch bedeutend später gestattet. Jedoch wurde ihm, so heißt es in einem Konsistorial-Ausschreiben vom 19. Dezember 1743, anbefohlen, „daß bey dergleichen Sammlung ein jeder Prediger binnen den Grenzen seiner Pfarre sich halten, und solche auffer dieselben keineswegs extendiren solle“.

Die bedeutendste Einnahme gewann aber Kirche und Pfarre in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, als die Einwohner von Schoderstedt nach Königslutter gezogen waren. Ihre Kirche war zwar bei der Verwüstung des Ortes stehen geblieben; da sie aber, wie es in einem Berichte der Altarleute vom 3. Juli 1570 wörtlich heißt, eine „berühmte Ablatskerke was, wohin ein Pabsttum vele Opfer gebracht worden, so ist das Parrlehn zuerst gaen von der Dommeyerie (Domstift) zu Unser lieben Fruwen vor der Stadt Gimbeck, wat aber den Altarlüen tau Schodderstedte oberich gewesen, ist allhier zur Kirche Nottorft gerechnet“. Zu dem Pfarr- und Kirchengute gehörten nach diesem Berichte 3 Hufen Pfarr- und 2 Hufen Kirchenacker, dann 2 Gärten, die vom Pfarrherrn in Besitz genommen waren.

Als aber bald nach der Zerstörung des Dorfes das „Schoderstedtsche Kirchengebäude zu einem Aufenthalt von allerlei Gefindel und zum Lager der Räuber werden wollte“, wurde die Kirche zum größten Teil abgerissen. Ihre sämtlichen Güter und Einkünfte fielen nun der Pfarre und der Stadtkirche zu, die aber nur kurze Zeit von diesem Nutzungsrechte Gebrauch machen konnten; denn im Jahre 1538 verstand es der Rentmeister Andreas Bessel durch allerlei nicht gerade ehrliche Mittel und auf mancherlei Schleichwegen, die Schoderstedtschen Kirchengüter sich anzueignen. Er versprach zwar, der Stadtkirche einen Abtrag zu geben, doch hielt er sein Wort nicht. Später fiel Bessel bei seinem Landesfürsten in Ungnade und wurde deshalb des Landes verwiesen.

Jetzt erhob das Fürstliche Haus Schöningen einen Rechtsanspruch auf die genannten Güter und ließ die Erträge der Kirchen-

ländereien für sich erheben. Die dagegen erhobene Beschwerde der „Altarmannschaft“ zu Königsutter im Jahre 1570 wurde nicht berücksichtigt, sondern von Schöningen aus wurde nur geantwortet, daß „de Finde de Feste des Huses Scheningk ingerissen, und man fast allens muß zusammende suchen, darnit de Feste wieder gebuwet, und wenn das gescheyn, könnten die Altarlue wieder eine Ahnsuchung thun“.

Wiederholt wurde von den Altaristen und Rastenherren der Stadtkirche, von dem Drostcn Hrch. Christoph von der Streithorst und 1592 von dem Räte der Stadt scharfer Einspruch erhoben gegen diese unrechtmäßige Besiznahme der Schoderstedter Kirchen- und Pfarrgüter, aber vergeblich.

Nachdem der Oberamtmann Jürgen von der Lippe eine kurze Zeit die Nugnießung der Güter gehabt hatte, erhielt die Witwe des Herzogs Heinrich des Jüngerem, die damals (1568—1575) in Schöningen wohnte, diese Güter zu ihrem Leibgedinge²⁴). Nach ihrem Tode aber wurde das ganze Kirchen- und Pfarrland der Stadtpfarre zu Schöningen übergeben, die Stadt Königsutter aber, die von neuem gegen diese „ungebührliche und gesetzwidrige Annahme“ Verwahrung einlegte, ging leer aus.

Während des 30jährigen Krieges fand man wohl kaum Zeit, die Ansprüche auf den Schoderstedter Kirchenacker geltend zu machen. Erst 1668, als das Vorwerk Schickelsheim vom Amte Königsutter getrennt und allein verpachtet wurde, trat eine Änderung ein, indem Ernst Leidenfrost Amtmann in Königsutter wurde und nun die viel umstrittenen Schoderstedter Güter von der Pfarre zu Schöningen meierweise übernahm und bewirtschaftete.

Nach seinem Tode, 1682, verheiratete sich seine Witwe mit dem Besitzer des Rittergutes im nahen Lavingen, dem sie so die Ländereien als Meiergut zubrachte.

Der Superintendent Weihe (Seite 43) versuchte noch einmal in einem Bittschreiben an den Landesfürsten die ganze Angelegenheit klar zu legen und das unumstößliche Recht auf das Kirchen- und Pfarrgut zu beweisen. Er sagt am Schlusse seiner beachtenswerten Ausführungen u. a. folgendes: „Höchst gnädigster Landesherr möchte geruhen, ohne zu veranstaltenden Prozeß, die Sache per viam brevissimam Commissionis untersuchen und dem Befinden nach durch den landesherrlichen Nachspruch der Kirche und Pfarre in Königsutter, so eine geraume Zeit hierunter Abgang leiden müssen, solchermassen zu ihren alten Rechtsamkeiten verhelfen zu lassen, daß der Stadtpfarrer in Schöningen

zwar den Wert der Kornzinsen zu 2 Wispel Roggen, so die bisher vom vorbemeldeten Königslutterschen, olim Schoderstedtschen Pfarr- und Kirchenäckern, auch Wiesen und Gärten jährlich einzukommen gehabt, unverfüßt bleibe, einem unrechtmäßigen Usurpateur und colone dieser Güter aber, welche selbige zu 100 Taler über abgegebenes Zinskorn nach Schöningen bis anher mehr genossen, solche Nießung abgehe und hergegen nach Königslutterscher Pfarre und Kirche ihr altes Eigentumsrecht wieder dergestalt zu erkannt würde, daß diese gemeldeten Acker und Güter zu ihrem besten Nutzen und Gebrauche müßten restituirt werden, damit der jetzt sehr armen Pfarre und Kirche in Königslutter nicht allein ein merklicher Zuwachs geschehe, sondern auch ein nützlicher Fonds sich zeige zu einer sehr nötigen Collaboratur des hiesigen Predigamtes, welches nebst der Superintendentur allhier nicht mehr eines Mannes Arbeit ist."

Doch auch hier, wie früher, war alles Bemühen und jede Beschwerde erfolglos. Das Meiergut blieb bei dem adeligen Gute v. Lauingen, und die Stadt Königslutter hatte das Nachsehen. Der vorhin erwähnte Meierzins von 2 Wispel, der jährlich an die Pfarre zu Schöningen geleistet werden mußte, wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgelöst.

Eine nicht unbedeutende Geldstiftung erhielt die Kirche im Jahre 1711 nach dem Tode des Bürgermeisters Balthasar Mastmeyer. Dieser hatte der Kirche 1000 Taler in Gold vermacht, jedoch mit der Bedingung, daß das Kapital nicht angegriffen werden sollte; die jährlichen Zinsen aber müßten seiner Witwe solange gezahlt werden, bis auch diese stürbe, oder sich wieder verheirate. Im folgenden Jahre, 1712, schloß die Witwe mit dem Bürgermeister Schmalbruch einen neuen Ehebund, und so erhielt die Kirche auch die Zinsen des geschenkten Kapitals.

Damit das Kirchenvermögen nicht zu sehr in Anspruch genommen und die Ausgabe bei besonderen Veranlassungen, wie bei Kirchenvisitationen und bei Einführung eines neuen Predigers möglichst eingeschränkt wurde, erfolgten die verschiedensten Verordnungen. So heißt es z. B. in einem Konsistorial-Ausschreiben von 1717, es sollten bei der stattfindenden Kirchenvisitation nicht mehr als 5 Taler für die Speisung ausgegeben und nach einer Verfügung vom 21. November 1724 bei solcher Mahlzeit nur „drei oder zum höchsten vier Essen aufgetragen werden“. Auf eine Anfrage des Stadtmagistrats vom 24. September 1746, betreffend das Gastmahl bei Einführung eines neuen Predigers,

erwidert Herzog Karl, daß „den fürstlichen Commissarien eine Mahlzeit, aber für dieses Mal nicht aus der Kirchenkasse, gegeben werde, aber nicht mehr als vier Essen dargereicht und keine andere als die zu dem Geschäfte gehören, gespeiset, außerdem auch keine fremde Gäste dazu gebeten werden sollten“.

2. Das Siedenhaus mit Kapelle und die spätere sog. Klus.

Schon im 13. und 14. Jahrhundert, als der schreckliche Aussatz auch in Europa seiner Ansteckung und Unheilbarkeit wegen eine furchtbare Geißel der Menschheit wurde, erbaute man fast in jeder Stadt ein sog. „Siedenhaus“, das zur Aufnahme der Aussätzigen diente.

Auch in unserm Städtchen muß in, oder doch bald nach dieser Zeit ein solches Aussätzigenhaus, Spital oder Leprosenhaus vorhanden gewesen sein, denn in einer Urkunde von 1470 findet ein „Sekenhus vor den Westerndore“, von dem jährlich 12 Schillinge Zins entrichtet werden, Erwähnung.

Jene entfernte Lage außerhalb des Tores und des Weichbildes war erklärlich, da jede Berührung mit einem Aussätzigen streng verboten war. Sie durften nur an abgelegenen Stätten, getrennt von den Thrigen, mit gleichen Kranken zusammenleben. Zwar war es den armen Verbannten erlaubt, an besonderen Wochentagen auf ihren Bittgängen durch den Ort allerlei Gaben zu sammeln, die zu ihrem Unterhalte dienten, doch durften sie keinen Gegenstand, den sie vielleicht begehrten, mit ihrem Finger berühren, sondern nur mit einem Stabe auf ihn hinweisen.

Da den Ausgestoßenen auch der Besuch der Kirche untersagt war, sie aber unter dem besonderen Schutze der Kirche oder des Klosters standen, so befand sich in der Regel neben dem Siedenhause eine Kapelle, in der die Aussätzigen sich nach streng vorgeschriebener Ordnung zu ihren Andachten versammelten.

In einer Urkunde wird uns mitgeteilt, daß bei dem Siedenhause vor Lutter eine Kapelle gestiftet sei, die 1476 durch Johannes v. Versabe, Vikar des Bischofs von Halberstadt, geweiht werden solle. Die Kapelle sei aber nicht zum Schaden der Pfarrkirche gebaut, denn „was geopffert wird an flachs, wolle, wachs, geld usw., soll der Pfarr-Kirchen bleiben, und nur soviel behalten werden, als zur erhaltung nötig ist“.

Um diese Zeit wird das Siechenhaus durch einen Neubau, die Alus²⁵⁾ ersetzt sein. Jedenfalls war das Haus, da es schon viele Jahre gestanden hatte, morsch und baufällig geworden; ein Beweis dann für unsere vorhin gemachte Annahme, daß der erste Bau schon im 14. Jahrhundert vorhanden war.

Die einfache, aus Fachwerk aufgeführte Alus zeigte am Ostgiebel einen Stein mit der eingemeißelten Inschrift anno millesimo quadringentesimo nonagesimo; diese Jahreszahl 1490 weist auf die Zeit der Erbauung des Hauses hin. Jetzt befindet sich der Stein an der Ostseite der Herberge zur Heimat. Der Alus gegenüber lag der „Aluskirchhof“, der aber nicht nur als Begräbnisplatz für die Pflinglinge der Alus diente, sondern auch für die »wandernden älennen vndt frembden, dey hier swaren plagen erliggen mossten«.

Als im 16. Jahrhundert, besonders am Ende desselben, der Ausfluß aus der Reihe der Volkskrankheiten verschwand, hatte auch unser Siechenhaus, bezw. die Alus, als Heilstätte für Ausflüßige keine Verwendung mehr. Im Jahre 1583 wurde das Haus neu ausgebaut und nun als Armenhaus benutzt. Nach den Bestimmungen sollten 6 gebrechliche und hilfsbedürftige Personen der Stadt darin Aufnahme und Pflege finden.

Der Aluskirchhof wurde ein „Armenfriedhof“, auf dem mittellose Bewohner der Stadt ihre letzte Ruhe fanden. Seit dem Ausbau der Braunschweiger Heerstraße im Anfang des vorigen Jahrhunderts, zu welchem der Friedhof zum Teil mit benutzt wurde, hat er nicht mehr als Begräbnisstätte gedient.

Die unmittelbare Aufsicht über die Insassen des Armenhauses führte der „Alusvater“. Ihm lag es u. a. ob, täglich die „Vet- oder Vesperglocke“ zu läuten und in der Stadt Spenden für die Pflinglinge zu sammeln. Bei seinen Umgängen schwang er vor den Häusern eine kleine Glocke, wodurch er sich den Bewohnern bemerkbar machte, die dann Geld, Brot, Gemüse, Eier usw. dem Glockenmann überreichten.

Den Pfründnern stand es frei, selber allwöchentlich zwei Umgänge zum Einsammeln von Gaben vorzunehmen; auch hatten sie die Erlaubnis, den Vorübergehenden eine an einer langen Stange befestigte Geldbüchse vorzuhalten, die dann mit Almosen gefüllt werden konnte.

Außer diesen freiwilligen Spenden waren zur Deckung der Kosten noch die Zinsen eines Kapitals von rund 500 Taler vorhanden. Solche große Zuwendungen, wie sie manche andere Armenhäuser auf-

weisen konnten, denen sogar ganze Meierhöfe geschenkt wurden, besaß unser Armenhaus nicht. Es ist zwar in alten Rechnungen von einem Kapitale von 1583 Taler die Rede, die ein Hans v. Wartensleben dem Siechenhause vermacht hatte, doch war diese Summe vermutlich zu der Zeit, als das Siechenhaus in eine Armenanstalt verwandelt wurde, ihr entzogen worden.

Jedes Vierteljahr mußte nach der Hausordnung ein Gottesdienst mit daraanschließendem Abendmahl abgehalten werden. Dies geschah in dem sog. „Oratorium“, das mit einigen Bänken und einem „Altartische“ versehen war.

Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde für die Alus eine neue Betglocke angeschafft, die folgende, zum Teil sehr unleserlich gewordene Inschrift trägt: »Gott zu Ehren und zu erweisung eines andächtigen Gebets in die Capelle und Claus vor Koniglutter. Mich hat gegossen in Braunschweig am 13. Martii . . . Fridrich Vornwald 1682.«

Im Jahre 1832 wurde das Armenhaus neu gebaut.

Die Bestrebungen der inneren Mission haben in den letzten Jahrzehnten auch in unserer Stadt im Armenwesen mancherlei Veränderungen herbeigeführt. Die Verpflegung von altersschwachen und kranken Armen im Armenhause besteht noch, doch sind viele frühere Gewohnheiten und Sitten geschwunden.

In unmittelbarer Nähe des Armenhauses steht jetzt die „Herberge zur Heimat“, ein schmucker und freundlicher Bau, der durch seine Einrichtungen allen Wandernden ein gastliches Heim bietet. Die oben im Dachgiebel befindliche Betglocke ist die vorhingenannte Alusglocke, sie wurde 1891 nach dem Neubau der Herberge an diesen Platz geschafft.

5. Weltliche Bauwerke und sonstige Gebäude.

Stadtbesetzung und Stadttore.

Als etwa ums Jahr 1300 die Loslösung Lutters von dem Oberndorfe sowohl in politischer, wie auch kommunaler Hinsicht erfolgte, wurde wahrscheinlich die erste Umfassungsmauer errichtet. Sie sollte besonders im Südosten die genaue Grenze zwischen beiden bis dahin vereinigt gewesenen Orten angeben.

In späterer Zeit muß die Stadtmauer aber wieder eingefallen oder vielleicht in dem Kriege zwischen dem Herzoge Wilhelm dem

Älteren und Heinrich (Seite 22) zerstört sein, denn in einer am dage St. Nikolai 1454 ausgestellten Urkunde ist von der aufgerichteten »nygen muren im bleke« die Rede. Der Rat wird angehalten, daß die innerhalb der neuen Mauer belegenen Höfe und Ländereien dem Stifte jährlich auf Martini aus dem Schlosse den Geldzins und den Zehnten entrichten.

Der Name „Neue Mauer“ bleibt. Wir begegnen ihm urkundlich noch 1470, als die Schoderstedter Bauern durch ihre Ansiedlung eine Erweiterung der Stadtgrenze nötig machten. Die Stadtmauer wurde, so nimmt man hier allgemein an, im Südwesten bis zum heutigen „Mauernkampfe“ hinausgerückt. Hierdurch wurde neuer Baugrund geschaffen, der dann in der Folge die „Neustraße“ mit ihren Häusern bildete.

Im 16. Jahrhundert tritt die einfache Bezeichnung als „Stadtmauer“ auf. So wird z. B. in der Urkunde von 1517 dem Bürger Hermann Rock und 1544 dem Jürgen Arck ein Garten verschrieben, der »dichte an der stadtmuren« liegt.

Dem Bürger stand es frei, die Stadtmauer zu bebauen. Fiel sie jedoch um, so mußte er sie auf seine Kosten wieder aufbauen. »Hat hei aber ein erva by de mure«, so heißt es 1585 im Ecteding, »un de mure nich bebuet, vallt de mure, denne schall de Raht den dridden del geben to der mure wedder to buen«.

Der Rat der Stadt hatte als Bauherr der Mauer volles Verfügungsrecht über sie. Er konnte bei Grenzstreitigkeiten ohne weiteres sie zurücksetzen oder vorrücken; denn »de Raht hefft frede vnde ban (richterliche Gewalt) up beyden sieden der stadtmuren achteyn vöte lang«.

Die ursprünglichen Bestimmungen, daß die Stadtmauer die Grenzscheide des Weichbildes war und außerhalb derselben keine Wohnhäuser aufgeführt werden durften, fanden im 17. Jahrhundert nur noch geringe Beachtung. Es läßt sich annehmen, daß schon nach dem 30jährigen Kriege ein großer Teil der nördlichen und östlichen Stadtmauer nicht mehr vorhanden war. Die südwestliche Mauer wurde jedoch als Grenzbezeichnung zwischen der Stadt und Oberlutter instand erhalten, bis auch sie 1893 am „Mauernkampfe“, da sie einzustürzen drohte, abgebrochen wurde. In der Mauer befand sich ein behauener Stein mit der Jahreszahl 1625; in diesem Jahre wurde dieser Teil

der Mauer um einige Fuß erhöht. Die abgebrochenen Steine lieferten dem hiesigen Kalkwerke Schrader, Wendt und Comp. noch ein gutes Material als Baukalk.

Unter den vier Toren, die als Stadteingänge dienten, wird urkundlich das im Westen der Stadt liegende „Westerndor“ 1454 zuerst genannt. Einige Jahre später, 1470, findet es Erwähnung bei dem Vergrößerungsbaue des Siechen- und Schützenhauses. 1549 wird es bei der Bezeichnung eines »holtblekes am Elme« genannt. In späterer Zeit, als sich die Stadt durch Neubauten immer mehr nach Westen ausdehnte, und der steinerne Toreingang verschwand, verlor sich auch allmählich die ursprüngliche Bezeichnung, und an Stelle des Westerntores trat der Name Braunschweigertor, den schon Merian auf seinem Stiche von Königsutter gebraucht.

Die beiden andern Eingänge, das Helmstedter-Tor nach Osten und das Fallerseleber-Tor nach Norden zu, haben ihre ursprüngliche Bezeichnung beibehalten. Der Name beider Tore findet sich in Urkunden später als das Westerntor, doch ist wohl bestimmt anzunehmen, daß auch sie schon spätestens im 15. Jahrhundert vorhanden waren.

Aus dem Fallerselebertor führte früher der Weg nach den Tristen für die Herden des Ortes; darum wird es noch heute „Ruh- oder Bullentor“ genannt. In einer Urkunde von 1607 finden wir bei der Verschreibung eines Grasgartens für den Hofmarschall Heinrich v. Schenken zu Wolfenbüttel auch den Namen „Schweinertor“. Ganz vereinzelt stößt man auch auf die Benennung „Kivelthor“, so z. B. 1528, wo jemandem erlaubt wird, auf dem Zinsgarten vor dem „Kivelthore“ ein Haus zu bauen. Hiermit ist wohl ohne Frage das Ruhtor gemeint, denn vor diesem Tore lag der „Große Rosberg“, also der Platz, auf dem die Reihewohner kivelten oder kavelten, d. h. loften, um so ihr Rosanteil zu bekommen. Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts standen noch zu beiden Seiten des Straßeneinganges die Überreste dieses starken Tores in Form von mächtigen Steinmauern. Auf der einen Seite führte eine steinerne Treppe nach der oberen Mauerfläche. Als in genannter Zeit das darangrenzende Haus des Stadtpolizisten Bruns abbrannte, wurden auch die Mauerreste mit abgerissen.

Das vierte nach Süden zu liegende Tor war das Schöppenstein-Tor. Es verband unmittelbar die Stadt mit Oberlutter.

Die Burg Lutter.

An der Stelle, wo sich jetzt im Nordosten der Stadt das Herzogliche Amtsgericht befindet, erhob sich in längst vergangenen Zeiten die auch häufig in Urkunden „Haus oder Schloß“ genannte Burg Lutter. Alte, verwitterte Umfassungsmauern und ein breiter, teilweise noch mit Wasser gefüllter Graben, der in alten Urkunden mehrfach genannte Burggraben, sind die letzten Überreste dieses Bauwerks.

Nach der ganzen Lage und der ländlichen Umgebung läßt sich wohl annehmen, daß der befestigte Platz eine sog. Wasserburg war, in deren fast quadratischem Hauptraum sich das Herrenhaus mit den Wirtschaftshöfen befand. Die Burg, die wohl weniger für die Behaglichkeit, als mehr für die Sicherheit der Bewohner bestimmt war, muß auch einen befestigten Vorbau gehabt haben, der einen größeren Hof einschloß, denn in einer Urkunde von 1265 und von 1323 findet ein Hof, bezw. „Erbburghof“ Erwähnung, der in der Vorburg liegt und verliehen wird. Jedenfalls ist dieses derselbe Hof, der in zwei anderen Urkunden von 1311 und 1403 als der »herteghenhowe in villa Luttere« bezeichnet wird.

Der Eingang zur Burg beand sich im Süden; im Norden war sie schwer zu erreichen, denn hier wurde sie bis über das Mittelalter hinaus von dem „Großen und Kleinen See“, einem im Schuntertale sich damals weit ausdehnenden tiefen Gewässer, begrenzt, das erst in den letzten Jahrhunderten durch Ableitungsgräben und Bodenverbesserung zum größten Teil verschwand und als Schunterfluß ein regelrechtes Bett bekam. Noch heute findet man überall in den trockengelegten Äckern Überreste von Schneckenhäusern und Muscheln, die Zeugen von dem früheren Vorhandensein eines bedeutenden Gewässers sind.

Eine genaue Zeit, wann die Burg gegründet ist, läßt sich urkundlich nicht nachweisen, wohl aber ist anzunehmen, daß die Burg später als das Dorf Lutter entstand. Erst Ende des 11. Jahrhunderts hören wir von dem Schlosse Lutter, das von den Grafen v. Haldensleben, die Grundbesitzer des Dorfes Lutter waren, bewohnt wurde. Dieses Grafenhaus war besonders in der Nordmark reich begütert und hatte sich nach seiner Hauptburg Haldensleben, dem jetzigen Althaldensleben, benannt. Die haldenslebischen Güter, also auch die Burg Lutter, kamen aber wahrscheinlich im 11. Jahrhundert in Besitz des Grafen Gebhard v. Süpplingenburg und fielen dadurch später dem Kaiser Lothar zu, der hier in Süpplingenburg ein Kollegiatstift ins Leben rief, das aber später in eine Templerkomturei verwandelt wurde. (Seite 10.)

Als jedoch 1312 Papst Clemens V. den Orden wieder aufhob, werden die Tempelherrengüter, mithin auch die Burg Lutter, wieder an den Landesherrn zurückgefallen sein.

In den nachfolgenden Zeiten verfiel das Schloß sehr häufig der Verpfändung. Dies war eine Erscheinung, die man seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis in die folgenden Jahrhunderte hinein auch bei vielen anderen Herzoglichen Schlössern beobachten konnte. Sie hatte ihren Grund hauptsächlich darin, daß das Bürgertum in den Städten durch Reichtum und Macht sich tatkräftig entwickelte, Fürsten und Adel sich ihm nachgiebig zeigen mußten, und so ein Verfall der fürstlichen Macht eintrat. Die Fürsten gerieten in Schulden und suchten dann durch Veräußerung von Landesteilen oder durch Verpfändung der Schlösser ihre Lage zu verbessern.

Als 1345 nach der Auseinandersetzung der Söhne Albrechts des Feisten einer der Brüder, Magnus I. der Ältere (1345—1369), auch wohl mit dem Zunamen der Fromme benannt, das braunschweigische Land erhielt, geriet dieser infolge seiner vielen, oft unglücklich verlaufenen Händel in schwere Schuldenlasten. Er sah sich deshalb gezwungen, ähnlich wie es schon vor ihm geschehen, eine größere Zahl von Schlössern an die Ritterschaft zu veräußern oder zu verpfänden. Auch sein liebes »Regale Lutter«, in dem er verschiedentlich verweilt hatte, verfiel von neuem der Verpfändung. Am 14. April 1359 versetzte er an den Grafen Gerhard von Woldenberg und dessen Gemahlin Sophie das Schloß Lutter mit dem Weichbilde und den umliegenden Dörfern „Oberndorf, Lawi (Lauingen), Nieseberghe, Schodderstedt, Rotdorpe, Steinem, Schickelsen, Horgensüpplingen (d. i. wahrscheinlich Horigen-Süpplingen), halb Vellern und Sunstidde“. Aus dem Weichbilde und den Dörfern sollten jährlich zusammen 30 Mark und aus dem Zolle zu Lutter 10 Mark aufgenommen werden. Das Pfandgeld betrug 400 Mark. Als weitere Bedingung galt, daß die Burg zu jeder Zeit dem Herzog Magnus offen stehen sollte und nach seinem Tode der Pfandvertrag dem Sohne Ludwig (der aber schon vor dem Vater, 1367, starb) übertragen wurde.

Im Jahre 1368, den 29. Februar, sah sich Herzog Magnus der Ältere wiederum gezwungen, das Schloß Lutter mit dem Kloster, dem Gerichte und den Dörfern, besonders mit dem Dorfe Schickelsheim, zu verpfänden. Durch den unglückseligen Krieg, den er 1367 im Bunde mit anderen ostfälischen Fürsten und Herren gegen den Bischof Gerhard von Hildesheim führte, in welchem er gefangen genommen

wurde und nun eine hohe Summe als Lösegeld zahlen mußte, geriet er wieder in die verzweifeltste Geldnot. Die Gebrüder Siegfried und Konrad von Salder und deren Vettern, die Gebrüder Siegfried und Hans von Salder, gaben dem bedrängten Fürsten für das ihnen verpfändete Schloß Lutter 350 lötlige Mark. Magnus versprach seinen Gläubigern, dafür 35 lötlige Mark Zinsen am 29. September und die Schuldsomme am 18. Februar 1369 zu zahlen. Würde er aber seiner Pflicht nicht nachkommen, so sollte das Schloß Königsutter, oder, wenn die Feinde es ihm genommen hätten, die Stadt Schöningen mit der Gerichtsbarkeit ihnen ausgeliefert werden. Es erfüllte sich zwar die Befürchtung der Wegnahme des Schlosses nicht, doch ersehen wir, wie mißmutig und verzagt die erlittenen Niederlagen, aber auch andere Schicksalsschläge ihn gemacht hatten. Im Juli des Jahres 1369 ereilte ihn der Tod, nachdem ihm sein Sohn Magnus d. J., Torquatus (1369—1373), den der Vater schon 1345 zum Mitregenten angenommen hatte, 1368, den 25. Mai, das Versprechen gegeben, vor dem 18. Februar 1369 das Schloß Königsutter und das Dorf Scheppau mit 400 lötliger Mark von denen von Salder einzulösen.

Die Einlösung erfolgte, denn wir erfahren, daß bald nach 1368 der Ritter Lippold von Stenbefe Pfandinhaber des Schlosses ist, von dem es aber die beiden ältesten Söhne des Herzogs Magnus II., Friedrich († 1400) und Bernhard († 1434), Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, 1374 an die Ritter Hans v. Honlege und Rudolf v. Beltheim und an die Knappen Rudolf v. Honlege und Heinrich v. Beltheim für 650 lötlige Mark verpfändeten.

In dieser Zeit hatte schon der über 15 Jahre dauernde und ganz Niedersachsen in Aufregung gebrachte Lüneburger Erbfolgestreit begonnen, der endlich am 21. Januar 1389 in der Erbverbrüderung und dem Bündnis der drei Herzöge von Sachsen und der drei Herzöge von Braunschweig sein Ende erreichte. Bei diesem Vertrage wird auch Schloß und Stadt Königsutter mit erwähnt.

Im Jahre 1396 sah Herzog Friedrich sich genötigt, das Weichbild Schöppenstedt mit dem ganzen Gerichtsbezirke, u. a. auch »dat hus koninghes luttore« an die Ritter Conrad und Ulrich v. Weferlinge und Friedrich v. Weferlinge zu verpfänden, jedoch mit der Bedingung, das Schloß für ihn offen zu halten. Wir erfahren, daß Herzog Friedrich, der ja gerade in seinen letzten Lebensjahren bemüht war, sich die Zuneigung seines Volkes zu erwerben, auch 1399 wieder-

holt auf dem Schlosse Lutter geweiht hat. Das folgende Jahr brachte am 5. Juni die Unglücksbotschaft von der Ermordung des Herzogs.

Die Herren von Weserlinge hatten auch das naheliegende Dorf Schidelsheim im Pfandbesitz und waren noch in den späteren Jahrhunderten in KönigsLutter begütert. In den Erbregistern werden sie als „Meierherren“ über verschiedene hiesige Grundstücke aufgeführt. Ein Geheimrat von Weserlingen führte in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen Rechtsstreit gegen den hiesigen Bürger und Brauer Wolf wegen ungenügender Abgaben der Meiergefälle von 2 1/2 Hufen Landes.

In dem schon Seite 22 erwähnten Kriege zwischen den Brüdern Herzog Wilhelm und Heinrich soll auch das Schloß 1432 hart mitgenommen sein. Es ist jedoch sehr fraglich, ob bei diesen Verwüstungen das Schloß, wie einige Geschichtsschreiber angeben, vollständig zerstört ist. Rehtmeyer sagt zwar in seiner Braunschweig-Lüneburgischen Chronika, Seite 721, „die von Braunschweig haben in diesem Kriege Hornburg genommen und gebrochen, desgleichen KönigsLutter, das Schloß und Städtlein“; während Meibom in seinem Berichte über Söppingenburg, Seite 66, nur sagt, „das Städtlein Lutter ist neben dem Schloß angesteckt und zu grunde verbrandt“. Andere Forscher sprechen nur allgemein von der Eroberung KönigsLutters. Wäre die Burg wirklich völlig zerstört, so hätte auch in einem der folgenden Jahre ein neuer Aufbau geschehen müssen. Hierüber hat man aber nirgends Aufzeichnungen gefunden, und dann wäre sicherlich der etwa 80 Jahre später erfolgte Neubau des Schlosses noch nicht wieder nötig gewesen. Vielmehr läßt sich annehmen, daß die Insassen der Burg, die in ihren zusammengedrängten Räumen sich leicht nach allen Seiten verteidigen konnten, auch diesmal, wie schon bei früheren Bedrängnissen, ihr Heim gegen die anstürmenden Braunschweiger Bürger zu schützen vermochten.

In den sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurde die Burg von Gottschalk v. Beltheim bewohnt, der aber mit dem damaligen Abte des Stiftes, Baldwinus vom Berge (1460—1472), in bitterer Feindschaft lebte, „also ihre Diener an einander wuchsen, daß es auch zum Raufen kam und Herzog Wilhelm sich dazwischen schlagen und den Abt und Drost mit einander vertragen mußte“.

Kurze Zeit nach 1471, in der v. Beltheim noch als Burgherr von Lutter erwähnt wird, trieb aber Abt Balduin, „da er seinen Zorn nicht fallen lassen konnte“, es so weit, daß Gottschalk v. Beltheim, der sich die

Güter vom nahen Rottorf gesichert hatte, seinen Pfandbesitz von Lutter aufgeben mußte.

An dessen Stelle trat Dietrich v. Marenholz, der in einer Urkunde von 1499 als Inhaber des Schlosses genannt wird. Zugleich wird in der Urkunde noch hinzugefügt, daß der Herzogin Margarete zu Braunschweig und Lüneburg das Schloß Lutter als „Leibzucht vorgeschrieben sei“. Als Nießgebrauch von diesem Leibgedingsgute standen der Herzogin 1000 Reichsgulden zu, die aber unbezahlt geblieben waren und nun von dem Herzoge Heinrich dem Älteren verzinst werden sollten. Die Geldverlegenheit am fürstlichen Hofe schien aber wieder sehr drückend zu sein, denn im gleichen Jahre, 1499, erfahren wir, daß Herzog Heinrich der Ältere von den Städten Helmstedt, Schöningen, Schöppenstedt und Königslutter 1000 Reichsgulden lieh, um die geforderten Zinsen zahlen zu können.

In einer Urkunde von 1511 ersehen wir wieder die Geldnot des Herzogs Heinrich des Älteren; nach derselben ist er dem Räte der Stadt Braunschweig und den Vorstehern der Kirche St. Andreae 270 Reichsgulden „verfessener Zinsen“ schuldig geblieben, von denen 70 Gulden ihm erlassen werden; die rückständigen 200 Gulden verpflichtet sich der Herzog aus den von Prälaten, der Ritterschaft und den Städten bewilligten Landbanden und Schatzungen zu bezahlen.

Die hier genannten 3 Stände oder Kurien bildeten zusammen den Landstand oder die Landschaft, die schon im 14. Jahrhundert vorhanden war, denn bereits 1355 wird sie als eine alte Einrichtung bezeichnet. Der Bauernstand war nicht in der Landschaft vertreten. Er fand deshalb auch für seine Wünsche wenig Berücksichtigung, und ihm wurden, wenn es möglich war, die größten Lasten aufgedrängt. Adel und Geistliche spielten die führende Rolle. Der Bürgermeister war der Vertreter der Bürgerschaft, aber auch dieser hatte nur geringen Einfluß auf die Verhandlungen. Die Landstände waren, ähnlich wie jetzt der Landtag, die Vertreter des ganzen Landes und nahmen als beratende Mitglieder an allen Staats- und Landesangelegenheiten teil. Die gesamte Landschaft bildete zwei Ausschüsse, den größeren und den engeren. Der erstere bestand aus 5 Schatzräten, 4 Prälaten, 9 Vertretern der Ritter- oder Mannschaft und den Abgeordneten der Städte Braunschweig, Schöningen, Seesen und Königslutter; der engere Ausschuß wurde aus 5 Schatzräten gebildet.

Die Landstände scheinen nun dem Herzog Heinrich dem Älteren die schuldigen Zinsen bewilligt zu haben. Das Kapital selber aber in

der Höhe von 5000 Goldgulden erhielt Herzog Heinrich von dem Grafen Heinrich von Wunstorff, der nach einer früheren Urkunde von 1506 Pfandinhaber des Schlosses war und jetzt für die Hergabe der Geldsumme Eigentümer des Schlosses, der Stadt und des Gerichts Königsutter wurde. Ausgenommen von dem Besitz waren der Zehnte in der Stadt bis zur Rückzahlung der Pfandsomme und die geistlichen und weltlichen Lehen auf 12 Jahre. 1518 wird ein Georg von Wunstorff als Besitzer des Schlosses erwähnt. Er war der letzte Sproß dieses gräflichen Geschlechts und starb 1533 in Warberg während eines Besuches bei seinem Schwager Heinrich von Warberg. Sein Grabstein befindet sich im Kreuzgange der Stiftskirche. Georg von Wunstorff war vermählt mit Anna, der Tochter des Grafen Ernst IV. v. Hohnstein.

In der Zeit, als die von Wunstorff Pfandinhaber des Schlosses waren, wurde dieses, wie schon angedeutet (Seite 65), vollständig neu-gebaut. Eine Inschrift, die sich früher an einem der Gebäude, dem jetzigen Gefängnisse, befand, bezog sich auf den Neubau und lautete: »Anno Domini 1516 de leit de wolgeborne vndt Edle Herre vndt Grave to Wunstorff düt buwen.«

Nachdem v. Wunstorff den Besitz des Schlosses aufgegeben hatte — die Aufgabe wird aber schon mehrere Jahre vor 1533 erfolgt sein —, wird ein Alberich von Schenken, wenn auch nur auf kurze Zeit, Inhaber gewesen sein. Er wird als solcher genannt in einer Urkunde von 1527, in der er vom Herzog Heinrich dem Jüngeren aufgefordert wird, die Einwohner des ganzen Gerichtes Königsutter mit Strenge anzuhalten, die dem Kloster schuldigen Zinsen zu zahlen und jeden Eingriff in die Holzungen und sonstige Gerechtsame zu unterlassen. Im folgenden Jahre, 1528, wird mit „Wissen und Willen des Hauses Lutter, Alberich von Schenken und der gemeinen Bauernschaft des oberen Dorfes“ dem Hennig Meves erlaubt, sich vor dem Tore ein Haus zu bauen. 1536 hatte das Haus Königsutter Dietrich v. Taubenheim und von 1547 bis 1552 ein Haus v. Stockhausen im Pfandbesitz.

Die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts nennt uns die Herren von der Streithorst, die auch in Schliestedt, Rüblingen und Rottorf begütert waren, als Pfandinhaber des Schlosses. Ein Christoph von der Streithorst wird in den Urkunden von 1572 und 1573 als Besitzer genannt, der mit einem »holtbleke am Elme, dat stockholt genennet«, belehnt wird. Dieses über 86 Waldmorgen große „Stockholz“, das später dem Stifte Königsutter wieder zufiel, wurde 1805 von

dem Kloster dem Herrn v. Bülow, Besitzer von Schliestedt, als Lehen überwiesen. (Vgl. Schattenberg, Schliestedt und Warle, Seite 39.)

Christoph von der Streithorst, der mit einer Eva v. Samtleben verheiratet war und zur Zeit Heinrichs des Jüngeren das Amt eines Statthalters bekleidete, starb am 24. Juni 1576 und hinterließ acht Söhne und sieben Töchter. Einer seiner Söhne, der gewandte und schlaue Anton von der Streithorst, wurde 1616 vom Herzog Friedrich Ulrich zum Oberhofmeister, Geheimrat und Hofrichter und bald darauf (10. Dezember 1616) zum Statthalter ernannt, während Heinrich Christoph von der Streithorst Pfandinhaber des Schlosses Lutter war und u. a. in zwei Klageschriften von 1594 und 1598 erwähnt wird, in welchen er sich beschwert, daß das Haus Lutter durch die zu große Trift von Schweinen, die dem Kloster gehörig, zu sehr im Elm geschädigt und das Holz „gar heftig geschwecht würde; die Schweineplage müßte abgeschaffet werden“.

Das Adelsgeschlecht von der Streithorst ist etwa bis Mitte des 30jährigen Krieges Pfandinhaber des Schlosses gewesen. In den Kirchenakten aus damaliger Zeit wird u. a. 1620 ein Hermann Christoph und 1636 noch ein Heinrich Julius von der Streithorst als Pfandbesitzer bezeichnet.

Nach ihnen, als überhaupt im Lande Braunschweig das verhaßte und berückigte Regiment der „ungetreuen Länddrosten“ aufhörte und die streithorstische Partei gestürzt war, ist das Schloß nicht mehr verpfändet gewesen. Es kam jetzt mit seinen ganzen Ländereien und den daraus fließenden Erträgen unter die Oberaufsicht der Herzoglichen Kammer und wurde von landesfürstlichen Beamten bewohnt, die dann Verwalter des ganzen Grundbesizes, Erheber der herrschaftlichen Gefälle und oft auch Richter über die Klagesachen im Umfange des Gutes waren. Diese oft unumschränkt herrschenden Verwalter hießen Bögte (advocati) oder Amtleute und der ihnen unterstehende Bezirk, der dem Bogte oft große Einnahmen gewährte, Vogtei. Jenen beiden Titeln begegnen wir übrigens schon bedeutend früher. So wird schon in einer Urkunde von 1311 ein Hans v. Edeffen genannt, der voigt to Luttere war; ebenfalls 1348. In der von uns schon erwähnten Urkunde von 1327 werden die genannten Ritter als Amtleute auf dem Schlosse Lutter bezeichnet, und 1566, den 22. April, erscheint unter Heinrich dem Jüngeren eine „Ordnung denen Ambt-Leuten gegeben“.

Unter den Amtmännern mögen noch folgende hier genannt werden. 1642 war Peter Macß als solcher hier tätig. Noch heute erinnert eine

Flurbezeichnung, die „Mack'sche Lehnsländerei“, an ihn. Letzteres Wort erklärt sich dadurch, daß die Amtleute sehr häufig für ihre Mühewaltung keine eigentliche Besoldung, sondern einen Teil des betreffenden Domanium zu ihrer eigenen Nutznießung erhielten. Sehr oft erbte sich nun dieses Recht des Nutznießers, ähnlich wie in alten Zeiten das Lehnsgut, sogar auf die Nachkommen des Gutsverwalters fort, und wurde so zu einer „Lehnsländerei“. Im Jahre 1663 wurde Mack in Ruhestand versetzt, er starb am 7. Februar 1672.

Ihm folgte der Amtmann Weidemann, der aber schon 1668 seine Stellung wieder aufgab und nach Lüchow verzog.

Sein Nachfolger war Ernst Leidenfrost. Bei seiner Übernahme des „Fürstlichen Amtes“ wurde das Gutsvorwerk Schickelsheim, das über 200 Jahre zum Hause Lutter gehört hatte, wieder von diesem getrennt und besonders verpachtet. Das Haus Lutter mußte nun, wie es in einer Notiz des Kirchenbuches heißt, statt des Leinsamens dem Vorwerk jährlich 3 Himten Roggen geben. Im Jahre 1680 wurden die beiden Dörfer Bornum und Rieseberg, die bis dahin zum Landkreis Celle gehört hatten, zum Amte Königslutter gelegt. Leidenfrost scheint in seinen letzten Lebensjahren nicht das Schloß, sondern ein eigenes Haus am Markte bewohnt zu haben. Er starb am 31. März 1682 und wurde auf dem Kirchhofsplatze an der südwestlichen Turmecke beigesetzt.

An seine Stelle trat der Amtmann Johann Gue, der zugleich auch die Ländereien, welche zu dem „Ulrich'schen Hofe“ auf dem Kloster gehörten, im Besitze hatte. Gue starb 1696. Sein Erbbegräbnis befand sich in der alten Kirche zu Terrheim.

Von den Nachfolgern haben wir noch zu nennen Joh. Aug. Bohnhorst, der 1714 als Drost — so hießen ehemals oft in Niedersachsen die Vogteiverwalter — die Verwaltung des Amtes übernahm. Er starb am 28. Januar 1759 und wurde in der Stadtkirche begraben.

Bedeutende Veränderungen, die aber nur zum Besten der Stadt dienen konnten, schuf durch seinen praktischen Sinn und seine unermüdlige Tätigkeit der Nachfolger des Bohnhorst, der Amtsrat und später zum Drost ernannte Heinrich Christoph Cramer. Durch seine Vermittlung erwarb 1758 die damalige aufblühende Brauereiinnung für einen geringen Kaufpreis das Rittergut der von der Anebebeck. Er war ein eifriger Förderer der hiesigen Seidenzucht und des Anbaues des Färber-Krapps (Seite 35). Auf seine Verwendung erhielt die Stadt nicht unbedeutende Zuschüsse zum Baue eines neuen Kirchturmes (Seite 48) und einer

geräumigen Schule. Als Cramer 1779 von hier verzog, um die preussische Domäne Schlanstedt zu übernehmen, sah die Einwohnerschaft ihn ungern scheiden, und noch heute ist sein Name hier bekannt. Cramer starb, 82 Jahre alt, am 18. März 1793.

Der Justizrat Ribbentrop war sein Nachfolger und auch jahrelang Vorsitzender des Stadtmagistrats. Ribbentrop starb im Oktober 1807.

Nach seinem Tode haben eine Reihe von Jahren keine Beamte das Amtshaus, also das frühere Schloß, bewohnt; nur die Witwe des Justizrates Ribbentrop erhielt die Erlaubnis, in ihm bis zu ihrem Ableben wohnen zu dürfen.

Mit dem Tode des Justizrates Ribbentrop, als durch kaiserliches Dekret vom 18. August 1807 schon das Königreich Westfalen gebildet und diesem auch das Herzogtum Braunschweig einverleibt war, traten auch in Königsutter auf den verschiedensten Gebieten Verhältnisse ein, die nicht ohne tief einschneidende Bedeutung sein konnten. Der am 24. Dezember 1807 gegebene Erlaß, nach welchem die Gerichtspflege und die communale Verwaltung nicht mehr wie früher vereinigt, sondern von jetzt an getrennt gehandhabt werden sollten, fand auch hier bei dem fürstlichen Amte und der Stadt seine Anwendung.

Die Gerichtsverwaltung ward dem damaligen Bürgermeister Holzhausen mit dem Amtstitel „Friedensrichter“ übertragen. Nach seinem Tode 1811 ward Fleischer Friedensrichter.

Die Polizei- und Gemeindeverwaltung übernahm der Bürgermeister Albrecht als „Canton-Maire“.

Als sich aber nach dem Untergange der französischen Armee auf den Eisfeldern Rußlands 1812 im folgenden Jahre ganz Deutschland einmütig gegen Frankreich erhob und nun auch eine Neuordnung der Staatsverhältnisse eintrat, wurde Königsutter der Sitz eines Kreisgerichts; die Bezeichnung Mairie und Maire verschwand, und Albrecht leitete bis zu seinem Tode 1829 wieder als Bürgermeister die städtischen Angelegenheiten.

Zwei Jahre nach der vorläufigen Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse, verlegte man 1816 in das Amtsgebäude die Postverwaltung, die zu dieser Zeit ein Sohn des vorhingenannten Ribbentrop übernahm und bis 1830, als er starb, unter dem Titel Postmeister weiterführte.

Jetzt bezog der Reisestallmeister v. Hünersdorff die Amtswohnung. Nach seinem Fortzuge nach Braunschweig ward aber die

Wohnung wieder für einen Justizbeamten bestimmt und das obere Stockwerk zu zweckentsprechenden Gerichtsräumen umgebaut.

Im Jahre 1849 wurden durch Neuregelung die Amtsgerichtsbezirke eingerichtet; so wurde auch das hiesige Kreisamt wieder ein Amtsgericht Königsutter, und dieses ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Noch einmal sah wenige Jahre später die ehemalige Burg Lutter in ihren Räumen festlichen Glanz, der die Erinnerung an jene längst verschwundene Zeiten wieder wachrufen konnte, als vornehme Geschlechter und oftmals fürstliche Herren im Burgeschlosse weilten.

Es war am 18. September 1856, als der Herzog Wilhelm von Braunschweig (1831—1884) an der Spitze seiner Brigade zu Pferde in die prächtig geschmückte Stadt einzog, um am folgenden Tage eine Felddienstudie auf der Südseite des Elms abzuhalten. Der Stab, sowie die übrigen Offiziere und das Infanterieregiment waren bei den Bürgern und den Einwohnern von Oberlutter einquartiert. Der Herzog aber hatte mit seinem nächsten Gefolge Wohnung im Amtsgebäude genommen. Hier wurde Sr. Hoheit ein Fackelzug gebracht, und eine Abordnung der Stadtverwaltung unter Führung des Bürgermeisters Kalbe sprach dem Fürsten die Liebe und Ergebenheit der Einwohnerschaft aus. Jubel und Hochrufe durchbrausten die Stätte, wo einst auch die Ahnen des Welfenstammes wiederholt geweiht hatten.

Das Rathaus.

Von dem ersten Rathause, das an derselben Stelle stand, auf der sich jetzt der Rats- oder Stadtkeller erhebt, ist keine Spur mehr vorhanden, da es, wie schon früher bemerkt (Seite 23), 1571 vollständig in Flammen aufging. Doch wissen wir, daß es, wie in anderen Städten, so auch hier, gleichsam der Mittelpunkt des gesamten bürgerlichen Lebens war. Hier hielten die Verwaltungsbehörden ihre Versammlungen, die Gerichte ihre Verhandlungstage und die Innungen ihre „Morgensprachen“ ab.

Das ursprüngliche Rathaus ist vielleicht schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorhanden gewesen, denn in einer Urkunde von 1344 werden die »consules in Luttere« schon genannt, und 1356 ist von einem Ernst von Bodenrode in Lutter die Rede, in dessen Besitze sich eine »curia, in qua inhabitant pannifices« befand, also ein Gebäude, ein Versammlungsort des Rates, in dem aber auch die

Tuchmacher wohnten. Dies letztere weist auf eine Einrichtung hin, die wir in früheren Zeiten fast durchweg finden, indem das Rathaus als Krämer- oder Gewandhaus benutzt und in ihm die Waren feilgehalten wurden. 1462 findet ein »spelehus«, dicht am Kirchhofe liegend, Erwähnung. Vielleicht ist hiermit ebenfalls das Rathaus gemeint, da ja in dieser Zeit die Bürgerschaft fast durchweg ihre Feste, ihre Hochzeiten, Taufen und Tanzvergnügen im Rathause feierte.

Wann das Rathaus nach dem Brande von 1571 (Seite 23) wieder aufgebaut ist, läßt sich urkundlich nicht genau feststellen. Wohl aber muß es 1581 den Ratsherren wieder zur Verfügung gestanden haben, denn in dieser Zeit wird das Rathaus, »in dat de börgers vnde börgerschen gaen schüllt, wenn se ör recht seuket«, schon wieder erwähnt.

Die Gerechtsame, Bier und Wein an Gäste zu schenken, besaß das Rathaus erst seit dem Jahre 1690. Nach dieser Zeit hat sich manch fremder und oft auch berühmter Gast auf dem „Ratskeller“ eingefunden, um hier das weltbekannte Duffsteinbier zu kosten. Die Helmstedter²⁶⁾ Studenten, so wird erzählt, kehrten häufig auf ihren Spritzfahrten hier ein, um sich den braunen Trank gar oft im vollen Maße munden zu lassen. Als im Mai des Jahres 1710 der gelehrte Abt und zugleich Generalschulinspektor Fabricius die Stadtschule besichtigt hatte, wurde er nach dem Ratskeller geführt und hier festlich bewirtet; der gereichte Duffstein soll ihm „fürtrefflicher und besser geschmeckt haben als der Clapitt in der Stadt Helmstedt“.

Auf der Rückreise des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand aus dem Feldzuge beehrte dieser am 6. März 1794 auch unser Städtchen mit seinem Besuche. Im Rathause wurde dem Fürsten von dem damaligen Bürgermeister Harsleben eine Kanne Duffsteinbier zum Ehrentrunk dargereicht.

Im Laufe der Jahre war das Rathaus sehr baufällig geworden, so daß man 1834 einen vollständigen Neubau beschloß. Um aber an den Baukosten zu sparen, wurde nach dem Abreißen des alten Gebäudes gleich an Ort und Stelle der aus Felsen bestehende Untergrund tief ausgehoben; die Steine sollten dann wieder zum Mauerwerk verwertet werden. Nach dem Fortschaffen des Gesteins stellte sich aber im weichen Grundboden eine Menge Wasser ein, und man sah sich jetzt gezwungen, den ganzen Bau auf Pfahlrost hochzuführen.

Nach einem Erweiterungsbaue im Jahre 1870 erfuhr der „Stadtkeller“, wie er seit dieser Zeit hieß, 1878 einen vollständigen

Umbau und erhielt die Einrichtung, wie sie sich noch heute dem Auge darbietet.

Seit Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der Rats- oder Stadtkeller in Privatbesitz übergegangen, wurde aber auch nach dieser Zeit von den städtischen Behörden zur Abhaltung ihrer Sitzungen benutzt. 1905 erwarb die Stadt ein in unmittelbarer Nähe des Stadtkellers liegendes Haus, das nun zu einem neuen Rathause ausgebaut ist und besonders auch zu Wohnungen für städtische Beamte dient.

Die Bürgermeister der Stadt.

Zu der Zeit, als Königsutter städtische Rechte erhielt (Seite 10 u. s. f.) und durch eigene Verwaltung seine Gemeindeangelegenheiten ordnen konnte, wurde auch ein Bürgermeister ernannt, der als Oberhaupt der Stadt die Leitung und Beaufsichtigung des ganzen Geschäftsganges in der Verwaltung führte. Meist waren zwei Bürgermeister da, die entweder jährlich oder halbjährlich abwechselten, oder sich in ihren Geschäften so teilten, daß einer von ihnen besonders die Rechtspflege versah. Sehr häufig führte dann einer der Bürgermeister den Titel „Schultheiß“; er war zunächst der Richter in niederen Strafsachen, aber auch der Beamte, welcher von der Stadtgemeinde die „Schuld heischen“, d. h. einfordern und danach sehen mußte, daß sie gegen den Landesherrn in Leistung und Entrichtung ihre Schuldigkeit tat.

Dem Bürgermeister zur Seite stand der Rat, auch Ratsleute oder Ratmannen genannt. Sie versammelten sich bei der Erledigung der Gemeindeangelegenheiten in der Ratstube (ratesstube, ratsdörntze) des Rathhauses, woselbst dann der „Rats-Diener“ ihrer Anordnungen wartete. Wie gewichtig das Amt eines solchen Dieners angesehen wurde, ersieht man daraus, daß er bei seiner Dienstübernahme vor dem Bürgermeister und dem ganzen Rats einen Eid ablegen mußte, in dem es u. a., wie wir aus einem „Raths-Diener-Eyd“ von 1698 ersehen, lautet: „Ihr sollt schwören, daß ihr Gerichts-Schultheißen, auch Bürger-Meistern und Rath treu gehorsam und auf auffordern, es sey bey Tag oder Nachte sofort auferwärtig, jederzeit verschwiegen und unverdrossen seyn; auch da ihr von euren Obern üfels oder schimpfliches reden höret, solches gehörig anmelden; was euch zu verrichten anvertraut

und anbefohlen wird, getreulich und mit Fleiße verrichten, auf das Rath-Haus fleißig Acht haben und davon nichts veruntreuen. Auch niemand ohne Vorwissen des Rathes auf die Raths-Stube gehen lassen; den übermäßigen Trunk noch Gessöff nicht belieben, noch weniger aber denselben an euerer Verrichtung hindern laßen; ohne sonderbahre Erlaubniß nicht aus der Stadt verreisen; alle, die am Sonntage unter der Predigt arbeiten, wirthshausen oder Sauff-Gelagen anstellen und sonst unchristlich leben, anmelden und nicht mit den Säufern durch die Finger sehen. Allen Schaden in der Stadt warnen und sich so verhalten, wie es einem frommen und getreuen Raths-Diener zustehet."

Die Namen der Bürgermeister, welche nach der Reformation hier als Beamte tätig waren, mögen mit einigen Bemerkungen, soweit es aus den noch vorhandenen Akten zu ersehen war, hier aufgezählt werden.

1. Navenhauer, Heinrich, wird in einer Urkunde von 1532 erwähnt, in welcher der Abt Johann ihm und seiner Hausfrau ein freies Haus bei dem Kirchhofe auf Lebenszeit für 32 Gulden verschreibt. 1538 wird an Hrsh. Navenhauer und an dessen Erben eine halbe Hufe Landes auf der Lutterschen Feldmark für 30 Gulden auf 20 Jahre verpachtet.

2. Alberdes, Hrsh., war zu dieser Zeit zweiter Bürgermeister. Der Abt Johann verschreibt 1538 ihm und seiner Ehefrau Ilsebe auf Lebenszeit einen halben Morgen Land vor der Schoderstedter Breite, um daraus einen Immengarten²⁷⁾ zu machen. Der Zins beträgt zwei neue braunschweigische Schillinge, jeden zu 12 Pfennig gerechnet.

3. Kabe; seiner wird als Bürgermeister in einer Bittschrift von 1570 gedacht, die man an den Landesherrn gerichtet hatte, um Schoderstedter Ländereien wieder zu erlangen.

4. Meyer, Hans, findet in einer Urkunde von 1603 Erwähnung. Abt Wilhelm schenkt ihm, seiner Hausfrau und dem ältesten Sohne zwei Gärten, nämlich einen am „Drievenberge“²⁸⁾ und einen am „Dornesfenberge“²⁹⁾, gegen einen jährlichen Zins von 3 Himten Hopfen und 2 braunschweigischen Gulden. Hans Meyer starb 1628.

5. Meyer, Hrsh., Sohn des vorhergehenden; ist 31 Jahre Bürgermeister und starb am 29. Oktober 1659 in einem Alter von 72 Jahren.

6. Peter, Wilhelm, zweiter Bürgermeister in derselben Zeit. 1635 starb, nach dem Totenregister, in seinem Hause eine Person an der Pest.

7. Sievers, Andreas, ist seit 1661 Bürgermeister. Er starb im 79. Lebensjahre am 19. April 1667.

8. Wulff, muß 1670 wegen Schwermut ab danken. In demselben Jahre folgt

9. Meyer, Joh. War vorher Hofamtschreiber. Er erbaute 1661 das an der Marktstraße, Nr. 11, belegene jetzige Ricksche Haus. Starb am 25. November 1670.

10. Ackenhausen, Christian, Sohn eines Predigers. Er war erster und „ältester regierender“ Bürgermeister und starb am 28. August 1672.

11. Meyer, Hrch., wird 1671 Bürgermeister. Vorher war er Amtmann in Voigtsdahlum³⁰⁾, wird 1674 neben seinem bürgermeisterlichen Amte auch Pächter des Stiftshaushaltes. Starb am 26. Februar 1687.

12. Fürgens, Fried., starb den 2. März 1707.

13. Mastmeyer, Gebhard Friedrich; war ein Sohn des im Jahre 1665 verstorbenen Rämmerers Balthasar Mastmeyer und starb am 17. Juni 1709.

14. Dresing, wird 1710 in einer Akte als Gerichtsschultheiß und erster Bürgermeister bezeichnet. Der „Secretarius“ war zweiter Bürgermeister.

15. Mastmeyer, Christian Balthasar; war der Sohn des vorhin genannten Gebhard Mastmeyer. Er wohnte in dem am Markte belegenen Hause Nr. 6 (jetzt Landwirt Wessel), das heute noch im Volksmunde als das „Mastmeyersche Haus“ bezeichnet wird. Ein Bruder von ihm starb, wie wir auf dem an der Kirche aufgestellten Grabsteine lesen, an „einem bössartigen Fieber in der Blüte seiner Jugend“. Die Inschrift des Denkmals ist insofern noch bemerkenswert, da die am Schlusse angeführte Bibelstelle eine versteckte Jahreszahl, den Todestag des Hardovicus Wilhelmius Mastmeyer enthält. Das Chronogramm lautet in lateinischen Großbuchstaben:

Das		BLVt	JesV	ChrJstJ	Des	sohnes
500	505	1	5	100	1	500
gottes reJnJgt Vns Von Vnsern sVnDen.						
	1	1	5	5	5	5 500

1685.

Balthasar Mastmeyer starb am 26. April 1711. Seinen Wohltätigkeits-sinn haben wir Seite 56 schon bemerkt.

16. Schmalbruch, Georg. Verheiratete sich 1712 mit der Witwe des vorhingenannten Mastmeyer und starb, 69 Jahre alt, am 27. Februar 1718. Sein Grabstein ist an der südwestlichen Außenwand der Kirche angebracht und zeigt folgende Inschrift:

Hier

hat seine Ruhkammer
wie im Leben verlangt
so im Tode erlanget

Herr Georg Schmalbruch

weyland wohlverdienter Bürgermeister hieselbst.

Braunschweig gab ihm den glücklichen Anfang seines Lebens.

Anno 1649 am 31. (!) September.

Konnigeslutter aber desselben seeliches Ende.

Ao. 1718 am 27. Februar.

So lange er lebte

führte

er seynen Wandel christlich

Seyne Aembter redlich

Seynen Ehestand friedlich

Und starb endlich seelich

im 69 Jahre seynes Alters.

Zum unverrückten und dankbaren Andenken der genossenen
sowohl Ehe- als väterlichen Liebe haben mit Thränen dieses Grab-
mahl setzen lassen dessen betrubte Witwe Elisabeth Tollenien
und beyde Kinder.

Schlaf wohl du werter Mann in deiner finstern Gruft,

Da deine Seel jetzt kann im Lichte Jesum sehen.

Wenn einst zum Auferstehen dich Gottes Stimme ruft,

So wirst du schön verklärt zu gleicher Freude gehen.

17. Schmalbruch, Julius Otto, der Bruder des Vorigen, war
zweiter Bürgermeister. Er starb am 24. Mai 1725.

18. Weigel, Anton Melchior, wird als ein tüchtiger Verwaltungs-
beamter bezeichnet. Starb 15. Februar 1728.

19. Stisser, erster Bürgermeister und Gerichtschultheiß.

20. Bode, Joh. Ludwig; war zu gleicher Zeit zweiter Bürger-
meister und Sekretär; vorher Stadtkämmerer, starb, 72 Jahre alt, am
30. März 1748.

21. Schmalbruch, Julius Oberhard, war der Sohn des unter
Nr. 17 bezeichneten Bürgermeisters. Starb, 47 Jahre alt, am
4. Mai 1748.

22. Förster, Joh. Christian, Gerichtschultheiß. Starb im 78.
Lebensjahre am 23. Februar 1779.

23. Rasch, Frh. August, war als erster Bürgermeister der Nachfolger von Förster.

24. Harsleben, Karl Friedrich Wilhelm, war in derselben Zeit zweiter Bürgermeister und Sekretär. Außerdem gehörten noch zum Magistratskollegium Schüpe als Ratskämmerer und Ahlers als Senator oder Ratmann. Nach ihm wird noch heute das jetzige Gasthaus „Zur Traube“ der „Ahlersche Hof“ genannt. Rasch starb am 26. Juli 1803 und Harsleben im 53. Lebensjahre am 20. Februar 1796.

25. Holzhausen und

26. Albrecht. Beide waren während der westfälischen Zeit Bürgermeister. Holzhausen erhielt den Amtstitel „Friedensrichter“. Er starb am 8. September 1811. Albrecht wird »Canton-Maire« und starb am 19. Juli 1829.

27. Thomä, wurde nach seinem Abgange als Bürgermeister in Schöningen Justizamtmann; er starb am 8. November 1849. Ihm folgte

28. Brandes, der aber bald auf sein Amt verzichtete. Nach ihm wird der Notar

29. Kalbe 1836 Bürgermeister. Außer ihm gehörten dem Stadtmagistrate an: Der Ratsmann Arndt und Ratsmann Giebel. Kalbe starb im August 1865; ihm folgt 1866

30. Arndt, Julius, Amtsgerichtsregistrator vorher. Starb 30. Mai 1883.

31. Grütter, Emil — Hauptmann. Auf seinen Wunsch Ende des Jahres 1894 verabschiedet.

32. Beckhaus, Ludwig, Oberstleutnant. Eingeführt 1895, 2. März. Ausgeschieden 1907, den 30. März.

33. Arndt, Richard, Referendar. Eingeführt 1907, den 3. April. Erhielt den Titel Bürgermeister; übernahm aber Oktober 1909 die Bürgermeisterstelle in Marienburg, Regbz. Danzig. Ihm folgte

34. der Oberleutnant d. L. Ernst Rinne in Blankenburg a. S.

Die Mühlen.

Bald nach der Zeit, als hier die ersten Hoffstätten entstanden waren, werden auch die ersten Mühlen erbaut sein. Die Mahlmühlen waren für die Einwohnerschaft eine Lebensnotwendigkeit. Sie konnten hier ohne große Mühe angelegt werden, da der schnellfließende

Lutterbach mit seinem starken Gefälle genug Wasserkraft zum Betriebe hatte.

Urkundlich ist schon 1147 und 1177 von Mühlen (molendinam in Luttere) die Rede. Der Herzog Albrecht (1292—1318) gibt 1311 dem Kloster Königsutter u. a. auch eine Mühle dicht neben dem „Herzogen-hofe“ in villa Luttere (Seite 62). Im Jahre 1318 sind die Mühlen herzogliche Lehen derer v. Wendén und — eine halbe Mühle — derer v. Watenzen. 1350 hat Dieß v. Hilbelsi in Helmstedt eine Rente in »una molendino in Luttere«. In der Zeit von 1356 bis 1358 haben die v. Bodenwerder die „Moormühle beim Sadelshove“, d. i. der Rißleben'sche Hof, und die „Marmelmühle“³¹⁾ als herzogliche Lehen erhalten. Der Besitzer der Moormühle hieß damals Hennig v. Uringen.

Im Anfange des 15. Jahrhunderts besaß Königsutter sieben Mühlen. Die Namen erfahren wir aus einer Urkunde von 1403, nach welcher die Herzöge Bernhard und Heinrich dem Kloster auf ewige Zeiten tauschweise 8 1/2 Pfund³²⁾ alter Braunschweiger Pfennige überlassen, die der Rat und die Bürgerschaft zu Lutter jährlich auf den St. Gallentag entrichten gegen jährlichen Zins von der Mühle 1. vor dem Hertogen-Hofe, 2. von der Mühle des Henneken Plute — 24 Schillinge, 3. von der „Hoghen Mühle“ — eine Mark, 4. von der „Moormühle“ — 16 Schillinge, 5. von einer Mühle „achter dem Slotte“, der Hermenns-Mühle — 15 Schillinge, 6. von der Mühle vor dem Schlosse, der Billings-Mühle — 10 Schillinge und 7. von der „Teigelmühle“ — 1 Pfund Pfennige und 8 Hühner.

Der genaue Platz, wo diese Mühlen ursprünglich standen, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit nur von der Hermenns- und der Billingsmühle angeben. Beide gehörten zur Burg und werden die Mühlen gewesen sein, die noch heute unter dem Namen „Amtsmühle“ und „Herrenmühle“ vorhanden sind.

Nach der Zeit von 1403 werden im Laufe der Jahrhunderte manche der genannten Mühlen eingegangen oder durch Neubau, vielleicht an derselben Stelle, ersetzt sein. Auch hat sich die anfängliche Bestimmung, besonders nur Mahlmühle zu sein, häufig geändert, so daß wir später in alten Urkunden, Erbregistern usw. auch von Öl-, Papier-, Walk-, Pulver- und Schleifmühlen lesen. Einige geschichtliche Bemerkungen über die hier noch vorhandenen Mühlen mögen noch Raum finden.

Die Herzogliche Herrenmühle.

Am Helmstedter Tore erhebt sich auf freiem Plage die Herrenmühle, ein massiver Bau, der Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts vollständig neu instand gesetzt wurde. An der Vorderseite befindet sich über der Tür eine von Blattwerk eingefasste Kartusche mit dem verschlungenen Namenszuge des Herzogs August Wilhelm (1714 bis 1731) und der Jahreszahl 1728. In dieser Zeit wird wahrscheinlich die Mühle neu aufgebaut sein; der frühere Bau zeigte das adlige Wappen der Herren v. der Streithorst (Seite 67) mit den Buchstaben C. V. D. St. — E. V. S., d. h. Christian von der Streithorst — Eva von Sambleben (seine Gemahlin). Wie aus einem Sachverzeichnis des Amtmanns Binnius zu ersehen ist, wurde 1631 von Heinrich Julius von der Streithorst, dem Pfandinhaber der Burg, das Lutterbett höher gelegt, um so eine größere Wasserkraft zu erzielen.

Die Mühle war ein Zubehör der Burg und übte das sogenannte Zwangs- oder Bannrecht aus, das sich aber nicht auf sämtliche Einwohner des Orts bezog, sondern nur auf die Brauer des Dacksteinbieres, die verpflichtet waren, ihr Malzkorn nur in dieser Mühle schrotten zu lassen. Aus diesem Grunde finden wir in verschiedenen Akten auch für die Herrenmühle die Bezeichnung „Zwangs- oder Bannmühle“.

Waren an der Mühle Erneuerungsbauten nötig, so mußten die Amtseingesessenen die erforderlichen Hand- und Spanndienste leisten. Auch hatten Stift Lutter, Oberlutter und die Stadt die Pflicht, zweimal im Jahre das Lutterbett von den angesammelten Pflanzen und Erdstoffen zu reinigen. Sollte diese „Luttersäuberung“ vorgenommen werden, so hatte der „Herrenmüller“ Zeit und Stunde der Reinigung zu bestimmen und zugleich der Gutsmühle hiervon Nachricht zu geben. Der Gutsmüller gab die Mitteilung weiter und so fort, bis sämtliche Mühlen des Gesamtortes, auch die Mühle in Rottorf, Bescheid wußten. Die Einwohner aber, die während der Säuberung das Wasser nicht benutzen konnten, wurden in den beiden oberen Gemeinden von dem Bauermeister, in der Stadt aber von dem Fronvogt benachrichtigt. Für diese Bemühungen mußten die beiden Voten am Säuberungstage von dem Pächter der Herrenmühle frei bewirtet werden.

Die Lasten, welche der Pächter außer dem Pachtgelde noch jährlich an Herzogliche Kammer zu leisten hatte, betrugen z. B. in der Mitte des 18. Jahrhunderts an „Mühlenschaf“ vier Taler, die nach

einer Verfügung von 1706 zwischen „Advent und Galli“ zu berichtigen waren, und an sogen. „Hundeforngeld“ 24 Taler.

Die Amtsmühle.

Die jetzt unter dem Namen Amtsmühle bekannte Mühle war ursprünglich diejenige, die schon in Urkunden von 1311 und 1337 als eine „hinter dem Schlosse und neben dem Herzogen-Hofe“ belegene Mühle erwähnt wird. Diese Mahlmühle wurde später in eine Walkmühle umgeändert, denn 1518 verkauft der Pfandinhaber des Schlosses, Georg, Graf zu Bunsdorf (Seite 67), dem Kloster den Zins von der Walkmühle hinter der Burg für 100 Reichsgulden. In derselben Zeit aber, 1523, verkauft Abt Johannes diese Mühle als Walk- und Ziegmühle für 300 Gulden an Eppold v. Steinke. Etwa hundert Jahre später, 1619, kauft sie der „Filzmüller Tiele“, dessen Nachkommen sie noch 1710 im Besiz hatten und sie zugleich als Rohmühle mit benutzten.

Den Besitzern, bezw. Pächtern dieser Burgmühle standen besondere Vorrechte zur Seite. So hatten sie z. B. einen pachtfreien Garten und freies Brennholz, auch brauchten sie für ihr Vieh, das mit der Stadtherde ausgetrieben wurde, kein Weide- und Hirtengeld zu zahlen.

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis etwa zum Jahre 1885 besaß die Amtsmühle Anton Brelle. Durch Um- und Neubau verwandelte er sie in eine große Dlmühle; zugleich wurden auch die Wohn- und Wirtschaftsgebäude neu aufgebaut, die aber nebst der Mühle selber in einem Winter der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vollständig niederbrannten. Nach dem neuen Aufbau ist die Mühle im Laufe der Jahre in verschiedene Hände gekommen.

Die frühere Gutsmühle.

Die an der Mühlenstraße liegende Mahlmühle wird 1756 noch die „Niedern-Mühle“ genannt, weil sie ein Zubehör des am sogen. Niedernhofe befindlichen adligen Gutes v. d. Anekebeck war. Als 1758 die Brauerinnung dieses Rittergut erwarb, verkaufte sie die Mühle für 5135 Taler (halb Gold, halb Münze) an Joh. Andreas Bremer aus Gadenstedt, der jährlich einen Erbenzins von 8 Taler und einen Mühlenzins von 2 Taler entrichten mußte. Da die Mühle im schlechten Zustande war, ließ er sie neu aufbauen. Nach seinem Tode führte sein Sohn und darauf der Großsohn den Mühlenbetrieb

weiter fort. Als letzterer gestorben war, erwarb der Müllermeister Wasmus das ganze Besitztum. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben die Besitzer mehrfach gewechselt. In den siebziger Jahren besaß sie der Müller Böwig, darauf Lütge.

Die frühere sogen „Köversche Mühle“.

Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist diese Mahlmühle vorhanden gewesen, denn aus einem Kaufbriele ersehen wir, daß ein Hennig Dankwort im Jahre 1567 die Mühle von Hannes Rosenthal ankauft. Als Lasten hatte sie zu tragen einen Mühlenzins von 3 Taler, der von dem Amte eingezogen wurde, und einen Mühlenzuschuß von 1 Taler an die Landschaft. Gärten und Ländereien gehörten anfänglich nicht zur Mühle, wurden aber in späterer Zeit hinzugekauft.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts besaß sie der Müllermeister Joh. Frh. Lindemann. Nach dessen Tode verkaufte seine Witwe 1778 das ganze Mühlenwesen an den Müllermeister Joh. Chrst. Steinmann aus Beienrode, dessen Nachkommen sie bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts besessen haben. Hierauf kam sie, nachdem sie eine kurze Zeit der Gutsbesitzer Rühländ im Besitz hatte, durch Kauf in die Hände des Müllermeisters Frik Röver. Später erwarb sie die Aktien-Zuckerfabrik, vormals Rühländ u. Comp., um darin eine Turbine zum Betriebe einer elektrischen Maschine anzulegen.

Die jetzige „Schaarefche Mühle“.

Auf dem Stiche von Merian (1650) findet man in der Nähe des „Amtshauses“ nach Westen zu eine „Pulvermühle“. Unter dieser Bezeichnung wird sie schon 1618 in einem Kaufbriele erwähnt, als Zacharias Dankwort, der Sohn des vorhin genannten Hennig Dankwort, sie erwirbt. Noch heute erinnert der Flurname „das Pulvermühlensfeld“ an diese Mühle. Als 1705 die Herren v. Schwarzkoppen das Rittergut „Am Obernhoje“ in Königsutter übernahmen, kam zugleich auch die Pulvermühle in deren Besitz; dann wurde sie 1716 als „Schleif- und Walkmühle“ an Joh. Chrst. Schmidt verkauft, der sie 1732 mit Erlaubnis des Landesherrn wieder in eine Papiermühle mit zwei Wassergängen umbaute, die sie ursprünglich wie wir aus einem Erbenzinsbriele von 1508 ersehen, gewesen war. Zur Unterscheidung von der noch weiter nach Rottorf zu liegenden

zweiten Papiermühle wurde sie die „Bordere Papiermühle“ genannt. Im Jahre 1736 trat die Mühle der Papiermüller Schmidt an seinen Schwiegersohn, den Papiermacher Joh. Ständing ab. Weil dieser aber in große Schulden geriet und sein Geschäft nicht nutzbringend betreiben konnte, so wurde sie 1746 von Christian Johann Bartels aus Stapelnburg für 2110 Taler erworben, der sie nun in eine Ölmühle umwandelte. Bartels verarbeitete jährlich über 50 Wispel Saat, die er hauptsächlich in der Umgegend von Bernigerode und Halberstadt aufkaufte. Den bisher nicht benutzten zweiten Wassergang richtete er 1760 zu einer Graupenmühle ein.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besaß die Mühle, die wieder in eine Ölfabrik umgeändert war, zuerst der Müller Becker, dann von 1838—1852 der Ölmüller Schaper. Nach ihm übernahm sie der Bruder des vorher genannten Fritz Röber, nämlich Heinrich Röber, von dem sie 1884 der Müllermeister Schaafe erwarb.

Die Abgaben betrugen 1690 an Mühlenzins 2 Taler 12 Ggr. und an Mülhenschag 18 Mgr. Im Jahre 1732 wurde der „Canon“ (Erbzins, Pachtsumme) auf 4 Taler erhöht.

Die jetzige Papiermühle.

In einer Bestätigungsurkunde von 1690 wird die Mühle als eine Papiermühle bezeichnet, die „im Fürstlichen Ante Warberg an der wilden Wiese über der Lutter, zwischen Rottorp, Königslutter und der Pulvermühle“ liegt. Vor dieser Zeit besaß sie der Papierfabrikant Binder, der, wie wir aus seinem Kaufbriefe von 1642 erfahren, an das Amt einen Mühlenzins von 3 Taler 18 Mgr. und ein Ries Papier zu entrichten hatte. Einen Mülhenschag von 2 Taler bekam die Landschaft.

Die Mühle hatte die Vergünstigung, nicht nur im In-, sondern auch im Auslande, ausgenommen Preußen und Hannover, Lumpen und Sadern zur Herstellung von Papier sammeln zu dürfen.

Etwa um 1750 erwarb sie Konrad Schmidt aus Abbenrode a. S. Er stellte ein „nicht gar feines und am meisten ordinaires, aber sehr gängiges Papier“ her. Schmidt war einer der ersten Fabrikanten, der statt der Stampfen den sogen. „Holländer“ einführte. Durch diese Maschine, die ursprünglich eine deutsche Erfindung war, aber von Holland aus Eingang nach Deutschland fand, war Schmidt imstande, Rohstoffe schneller zu waschen und zu zerkleinern. Dies erregte aber

bei den übrigen Papierfabrikanten des Landes großen Geschäftsneid, der schließlich zu einem Prozesse führte, aber nach langen Klageverhandlungen zu Gunsten des Papiermüllers Schmidt entschieden wurde. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Loreberg Inhaber der Mühle.

Alle hier genannten Mühlen waren, wie es in einem Erbregister von 1604 hieß, „von Seyner Fürstlichen Gnaden begnadigt; auch thun sie keinen Herrendienst und geben Mondgeld; müssen aber, mit Ausnahme des Herrn- und Amtsmüller, die Baulehning dem Hause Lutter entrichten. Das Besthaupt ist eine Kuh, geben sie diese nicht, so sollen sie 10 Reichs-Gulden geben“. Diese »bowlwunge« und »bowlweling« waren Abgaben, welche der Müller als Höriger der Burg Lutter und zum Zeichen seiner Abhängigkeit dem Burgherrn dafür zu leisten hatte, daß die Mühle, welche dem Vater nur auf Lebenszeit übergeben war, auch nach dessen Tode von ihm, dem Sohne, weiter betrieben werden durfte. Der Sohn mußte dann außer Zahlung der Baulehning (bowlweninghe) auch noch dem Burgherrn das »besthovet«, d. i. das Besthaupt, das beste Stück Vieh aus seinem Stalle ausliefern. Da solche Lasten aber sehr drückend für den Unfreien waren, so wurde schon am 17. Mai 1433 von den Landständen des Herzogs Heinrich des Friedfertigen beschlossen, daß zu Gunsten der Belasteten die Baulehning und Bowlweling abgeschafft werden sollte; auch durfte nicht mehr das beste Haupt, sondern das zweitbeste Stück Vieh aus dem Stalle geholt werden. Erst 1688 wurde die Abgabe des Besthauptes in Geld umgewandelt.

Die Mühlenbesitzer waren, gerade wie einzelne Bewohner des Oberndorfes, Mitglieder der „Forstinteressentschaft“ und hatten deshalb auch Anrecht auf eine Holzteilung. Sie standen, wie die Einwohner der Amtsfreiheit, unter der Gerichtsbarkeit des Magistrats.

Drei adlige Güter.

Nach der Zerstörung des Dorfes Schoderstedt mußten auch die beiden Adelsfamilien v. Kisleben und v. Warenholz ihren auf „einem Bergk, dem Borgbergk gelegenen“ Herrensitz verlassen. Sie kauften von dem Räte der Stadt Königs-Lutter jeder einen großen Hof, um von hieraus ihre im Schoderstedter Felde liegenden Äcker zu bestellen.

1. Der sog. „Kislebensche Hof“. Er war ursprünglich ein

freier Sattel- oder Seddelhof³³), also ein Landgut, das aber vor den andern Bauerngütern des Ortes mancherlei Vergünstigungen und Freiheiten voraus hatte. Urkundlich wird dieses Besitztum als „Seddelhof“ schon 1358 und 1377 erwähnt. Zu dieser Zeit besaß »Hermannus de kyfleve 2 mans. et 1. pratum in scoderstede.« Der Hof wurde etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts, zugleich mit dem „Schaperhove“ von einem Herrn von der Steinbecke verwaltet.

Die Wirtschafts- und Wohngebäude dieses Hofes wurden 1889 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Das an den Ratskeller grenzende Wohnhaus war im unteren Stockwerk massiv, im oberen war es Fachwerk und wies eine reiche Holzarhitektur auf. Nach der Straßenseite zu führte eine Steintreppe mit hölzerner Brüstung zu der reichgeschnitzten eichenen Eingangstür, vor der sich ein mit Holzschnitzwerk verzierter Vorbau befand.

Die Herren v. Rißleben waren ein sehr altes Adelsgeschlecht, das schon im Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird. Der Ort Rißleben, nach dem sie sich nannten und der in der Nähe von Warberg lag, war schon im 15. Jahrhundert wüst geworden. Sie besaßen außer in Königslutter auch Güter in Rohde, Uri und Scheppau und wurden u. a. im Jahre 1462 mit der Holzgrafschaft zu Rottorf und mit dem Mönchshof zu Schoderstedt belehnt.

Nach einer Urkunde von 1572 erhielten Andreas v. Rißleben und dessen Erben vom Abt Gerhardus einen Garten bei dem Pfarrkampfe hinter dem „Abtsteine“ und den „Dörnickenberg“ als Lehen. Dieser »parrer camp achter dem Abbensteine« findet schon 1462 Erwähnung. Ebenfalls wird in derselben Urkunde der »dornickenberg« genannt, der im Laufe der Jahre im Volksmunde zu einem „Dönneckenberg“ geworden ist.

Die Adelsfamilie v. Rißleben wird sich hier in Königslutter nicht regelmäßig aufgehalten haben, denn in einer Mitteilung des Superintenden ten Daneil am Ende des 30jährigen Krieges lesen wir folgendes: „An unserem Orte haben auch seit langen Zeiten die v. Rißleben einen großen Hof. Sie haben aber ihr Gut ausgetan und besuchen ihre Kirche zu Uhri, es wäre denn, daß sie in der Kriegsnoth hier einrückten. Als dann gehen sie bei uns zur Kirche und zum Abendmahle.“

Mit dem Tode des Obristen Christian Victor v. Rißleben am 25. April 1782 starb dieses reichbegüterte Adelsgeschlecht aus. Die hierdurch in Königslutter frei gewordenen Liegenschaften, die vor allem dem Kloster zinspflichtig waren, versuchte dieses nun in Besitz zu bekommen;

doch waren die Bemühungen umsonst, da schon 1756 eine Frau Landdrost v. Rheß die Güter erworben hatte. Im Jahre 1798 aber erreichten es 16 Bürger der Stadt, die schon 1768 bei der Verpachtung des Stiftsgutes nicht mit berücksichtigt waren, daß die Kloster-Ratsstube³⁴⁾ ihnen die Genehmigung zum Ankaufe des Kislebenschen Hofes erteilte. Der Preis betrug 8000 Taler in Gold. Nach dem Kaufvertrage beliefen sich die Ländereien, außer einigen Wiesen und Gärten, auf etwa 75 Morgen Acker, der nun unter die Käufer verteilt wurde. Eine dicht vor Ochsendorf belegene Wiese wurde für 1500 Taler sofort wieder verkauft. Die Besitzer der Grundstücke hatten auch die Gerechtsame, ihr Vieh frei auf die Weide treiben zu dürfen.

Eins der zum Sattelhofe gehörigen Häuser erwarb in späterer Zeit der Dachdeckermeister Dürkop, dem zugleich dadurch eine sog. Holzteilung von 6 Klafter zufiel.

2. Das Rittergut der Herren von dem Kneesebeck. Es lag am sogenannten „Niedern-Hofe“ und gehörte anfänglich der eingewanderten Adelsfamilie v. Marenholz, die das Gut 1571 noch besaß, denn in diesem Jahre wird in einem Lehnbriefe noch ein Frch. Julius v. Marenholz als Lehnsherr des Rittergutes genannt. Er besaß u. a. auch den Burgwall und 13 $\frac{1}{2}$ Hufen Landes zu Schoderstedt, mit denen die Adelsfamilie 1563 belehnt war. Bald nach dieser Zeit kam es in die Hände eines Herrn v. der Streithorst. Diese Adelsfamilie mußte aber das Gut in der Zeit des 30jährigen Krieges, wahrscheinlich wegen großer Veruntreuungen, die sie sich als Landdrosten hatten zu Schulden kommen lassen, wieder dem Staate zurückgeben, bis es endlich 1637 die Familie v. dem Kneesebeck als Lehen erhielt.

Dieses Geschlecht gehörte mit zu dem ältesten landfässigen Adel und wurde schon in einer Urkunde von 1310 als Besitzer von Gütern gleichen Namens genannt. In späteren Urkunden wird uns mitgeteilt, daß sie z. B. in der nächsten Umgebung von Königsutter Ländereien besaßen, so in der früheren Gemarkung von Schoderstedt, dann 2 Wiesen vor Beienrode, 2 Höfe und 1 Hufe Land zu Ochsendorf, 1 Hufe zu Sumstedt, 7 Acker, 10 Hufe und 10 Höfe zu Lelm, ein großes Holzblek in Süplingen, eine Hufe und 2 Rothhöfe und 2 Wiesen zu Bornum, eine halbe Hufe und 1 Wiese zu Rottorf, 2 Wiesen und 2 Hufe zu Schickelsheim usw.

Hier in Königsutter gehörten zu dem Kneesebeck'schen Rittergute nach einem „Inventarium“ aus der Mitte des 18. Jahrhunderts folgende Güter und Freiheiten:

1. „310 Morgen zehntbarer Acker.
2. 21 Tuder Wiesenwuchs.
3. Eine Schäferei zu 600 Stück, wofür derzeit zwei Bürger 500 Taler Pacht geben.
4. Eine neu erbaute Wassermühle mit 2 Gängen, welche in jener Zeit für 175 Taler verpachtet gewesen.
5. Ein neu erbautes Häuslingshaus mit 12 Stuben und 36 Kammern, was für 120 Taler vermietet.
6. Noch ein mit Häuslingen besetztes Haus, welches jährlich 20 Taler rentiret hat.
7. 26 Acker Buchholz vom Elm und 4 Schock Wäsen.
8. 17 Gärten, die zu 63 Taler verpachtet gewesen.
9. Meiergefälle und Kornzins, 36 Taler an Werth.
10. Um das dritte Jahr zwei Buchen vom Elm zu Heidelholz.
11. Die Gerichtsbarkeit, Straf- und Bruchgelder³⁵⁾, welche jährlich durchschnittlich 10 Taler rentiret haben, aber nach dem Verlaufe cessirten.
12. Die Gerechtsame, 60 Schweine in die Mast auf dem Elme zu treiben.
13. Rücksichtlich des Schoderstedter Holzes, das Erbsenrecht³⁶⁾ auf dem Elm; sowie die Gerechtsame, daß zum Baue alles Oberholz daher vergütet werden muß.“

Die vorhin unter 1 genannten Grundstücke waren, da die Familie v. dem Kneesebeck wohl kaum längere Zeit hier ihren Wohnsitz nahm, an die Brauerinnung verpachtet. Als aber Alschwin v. dem Kneesebeck das Gut an den Landkommissar Müller in Lauingen für 22 800 Taler verkaufen wollte, und die Brauer dadurch ihr Pachtrecht verloren, erhoben sie einmütig bei dem Herzog Karl Einspruch und baten dringend, den etwaigen Verkauf nicht zu bestätigen, weil „sonsten der ganzen brauenden Bürgerschaft die Nahrung genommen und sie in elenden ruin gesetzt würden“. In der Zeit der Verhandlungen starb Alschwin v. dem Kneesebeck. Jetzt erwarb der Herzog das reich ausgestattete Gut und überließ es nach einem Kaufvertrage vom 12. Oktober 1758 für die obengenannte Summe der Brauerinnung. Die Häuslingshäuser wurden von der Innung zuerst vermietet und später an einige Bürger der Stadt verkauft. Noch heute sind die Häuser, den sog. Niedernhof bildend, vorhanden.

3. Der v. Schwarzkoppensche Hof. Dieses Rittergut wurde ursprünglich aus zwei Höfen gebildet, die am Ende des 15. Jahrhunderts von den eingewanderten Schoderstedter Bauern Königstorff und

Bartholdus Koch (Seite 33) bewirtschaftet wurden. Nach dieser Zeit wurden beide Höfe von den Herren v. Wenden erworben. 1595 kam das Rittergut an Herrn v. Schenk und 1689 an Herrn v. Ende. Nach längerem Rechtsstreit erwarb es 1705 das Adelsgeschlecht v. Schwarzkoppen, in dessen Händen es bis 1853 blieb. Nachdem es kaum 3 Jahre Oppenheimer im Besitz gehabt hatte, wurde es 1856 verkauft und zerstückelt.

Der ganze Grundbesitz bestand außer den 13, fast 10 Morgen großen Gärten, aus 153 Morgen zehntpflichtigem Acker und 7 Morgen Wiesen.

Die ursprünglichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind nicht mehr vorhanden, sie haben neuen Bauten Platz machen müssen.

Die Rämmereiplantage.

Nur wenige Minuten von der Stadt entfernt liegt in Südwesten an der Fallerleberstraße die sog. Rämmereiplantage, jetzt ein viel besuchtes Gasthaus, das aber anfänglich ganz anderen Zwecken diente.

Die ganze Grundfläche gehörte zur Schoderstedter Feldmark, wurde aber nach der Zerstörung des Ortes der Gemarkung Königsutter einverleibt. Im Jahre 1754 legte man, wie es in der darauf bezüglichen Akte heißt, „auf Kosten der Rämmerei auf dieser Plantage den Schoderstedter Thie³⁷⁾ an“, der aber bald in eine Maulbeeranpflanzung umgewandelt und 1759 mit einem Wohnhause für den „Planteur“ bebaut wurde.

Die ganze zum Seidenbau eingerichtete Anlage umfaßte 10 Morgen Land. Das Haus nebst Stallung standen in der Brandkasse mit 1050 Taler. Der erste Pächter war der Seidenbauer Wagner, der später die Erlaubnis bekam, hier auch Duckstein und fremde Biere zu schenken. Er zahlte der Stadt 80 Taler Pacht, erhielt aber für Pflege der Maulbeerhecken und der Bäume 30 Taler Vergütung.

Am Ende des 18. Jahrhunderts, als die Seidenzucht schon längst hier aufgehört hatte und die Schützengesellschaft seit 1794 die „Plantage“ zu ihren Festlichkeiten benutzte, diente das Haus nur noch als Gastwirtschaft und Wegegeld-Erhebestelle.

Nach Wagner folgten folgende Plantagepächter: 1. Schmeißer bis 1824; 2. Rodenbeck bis 1841; 3. Mez bis 1859 (übernahm darauf den Ratskeller); 4. Höfler bis 1861; 5. Ramme bis 1880; 6. Tornedde bis 1892; 7. Schliephake bis 1895, 8. Rohrs bis 1907 und 9. der gegenwärtige Pächter Bornemann.

Sonstige bemerkenswerte Wohnhäuser.

Nur sehr gering ist die Zahl derjenigen Häuser, die aus der ältesten hier auftretenden Bauzeit, aus dem 16. Jahrhundert stammen, und die sich durch eigenartige Holzarhitektur, sowie durch figürliche Schnitzereien usw. auszeichnen. Einige alte Fachwerkgebäude sind jetzt wieder, besonders auf Veranlassung des Stadtmagistrats stilgemäß und farbenprächtig vermalt. Sie gewähren dadurch einen prächtigen Eindruck, der dem ganzen Straßenbilde ein freundliches Ansehen verleiht. Es ist unzweifelhaft, daß vor allem die großen Feuersbrünste von 1571 und 1613 (Seite 24) unter den alten Holzhäusern stark ausgeräumt haben. Folgende Gebäude, die einen architektonischen oder geschichtlichen Wert haben, mögen hier kurz beschrieben werden.

1. Die älteste hier noch aufzufindende Jahreszahl zeigt der Schwellbalken des jetzigen Amtshauses (Seite 67). Die Inschrift lautet:

Anno dom. 1558 hat mich der erbare Christoffer van der Streithorst Brunswiker Hofmarscalk erbuwet unde in der Palmweken gherichtet. O, ewig is ja to lang.

2. Ein wenige Jahre jüngeres Haus finden wir am Gänsemarke, Nr. 1, mit seinem Fächerfries unter den Fenstern und den kleinen palmettenartigen Fächern. Der Schwellbalken zeigt die Jahreszahl 1573 und in der Fortsetzung nach Westen zu die Inschrift: Mit Gottes Hülff fang alles an, So wird dirs wohl und glücklich gahn.

3. Ein durch seine Holzarhitektur auffallendes Haus ist das an der Westseite des Marktplazes stehende Gebäude Nr. 14. Die beiden oberen Stockwerke zeigen einen weit hervortretenden Erker, dessen Balkenköpfe mit aus dem Vollholz herausgekerbten Früchten und mit Anaben, die Gewänder tragen, reich verziert sind, und der von zwei barocken Holzsäulen getragen wird. Die von der Diele (däle) zur Stube führende Tür weist prächtige Verzierungen in Form von Kinderköpfen und geflügelten Anaben mit Fischschwanz auf. Über der Tür befindet sich der Namenszug des ursprünglichen Besitzers und seiner Gemahlin, nämlich J. E. L. und A. E. St. 1674, d. h., wie uns eine an der Ostseite befindliche Inschrift sagt: Johannes Ernst Leidenfrost und Anna Elisabeth Stisserin. (Siehe Seite 69.)

4. Auffallend durch seine Größe und Bauform ist das Haus am Ende der Marktstraße Nr. 11, das vor das Nachbargebäude zur linken Seite erheblich hervortritt und dessen Oberstock an der vorderen Ecke

durch Steinpfeiler getragen wird. Die ganze Bauart des Hauses mit seinem gewaltigen eichenen Balkenwerk und den bedeutenden Boden- und Kellerräumen läßt schließen, daß es früher ein Lagerhaus gewesen sein muß und zur Aufbewahrung von Naturalien gedient hat. Wie man erzählt, soll in ihm der Zehnte, den die Stadt zu leisten hatte, gesammelt worden sein. Im 18. Jahrhundert dienten die Räume zur Aufbewahrung der Bodenerzeugnisse des hart daran grenzenden von Schwarzkoppsschen Hofes.

Das von dem Hofamtschreiber Joh. Meyer 1661 erbaute Haus wurde nach seinem Tode, 1670, von dem Amtmann Joh. Eberhard Böllner, der die Witve des Meyer heiratete, erworben. Böllner war auch „Oberförster am Elm“ und starb 1709. Nach ihm führt noch heute im Volksmunde das Besitztum die Bezeichnung „Böllnersche Haus“. In späteren Zeiten besaß das Haus der Ducksteinbrauer Chr. Wahnschaf und im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Brauer Peter Müller, der die Innenräume vollständig umbauen ließ. Erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die Braueinrichtungen herausgerissen, und nun wurde das Innere zu Verkaufsräumen für Kolonialwaren eingerichtet.

Bei der 1904 erfolgten Neuinstandsetzung wurden an der Vorderseite des Hauses folgende Inschriften freigelegt: 1. Oberstoß: »Ich habe den Herrn allezeit fuer Augen, denn er ist mir zur Rechten; darum freuet sich mein Herz, und meine Ehre ist fröhlich, und mein Fleisch wird sicher liegen.« 2. Unterstoß: »Wer Gott wertravt hat wol gebawet im Himmel vnd auf Erden. Wer sich verlaasset auf Jesum Christ, dem muss der Himmel werden. Johann Meyer. Margarete Bonatzen. Dieses Haus ist erbavet Anno Domini 1661 am 23. Dzbr.« Auf der Hofseite befindet sich an einem mit Perlstab gezierten Balken die Inschrift: »Dies Haus stehet in des lieben Gottes Hand, der behüt es fuer Feuer vnd Brand. Anno 1661.«

Aus der Zahl der Wohnhäuser verdienen zuletzt noch zwei sog. Klosterhäuser hervorgehoben zu werden, die zwar weniger durch architektonische Schönheiten, wohl aber durch ihre geschichtliche Vergangenheit sich auszeichnen.

5. Am „Niedernhofs“, schräg dem Stadtkeller gegenüber, liegt das Haus Nr. 2, das früher im Volksmunde als „das Nunnenhus“ bezeichnet wurde. Von dem ursprünglich an gleicher Stelle stehenden Hause führte, so erzählt die Sage, ein unterirdischer Gang nach

dem Kloster des Stiftes, dessen anfängliche Insassen, die Augustinerinnen, die ja bekanntlich in dem üblen Rufe eines sehr leichtfertigen Lebens standen, ihn dann benutzten, um im Nonnenhause mit Mönchen zusammen zu kommen. Auch nach der Ausweisung der Nonnen durch Kaiser Lothar sollen dann noch die Klostermönche diesen versteckten Weg benutzt haben.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß das Vorhandensein eines solchen Ganges nicht möglich war, da auf der ganzen Strecke hohe Felsenmassen den Untergrund ausfüllten, die zur Anlegung eines Weges erst Schritt um Schritt hätten losgesprengt werden müssen.

Daß aber eine solche Sage entstehen konnte, läßt sich erklären; denn das an gleicher Stelle zuerst befindliche Gebäude war Eigentum des Klosters, in dem die Mönche zu jeder Zeit freien Zutritt hatten und auch oft zu geheimen Versammlungen zusammen kamen. Auch das verschwenderische und oft wüste Leben der Klosterbrüder, besonders im 14. Jahrhundert, konnte leicht dem Laien die Veranlassung zur Annahme solcher Zusammenkünfte geben.

Etwa um das Jahr 1428, als ein Klosterbruder die Verwaltung der Stadtpfarre übernahm (Seite 38) und so diesem das Stadtpfarrhaus zur Verfügung stand, wurde das Mönchshaus vom Kloster verkauft. U. a. erwarb es auf Lebenszeit 1494 ein Hans v. Danne für 20 Reichsgulden; 1532 übernahm es der Bürgermeister Navenhauer (Seite 74). Einige Jahrzehnte später, 1578, verkaufte es Abt Gerhard an Julius Meyer, den Oberschreiber des Stiftshaushaltes. Seine Nachkommen übernahmen das Haus wieder, bis es 1671 an die Witve des Hofamtsschreibers Johann Meyer für 400 Taler erblich verkauft wurde. Die Witve, geb. Anna Elisabeth Oldenkopf, war verpflichtet, an das Kloster jährlich einen Erbenzins von 10 mgr. zu zahlen. Der Kaufvertrag wird 1681 von dem Prior und Klosterpastor Valentin Hake bestätigt, aber 1687 von dem Abt Fried. Ulrich Calixt für ungiltig erklärt. Calixt überträgt nun das „freie Haus und den Hoff dem Wolberordneten Oberförster am Elm, dem Herrn Joh. Eberhardt Zöllner (Seite 89), da er die ihm vom Kloster anvertraute inspection über das dem Kloster eigenthümlich zustehende Landholz sorgfältig geführt und dessen conservation ihm nach stets bestem Vermögens leisset angelegen sein“. Im Jahre 1731 übernahm das freie Erbenzinshaus nebst dem am sog. „Dahl-Hofe“ liegenden Garten der Sohn des Vorhingenannten, der Amtmann zu Blankenburg und Bobeck, Rudolf Zöllner. Er zahlte

100 Taler und jährlich einen Erbenzins von 10 mgr. Nach dem Tode des Besitzers ward das freie Haus am 14. August 1745 seinem ältesten Sohne Rudolf Eberhard Zöllner als „beständiges Erbenzins-Gut“ ver-
schrieben. 1795 kaufte das neu aufgebaute Haus der Bürgermeister Harsleben von den Erben der verstorbenen Witwe Amalie Zöllner für 1400 Taler. Er mußte jährlich 5 ggr. 4 Pfg. Erbenzins an das Stift zahlen und diesem versprechen, sich „unverweisklich stets als ein getreuer Erbenzins-Mann zu verhalten“. Nach seinem Tode erwarb das Haus der schon erwähnte Samuel Hahnemann (Seite 29) für 2200 Taler. Der Kaufvertrag wurde am 14. Juni 1797 auf dem Rathause ausgefertigt vom „Fürstl. Braunschwg. Lüneb. verordneten Gerichts-Schultheiß, auch Bürgermeister und Rath alhier A. Rasch“. (Seite 77.) Nach Hahnemann übernahm das Haus 1799 der Viktualienhändler Dörsendorff für 3230 Taler in Gold, der es aber 1802 für den gleichen Preis an seinen Schwiegersohn, den Uhrmacher Genther verkaufte. Später kaufte es der Ratshmann Decker. Im Anfang dieses Jahrhunderts hatte es die Witwe Delze im Besitz, bis es schließlich 1906 Eigentum des Herzogl. Leihhauses wurde und darauf von der Stadt zurückgekauft wurde, die es nun als Rathaus benützt.

Als „freies Klosterhaus“ ruhten auf demselben mancherlei Vergünstigungen. So war in früheren Zeiten der Eigentümer des Hauses von allen Frondiensten und dinglichen Lasten befreit; er hatte vor allen anderen Bürgern das Recht, alljährlich aus dem Elm 15 Kloster buchen Scheitholz und 5 Schock Wasen unentgeltlich zu beziehen. Auch durfte er 6 oder noch mehr Schweine in das „Luttersehe Landholz“ treiben, ohne Zahlung von Mastgeld.

6. Ein zweites Haus, das ebenfalls in alten Erbregistern als „Klosterhaus“ bezeichnet wird, liegt Sack, Nr. 5. Noch heute führt es nach dem Besitzer aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Namen „Schumachersche Hof“. Bis etwa zu dieser Zeit erhob sich vom Hause aus nach der gegenüberliegenden Seite ein mächtiger Torbogen als Wahrzeichen der Grenze zwischen der Stadt und Lutter. Die Mitte des Bogens war mit einem Wappen geziert und die beiden Seitensäulen trugen 2 mächtige mit Eisen beschlagene Torflügel.

Zu dem hochgelegenen Unterstockwerk mit seinem Zwischengeschoß führt eine hohe Steintreppe. Der Schwellbalken, mit einer Perlenkette verziert, zeigt folgende eigenartige Inschrift:

Nidhard ist so ein Mann,
Der Niemand schaden kann;
Denn durch der Abgunst Schmerz
Frisst er sein eigen Herze!

Und an einer anderen Stelle die Worte:

Abgunst ist besser denn Mitleid.

Christoph Vögding 1604.

An dem älteren Stallgebäude befindet sich die Jahreszahl 1568.

Nach der Aufhebung des Konvents in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde dieses Haus von Christoph Vögding — auch Voigding — bewohnt; er verwaltete als Amtmann die Güter des Schlosses Lutter und war der Sohn des Oberamtmanns Eberhard Vögding, der ebenfalls in diesem Hause wohnte und am 15. Oktober 1598 starb.

Christoph Voigding war zuerst Kanzleiverwalter gewesen. Er stand in großer Gunst des Herzogs Erch. Julius, der deshalb ihm und seinen Nachkommen mancherlei Vorrechte und Gerechtsame gewährte. So erhielt Voigding u. a. forstzinsfrei seinen ganzen Bedarf an Brenn- und Bauholz und die Berechtigung der freien „Trift und Eichelmastung“. Die Holzgerechtsame wurde 1740 auf 15 Acker festgesetzt.

Solche Sonderrechte mochten wohl bei manchem Mitbürger Mißgunst und Neid hervorrufen, und so war dies vielleicht der Grund, daß Voigding bei dem Neubau seines Hauses die oben genannte Inschrift anbringen ließ.

Etwa ums Jahr 1720 erwarb das Besitztum Valentin Hake (1720—1722), der Pastor an der Stiftskirche war. Nach ihm führte das Grundstück auch den Namen „Hakescher Hof“.

7. Erwähnenswert ist noch ihres Ursprungs wegen eine Häusergruppe, die am westlichen Ausgange der Westernstraße liegt und fast durchweg gleiche Bauform und Größe zeigt. Beide Häuserreihen entstanden im Anfang der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Anregung des Landesfürsten, des Herzogs Karl. Den Bewerber um eine Baustelle wurden in einer landesherrlichen Verfügung von 1751 die weitgehendsten Vergünstigungen und Beihilfen zugesagt. Sie sollten z. B. die Haus-, Hof- und Gartenstelle kostenlos erhalten, indem die betr. Lehnsherren, wie das Stift, die Stadt und die v. Ansebeck, v. Belthelm und v. Schwarzkoppen durch Überlassung von anderen Länderstücken oder durch bares Geld abgefunden wurden. 15 Jahre

sollten sie von allen Lasten und öffentlichen Abgaben (oneribus publicis, realibus et personalibus) befreit sein und keine Beiträge zu den sog. Servisgeldern³⁸⁾ leisten. Schon im Oktober 1752 konnte der Kürschner v. Seidlitz (Seite 35), der zuerst von dem günstigen Anerbieten Gebrauch machte, sein neues Haus beziehen. Ihm folgten im Laufe von wenigen Jahren noch verschiedene andere Baulustige, die sogar außer den schon genannten Beihilfen auch noch das Bauholz unentgeltlich erhielten. Die geräumigen und bequem eingerichteten Wohnhäuser sind aber noch heute ein Zeugnis von dem Wohlfahrts-sinn des Herzogs Karl für seine Untertanen.

6. Das Zunftwesen in früherer Zeit.

In dem schon mehrfach erwähnten Ehteding von Königsutter aus dem Jahre 1585 ist auch von den Innungen und Gilden die Rede, obgleich anzunehmen ist, daß damals in einem solchen Städtchen von nicht viel mehr als 1000 Einwohnern, sich größere Gilden, die wesentlich nur gewerblichen Zwecken dienten, nicht bilden konnten, zumal der größte Teil der Einwohnerschaft Ackerbau trieb, also Bauern waren. Auch konnten anfänglich solche Meister, die auswärts wohnten, der betr. Handwerks-gilde in der Stadt nicht beitreten.

Die verschiedenen Abschnitte im Ehteding geben allgemeine Bestimmungen über die Rechte und Pflichten des Gildemeisters und der Zunft. Sie schreiben vor, daß jegliche »Einung schall ören Mester hebbben mit sik wohnen in örer Stadt, da se de gilde hebbet; allda schall ok de morgensprake wesen, by viff punden strafe«. Unter der Morgensprache verstand man die Versammlungen der zünftigen Meister, die für gewöhnlich am Vormittage im Rathause stattfanden, und in denen dann über Gildeangelegenheiten beraten und beschlossen wurde. Wollte jemand als Meister aufgenommen werden, so mußte er nicht nur seine Befähigung als Meister durch ein vorgeschriebenes und von ihm ausgeführtes Meisterstück nachweisen, sondern auch aus „untadelhaftem Gebette und freygebohren“ sein und das Bürgerrecht der Stadt besitzen, denn »nein man schall en gilden hebbben, hei sy börger«. Als „unehrliche und unredliche Leute“, die deshalb nicht als Mitglieder in eine Zunft aufgenommen wurden, galten außer den „fahrenden Leuten“ auch die Abdecker, Scharfrichter Müller, Bader, Schäfer und Leineweber. Letztere wurden

in hiesiger Stadt von diesem sicherlich oft unberechtigten Makel der Unehrllichkeit erst durch eine Verordnung von 1729 befreit, indem niemand sie „solches ihres Handwerks zu schmälen, zu schimpfen dürfe, und ihnen dergleichen injurieuses, als daß sie die Leiter zum Galgen bey denen Executionen tragen müßten, vorzurücken, sich bey Vermeidung 50 Taler fiscalischer Straffe unterfangen soll“. Etwa zwei Jahrzehnte später wurde auch den Schäfern solcher Schimpf der Ehrlosigkeit genommen. In einem Erlasse vom 6. Juli 1747 wurde gesagt, daß die Schäfer „ihrer Handtierung wegen durchaus nicht für unehrlich, sondern für ehrliche Leute gehalten, und so wohl bey ihrem Leben in Gesellschaften und Zusammenkünften gern und willig geduldet und aufgenommen, als auch nach ihrem Tode und Christl. Gebrauch nach beerdigt, und von denen, welche sich sonst zu Hintragung der Todten gebrauchen lassen, gegen die Gebühr ebenfalls zu Grabe getragen, und diejenigen, die sich eins oder des andern wegen, oder den Schäfern Ekel-Namen benzulegen hinführo unterstehen werden, dafür mit dem Straf-Pfahl, oder Gefängniß bey Wasser und Brodt, oder auch dem Befinden nach mit dem Karren-schieben bestrafet werden sollen“.

Die meisten Innungen entstanden in unserem Städtchen im Anfange des 18. Jahrhunderts, als es sich von den Drangsalen des 30jährigen Krieges wieder erholtte, als die Gewerbe sich von neuem entwickelten, und das ganze wirtschaftliche Leben einen kräftigeren Aufschwung nahm. Hierzu kam noch, daß nicht nur die Meister, welche innerhalb der sog. „Bannmeile“³⁹⁾ wohnten, sondern auch die der weiteren Umgegend jetzt das Recht hatten, der Stadtgilde als Mitglieder beizutreten.

Eine der ältesten Innungen unserer Stadt war die der Schmiede und Schlosser. Nach einem Verzeichniß, in dem die Namen der Meister der löblichen Grob- und Kleinschmiedegilde aufgeführt werden, war sie schon 1643 vorhanden. Die Bestätigung des Gildebrieves stammt jedoch erst von 1710. Die Sitzungsberichte und sonstige schriftliche Aufzeichnungen der Gilde gehen bis zum Ende des Jahres 1809, in welchem sie, wohl infolge der westfälischen Fremdherrschaft und der vordringenden Gewerbefreiheit, aufgelöst wurde.

Der Gildebrief für die Schusterinnung ist ausgefertigt am 16. Mai 1707. Das darin vorgeschriebene Meisterstück stellte hohe Anforderungen an den zukünftigen Meister. Wer sein Probestück bestehen wollte, mußte fein und säuberlich herstellen: Ein Paar „Cavallier-Stiefel mit Fisch-Wein, ein Paar Manns-Schuhe von Englischem Leder,

ein Paar gelbe Savojanische Mannes-Pantoffeln mit Hölzern und rohem savojanischem Leder überzogen, ein Paar colorierte Frauen-Schuh mit rohten Hölzern, ein Paar gelbe Frauen-Pantoffeln und einen lebern Cymer außs Rahlthaus". Solches Meisterwerden war aber auch mit nicht unbedeutenden Geldkosten und sonstigen Abgaben verknüpft. So mußten z. B. an Einschreibgebühren 1 Taler, dem Rat der Stadt 20 Mariengulden und der Kirche 2 Pfund Wachs gegeben werden; auch erhielten die Kinder notleidender Meister „Laken und Manteln". Das Geschenk an die Kirche, das für Seelenmessen und zum Seelenheile der Zunftgenossen gestiftet wurde, übernahm zunächst der Zunftvorsteher, der deshalb auch wohl den Namen „Kerzenmeister" führte. Die Spender solcher Wachslichter hatten das Recht, unentgeltlich am Abendmahle teilzunehmen.

Im Jahre 1710 erfolgte die Gründung der Steinhauer- und Maurergilde, denn am 3. Dezember dieses Jahres hatten sich, wie die alten Akten vermelden, „3 ehrbare Meister der Stadt und ein Meister, Hans Matties, außerhalb, zusammen gethan und eine solche Gilde aufgerichtet". Für den auf Pergament geschriebenen Gildesbrief, sowie für Schreibgebühren und Siegel mußte die neue Innung 17 Mariengroschen zahlen. Wer Meister werden wollte, mußte ein „Kreuzgewölbe mit vorgelegten Columnen nach der Architektur, oder eine gewundene Schnecken- und Treppe so aufführen, daß das Probestück von sämtlichen Meistern tüchtig befunden wurde". Damit die Gesellen bei Krankheiten oder Unfällen, wenn „sie lagerhaftig wurden", unterstützt werden konnten, wurden die Meister durch eine Verfügung angehalten, wöchentlich je 2 gute Pfennig zu zahlen und von jedem Gesellen 1 Pfennig einzufordern. Solche Unterstützungen konnten aber sehr oft die Unzufriedenheit und Auflehnung der Gesellen gegen ihren Meister nicht verhindern. Ähnlich wie in unseren jetzigen Zeiten, so zeigten sich auch damals soziale Gegensätze in Form von Ausständen und Widerseßlichkeiten seitens der Gesellen und Handwerksknechte, die schon in einer Verfügung vom 24. April 1656 ermahnt werden, daß sie in ihren Gilden keinen „schelten, austreiben und evociren sollen". In einem späteren Erlasse an die Gilde wird hingewiesen auf die „wider alle Vernunft laufenden Mißbräuche, die eingerissen, so daß die Handwerks-Gesellen vermittelst eines unter sich selbst anmaßlich haltenden Gerichts, die Meister vorstellen, denselben gebieten, ihnen allerhand ohngeräumte Gesetze vorschreiben und in deren Verweigerung sie schelten, straffen, und gar vor ihnen aufstehen, auch die Gesellen, so nachgehends

bey ihnen arbeiten, austreiben und vor unredlich halten. Solche Unordnungen und Insolenzien sollen hiermit gänzlich und endlich abgeschafft werden“. Hatte ein Zunftgenosse das Meisterrecht erworben, so war er nach einer Verordnung vom 30. November 1743 verpflichtet, vor der Obrigkeit einen Eid abzulegen. Ehe dies nicht geschehen war, durfte niemand bei hoher Strafe dem Meister eine Bauarbeit übertragen.

Die Bestätigungsurkunde der Schneiderinnung lautet von 1716. Wer Meister werden wollte, mußte die „Gilden in anstellender Morgensprache zweymahl grüßen, vorhero aber das Meister-Stück als ein Frauen-Kleid und ein Mannes-Kleid wie die gewöhnlich getragen werden in Beyseyn der Altmeister schneiden und ohne jemandes Zuthun verfertigen“. Konnte der Bewerber diese Bedingungen nicht recht erfüllen, so durfte er zwar das Schneidergewerbe betreiben, aber keinen Lehrling noch Gesellen halten. Die Kosten für die Aufnahme in die Gilde betrugen zehn Taler, der Kirche aber gebührten zwei Pfund Wachs. Bei der alljährlichen Abnahme der Gilderechnung durch den Altmeister war auch ein Abgeordneter der Stadtbehörde zugegen. Der Überschuß bei der Abrechnung fiel dann zu einem Teile dem Amte Königs-Lutter zu, während die übrigen beiden Teile der Gildekasse verblieben. In ähnlicher Weise mit all den Förmlichkeiten und Weit-schweifigkeiten lauten aus dieser Zeit auch die Bestimmungen der anderen Innungen. Ihre in der „Lade“ aufbewahrten Gildebriefe und Zunftrollen erzählen uns von der Dienstzeit des Lehrlings, von seiner „Lossprechung“ zum Gesellen und von dem „Wanderzwang“, dem jeder Geselle, wollte er nicht ein „Knecht“ bleiben, unterworfen war. In den abendlichen „Auflagen“ oder „Geboten“, die in der Herberge stattfanden, verhandelten die Gesellen über ihre Angelegenheiten. Den Vorsitz führte der „Altgeselle“. Er hatte zumeist auch die Aufgabe, den lossgesprochenen Lehrling mit dem oft vielseitigen „Handwerksgebrauch“ und mit dem „Handwerksgruß“ bekannt zu machen. Wie hat sich dies alles geändert und neu gestaltet seit der Zeit der Gewerbefreiheit und der Einführung neuer Gewerbe-gesetze!

Eine Ausnahme von den Innungen der Stadt bildet in der Zeit ihrer Gründung die Brauergilde. (Vergl. auch: Bschwg. Magazin, Jahrg. 1899, Nr. 12 und 13: Die ehemalige Brauerinnung zu Königs-Lutter. Von A. Lüders.) Als fest geordnete und mit Satzungen versehene Vereinigung wird sie vielleicht schon im 16. Jahrhundert, wie die Bier-

brauerei überhaupt zur Blüte kam, ihr vortreffliches Dacksteinbier, kurz „Dackstein“ genannt, gebraut haben. Der vielgeresiste J. E. Brückmann, der 1723 eine „Kurze Beschreibung und genaue Untersuchung des fürtrefflichen Weizenbieres“ herausgab, sagt schon an einer Stelle, daß der Name des ersten Dacksteinbrauers durch „den Schwamm der Zeit, so Alles auslöschet und vergessend macht, längst verlohren worden sey“, doch der Erfinder sich einen unsterblichen Namen und ewigen Ruhm erworben habe.

Am 12. Dezember 1687 erschien eine neue Verordnung über die zu entrichtende Biersteuer und zugleich eine Vorschrift, in der genau die Form und Größe der „Dackstein-Fässer“ angegeben war. Solche Fässer durften nur von einem Böttchermeister angefertigt werden, der von der Obrigkeit beeidigt war. Eine neue gesetzliche Regelung des ganzen Brauwesens entstand durch die „Brau=Ordnung der Stadt Königsutter“. Sie war ausgefertigt am 4. September 1703 und wurde durch weitere Bestimmungen und Ergänzungen, die sich hauptsächlich auf den Braumeister bezogen, im Jahre 1721 erneuert.

Die Brauengenosenschaft nahm unter allen Vereinigungen die erste und auch wohl einflußreichste Stellung ein. Mit einem gewissen Stolz nannte sie sich „Die Große Brauersocietät von Königsutter“. Ihr gehörten im 18. Jahrhundert 73 Bürgerhäuser an, denen nur allein das Recht zustand, den „Dackstein“ zu brauen, ein Bier, das seines „guten Geschmacks und seiner herrlichen Qualitäten wegen durch ganz Deutschland verfahren wird“.

An der Spitze der Genossenschaft standen zwei Brauvorsteher. Sie wurden auf drei Jahre gewählt und hatten darauf zu sehen, daß die vorgeschriebene Braubestimmung, aber auch die festgesetzte Reihenfolge des Brauens befolgt wurde.

Wie groß der Absatz dieses weit und breit bekannten, ja sogar besungenen Dacksteinbieres war, zeigt uns ein „Extract des außerhalb Landes verladenen und ins Freye berechneten Dacksteins“. Nach diesem Auszuge wurden 1739 über 5160 Halbsaß (1 Halbsaß=2 Tonnen oder rund 2 hl) Dackstein verkauft; 1761 sogar 6000 Halbsaß. Hierzu kam noch der Versand eines alljährlich im Sommer verzapften Brauwieres, dessen Absatz sich z. B. 1741 auf 2212 Tonnen belief. Fast alle größeren Städte Nord- und Mitteldeutschlands wurden mit Königsutterschem Dackstein versorgt. In den „General-Berichten“, die auf Befehl des Herzogs Karl vom 18. August 1753 aufgestellt waren, um den „Zustand der Stadt in einem Zusammenhange zu sehen und

in welchen alles wichtige und veränderliche jeden Jahres in vorgeschriebener Ordnung zu bringen sey“, lesen wir, daß ganze Wagenladungen mit Duckstein, oft wöchentlich, nach Berlin⁴⁰⁾, Potsdam, Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Rathenow, Tangermünde, Leipzig, Kassel, Hamburg, Halle und nach vielen anderen Plätzen „verfahren“ wurden. Zu solchem Absatz über die Grenzen des Landes hinaus kam weiter der ganz bedeutende Verkauf im eigenen Lande, wodurch sich die vorhin genannten Zahlen noch wesentlich erhöhten.

Und doch beklagt sich im „General-Berichte“ von 1769 der Stadtmagistrat über die „verminderte Abnahme der Braunaahrung“ und führt folgende drei bemerkenswerte Punkte als Ursache an: 1. „Der überhand genommene Luxus hat eine durchgängige Neigung zu dem Ausländischen hervorgebracht. In den vorigen Zeiten suchte man bey Feyerlichkeiten in der Mannigfaltigkeit guter Biere den Vorzug, den man jetzt in der Verschiedenheit ausländischer Weine zu finden meint. Diese Meinung ist allgemein, und es ist schwer, den einmal verwöhnten Geschmack zum Besten des Staates einzulenkten.

2. Vormalß hatte man den guten Glauben, daß jede Art Bier ihrem Orte eigentümlich sey, und andernwärts nicht hervorgebracht werden könne. Jetzt aber werden in Hamburg, Hannover, Magdeburg fremde Biere mit gutem Erfolge nachgebraut.

3. Die vertragswidrige Erhöhung der Auflagen in dem Brandenburgischen hat der hiesigen Braunaahrung großen Nachtheil gebracht. Von einer Kanne Duckstein, wovon nach der Convention nur 12 ggr. Accise entrichtet werden sollte, muß jetzt 1 Thaler 13 ggr. gegeben werden.“

Das aus dem Weizenmalz hergestellte Gebräu, zu dem das überaus harte und kalkhaltige Lutterwasser mit benutzt wurde, hieß die „Würze“, die nach dem ersten „Abschlagen“, d. h. Abzapfen, der „Wert“ genannt wurde. Der letzte Aufguß, der „Cofent“⁴¹⁾, wurde seiner Billigkeit wegen als tägliches Hausgetränk, oder als „Bierkaltschale“ viel verkauft.

Bei der Herstellung der Würze setzte sich an der Oberfläche eine dickbreiige, klebrige Masse ab, die überall von den Schuhmachern als Klebestoff benutzt wurde. Er führte hier allgemein den Namen „Pappe“ und wurde zwischen die Sohlen des neuen Schuhwerkes gestrichen, damit sie sich verbanden und nicht fnarrten. Die ehrsamten, alles zu Räte haltenden Schuhmacher wurden deshalb oft scherzhaft

„de Pappmester“ genannt, und nicht selten hörte man früher für den Namen Königsutter das Neckwort „Papplutter“.

Solche starkfliebende Eigenschaft wurde auch oft als Mittel gebraucht, um sofort an Ort und Stelle zu erfahren, ob der Wirt sein Bier durch Zusatz von Wasser verdünnt hatte oder nicht. Man goß nämlich etwas Duckstein auf einen hölzernen Schemel und setzte sich dann auf diesen. Klebte jetzt die Nase so fest, daß beim Aufstehen des Gastes der Schemel fast Luft empfand, mitzugehen, so war der Trank vorzüglich und ungetauft.

Hatte der Brauherr seinen „Brauschlag“ fertig gestellt und war darauf das Gebräu vom „Biertarator“ geprüft und zum Verkauf freigegeben, dann wurde über der Thür des Brauhauses ein Strohwiß befestigt, der besonders auch für die von auswärts kommenden Fuhrleute das Zeichen war, ihre Fässer jetzt füllen zu können. Die Prüfung des Ducksteins mußte mit größter Strenge befolgt werden, denn in einer Verfügung vom 7. Juli 1725 h. ßt es ausdrücklich: — „daß kein Brauer bey 10 Thlr. Strafe, ehe nicht die Visitation verrichtet, den Bier=Kranz auszustechen sich unterstehen soll.“

Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Brauergilde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie erw. b nämlich zu einem sehr niedrigen Preise, theils durch Kauf, theils auf Erbpacht, über 1500 Morgen Ländereien, die nun unter die einzelnen Mitglieder verteilt und von ihnen bewirtschaftet wurden. So ward 1758 das Rittergut v. dem Rnesebeck ihr Eigentum. Zehn Jahre später übernahm die Innung das Stiftsgut zu Königsutter auf 100jährige Erbpachte und 1798 wurde von 16 Brauherren auch noch der Sattelhof der v. Rißleben angekauft (Seite 83). So gelangte die Genossenschaft zu Wohlstande und großem Ansehen. Bis zum Jahre 1822 hatte sie die Berechtigung, einen ritterschaftlichen Abgeordneten zum Landstand, zu senden.

Doch wie alles seine Zeit nur währt, und im Wandel der Jahre das Alte durch Neues und Besseres verdrängt wird, so war es auch mit dem berühmten Ducksteinbier. Durch die Einführung des Lagerbieres ging nach und nach der Absatz des Ducksteins zurück. Die zur Bereitung dieses Bieres notwendigen Braustoffe stiegen von Jahr zu Jahr im Preise. Die Verbrauchssteuer, die für jedes gefüllte Faß gezahlt werden mußte, erhöhte sich um das Doppelte und Dreifache. Die Güte des Bieres wurde eine geringere; und so kam es, daß schon in

der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein großer Teil der Brauer das Brauen einstellte. Im Jahre 1900 war kein Duffsteinbier mehr zu kaufen. Die letzte Braueinrichtung, die sich im Hause des Landwirts Gerecke im Rattreppeln befand, verschwand im Jahre 1903 durch einen Umbau.

7. Vom Schankwejen.

In dem Echteding sind auch Vorschriften enthalten, die sich auf den Ausschank von Wein und Bier beziehen. So heißt es z. B. in einem Abschnitte vom „Wientappend“ wörtlich: »Wecke borger sinen geste hir wil wyn lopen laten, de schüllen komen to dem rade in dem wicbilde, dar se den wyn willen lopen laten; da schüllet se öne berichten, wie se dat holden schüllen.« Über die Berechtigung, Bier ausschänken zu dürfen, heißt es: »Et schall nemmet beer hir tappen, wen de rad darto gesat hefft; ohne des rades willen unde vulbort, we dat vorbroke, de schall den rade geuen vor jovilken stübiken⁴²⁾ vif schillinge.« Wir sehen also hieraus, daß nur der Rat der Stadt das Recht hatte, jemandem die Schankgerechtsame zu verleihen. Ohne seine Erlaubnis durfte keiner einen Gildefrug anlegen oder den Preis für Wein und Bier willkürlich erhöhen oder herabsetzen. Verstand ein Brauer, ein besonders gutes Bier herzustellen und hatte er dann die Absicht, dieses teurer zu verkaufen, »dat stoueken (Stübchen) to twen penningen, dat mach he ton. Hei schall auer jo daromme komen to dem rade in den wicbilde, dar he inne wonet vnde schall dat myt des rades willen don, de willet öne wol berichten, wo he dat holden schall«.

Die Schankgerechtigkeit besaß ursprünglich, d. h. hier viel früher als in der Zeit von 1585, nur ein Haus der Stadt, nämlich der sog. „Mummenkraug“. Alle anderen Schenken, die in einer Verordnung „Winkel- und Klipp=Krüge“ genannt werden, durften bei hoher Strafe nicht eingerichtet werden. Der „Mummenkräuger“ hatte nur allein das Recht, Mumme, Branntwein, Wein, in- und ausländische Biere zu schenken, auch nur allein in der Stadt Hokenhandel zu treiben und durchreisende Fremde zu beherbergen. Durch eine Verfügung vom 20. Mai 1585 waren ihm genau die Preise vorgeschrieben, die er von seinen Gästen nehmen durfte. Dies Sonderrecht des Mummenhauses, das ihm von dem Hause Lutter verliehen

war, erstreckte sich auch auf das Nachbardorf Sunstedt, in welchem zu dieser Zeit noch kein „Erbkrug“ vorhanden war. In einem darauf bezüglichen Erlasse heißt es u. a.: „das Haus Lutter hat macht, einen im Dorpe, wen es gegönnet werden möchte, für den Mummenkräger daselbstens Bier zu sellen⁴³⁾ zu veranstalten, gibt von der sellung jerliches 1 Thaler 11 ggr. Die Zinsen werden dem Landesfürsten gebolgert.“

Schon in dem Amtsregister aus dem Jahre 1455 findet unser Mummenkrug⁴⁴⁾ Erwähnung. Hier heißt es, ähnlich wie wir vorhin schon ausführten, wörtlich: „Düsse Kraug liget dichte vor den Amtshuse, gehört erb- und eigentümlich darto, hat dat privilegium, dat nemmet in Lutter darv Beier, neinen Brannevin schenken, herbergen vndt hokeri triben als düsse Kraug. So hat of de friehheit erholen, dat hei aller Hand fremmet Beier utschenken darv und het of drumme de Mumme-krug.“

Noch in viel späterer Zeit übte dieser Krug nur allein das Schankrecht aus. Es war also nicht, wie wohl in anderen Städten, ursprünglich mit dem Rathause verbunden. Hier wohnte zwar ein „Beierschenker, dä einen Kraug Beier reden dorste“, das er aber vom Mummenwirth beziehen mußte. Der Pächter des Mummenhauses zahlte dem Hause Lutter einen jährlichen Pachtzins von 10 Taler.

Der Mummenwirth hatte außer seinem Schankamt auch die Pflicht, Briefe und Pakete, die dort abgegeben wurden, anzunehmen und bei passender Gelegenheit weiter zu befördern. Nur die Briefe des Hauses Lutter sollten durch „Herren-Dienste vom Amte zu Amte unnachlässig bestellt werden“. Es läßt sich wohl denken, daß die Beförderung der Wertfachen durch den Mummenwirth eine recht gemüthliche, vielleicht auch oft eine unsichere war. Eine Überhäufung von Brieffschaften wird wohl der zum Fürstl. Posthalter aufgerückte Krüger wohl kaum erlebt haben; denn der Schriftwechsel war bekanntlich am Ende des Mittelalters noch keine große Modesache, und der Reiz, Neues aus der „Welt hinter den Bergen“ zu hören, noch nicht so bedeutend, wie in der Jetztzeit. Kam kein Bote, der die Sachen abholte, oder sprach kein Gast vor, dem man sie anvertrauen konnte, dann blieben sie noch eine zeitlang leicht verwahrt im Schanktische des Krügers liegen. Für die Übermittlung der Sachen mußte eine geringe Gebühr, die in die Rämmereikasse floß, gezahlt werden.

Bei den Wirren des dreißigjährigen Krieges ward der Mummenkrug fast vollständig zerstört, nur das Kellergeschoß, das heute noch vorhanden ist, blieb verschont. Sein eigenartiger Bau und die Einteilung

in verschiedene kleine Räume, die nicht als Wohnung dienen konnten, legen die Vermutung sehr nahe, daß diese engen Zellen ursprünglich als sog. Badestuben⁴⁵⁾ gedient haben. Noch vor etwa 150 Jahren gab es hier einen „Bader“, der von der Stadt die „Rathsbaderei“ gepachtet hatte.

Der verwüstete Platz des Kruges blieb eine lange Reihe von Jahren unbebaut. Erst im 18. Jahrhundert wurde er wieder neu bebaut; er führt heute im Volksmunde den Namen „Langer Hof“.

Die Zerstörung des Mummtenkruges und seine dadurch nun ruhenden Gerechtsame waren jetzt für verschiedene Bürger die günstigste Gelegenheit, selber einen Hörterhandel einzurichten. Die Fürstl. Apotheke erhielt die Vergünstigung, Wein und andere Getränke zu verkaufen. Die Ducksteinbrauer aber nahmen sich das Recht, jedem durstigen Gaste, der bei ihnen einkehrte, ein Glas ihres Gebräues zu reichen. Bedingung allerdings war, das Bier nur auf dem Hausflur, der dale, zum Trinken zu verschenken. Hierdurch erklären wir uns die Anbringung der vielen auf- und niederzuklappenden Sitzbänke, die früher sehr häufig in den alten Brauhäusern an den Wänden des Hausflures zu sehen waren. Auch war den Brauern, ähnlich, wie den Krügern auf dem Lande, die strenge Weisung gegeben, stets rechte Kanne und Maße zu haben. Wer die „Stanne“ (Flüssigkeitsmaß) nicht richtig vollmaß, sollte das erste Mal 5 fl und das zweite Mal 10 fl Strafe zahlen. Kamem aber Gäste von auswärts, so konnten auch sie in jedem Brauhause ihren Durst stillen. Auf Borg durfte ihnen aber nur bis zu einer festgesetzten Höhe Bier verabfolgt werden, und zwar einem Ackermann nicht über einen Gulden, dem Halbspänner nicht über 15 Mgr. und dem Rötter nicht über 10 Mgr. „Wird ein mehrers geborget, so soll dem Ducksteinbrauer von dem Gerichte zu der Übermaasse nicht geholfen werden.“

In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts baten Bürgermeister und Rat den Landesherrn, doch die früheren Vorrechte des Mummtenkruges auf den Ratskeller zu übertragen. Dem Gesuche wurde am 18. März 1690 nachgegeben.

Der Ratskeller erhielt sämtliche Gerechtsame und Freiheiten des Mummtenkruges und zahlte zuerst jährlich ein Pachtgeld von 30 Taler und später von 60 Taler.

Während der Westfälischen Zeit ruhte der Pachtzins; dann aber suchte Herzogl. Kammer die ursprünglichen Rechte des Mummtenkruges wieder zu erlangen. Nach langen Verhandlungen erfolgte aber

endlich am 1. Oktober 1834 die Entscheidung, daß es „bei den Verhältnissen in Bezug der Privilegien des Ratskellers, die seit dem Jahre 1814 bestanden hätten, auch fernerhin bleiben solle“.

Der Ratskeller wurde von der Stadt wiederholt verpachtet, bis er Ende der sechziger Jahre vorigen Jahrhunderts in Privatbesitz überging und seit dieser Zeit die Bezeichnung „Hotel zum Stadtkeller“ führt.

8. Das Marktwesen.

Bald nach der Loslösung Lutters von dem Oberndorfe wird es die Rechte eines Marktfleckens bekommen haben. Schon 1318 wird in Lutter ein Markt genannt, und 1393 wird der Ort selber als „Markt“ bezeichnet.

Die Vergrößerung KönigsLutters und die Erhebung zu einer Stadt riefen aber auch eine genaue Regelung des Marktwesens hervor. So finden wir in den Statuten von 1585 allerlei Bestimmungen, die sich auf den Ein- und Verkauf der Waren, auf die Art der Verkaufsgegenstände und auf die Zeit des Verkaufs beziehen. Der in der Nähe der Kirche und des Rathauses liegende Marktplatz war der Mittelpunkt des Kleinhandels, wo die Händler und Krämer ihre Waren feil hielten. Die Marktordnung machte einen Unterschied zwischen Wochen- und Jahrmärkten. Auf jenen Märkten, die Dienstags und Freitags stattfanden, durften diejenigen, die der „Kramer-Innung“ nicht angehörten, nur geringe Waren, »allerley Crameri«, verkaufen, außer „Glas- und Holzwerke“, »is et beter, dat mach gelden uppen Jahrmarkede«.

Für gewöhnlich durften nur einheimische Bürger den Handel in der Stadt betreiben. An den beiden genannten »wochenligen margktagen« war dies auch den Fremden erlaubt; jedoch war es strenge verboten, daß der Bürger mit des Fremden Gelde, noch ein Fremder für sich allein Korn kaufte. Auch durfte niemand Brennholz in der Stadt erhandeln, um es dann wieder zu verkaufen. Durch beide Bestimmungen wollte man eine willkürliche Preissteigerung vermeiden. Jeder Fremde, der Waren in der Stadt absetzte, mußte vorher vom Boge die Erlaubnis eingeholt haben.

Im Jahre 1621 erhielt das Marktwesen dahin eine Änderung, daß durch einen Erlaß des Herzogs Friedrich Ulrich vom 4. August nur

jede Woche einmal am Sonnabend ein Markt durfte abgehalten werden und zwar »bis die Uhre zwölfte im Mittage geschlagen hat«. Zugleich erhielt die Stadt die Erlaubniß, „zur beförderung der allgemeinen Commerciën zwey freye Jahr- und Viehemarkte einzurichten, als den einen auff den Sonntag vor Petri vnd Pauli, alten Calenders, vnd den anderen Sonntags vor Galli, derogestalt, daß sie auff bestimpte zeit solche beyde Märkte jedesmahl drey Tage halten, ein jeder Handels- und Kaufmann seyne Wahren vnd Viehe dahin bringen kann, seyl halten, verkauffen, vnd also nach gemeiner vbliehen Jahrmärkten Rechten vnd Gerechtigkeiten menniglich vnverhindert, allda redliche auffrichtige Kauff- und Verkauffhändel treiben vnd gebrauchen sollen vnd mügen, Freundlich bitten, auch gnedig gesinnet vnd begehrendt“. Die vorhin erwähnte Erlaubniß, den Jahrmarkt auf einen Sonntag zu legen, wurde durch eine Verordnung vom 28. April 1649 wieder aufgehoben, indem an Sonn- und Festtagen keine öffentliche Jahrmärkte abgehalten werden sollten. Ebenfalls wurde durch einen Erlaß vom 26. Mai 1653 verfügt, daß die „umlaufenden Hausirer und Winkelkrähmer, die mit einigen Waaren an Seiden, Wöllen oder leinen Gewand, auch Gewürz-Materialien oder anderen Kram-Waaren umherlaufen“, auf dem Jahrmärkte nicht mehr geduldet werden sollten, da sie die Bürger und Einwohner der Städte nur in ihrer Nahrung schmälerten und zu Unordnung, Mißbräuchen und anderem Unheil Anlaß geben würden. Im Uebertretungsfalle solle die Hausirerware mit Beschlag belegt und die Hälfte der Ware dem Amte und die andere Hälfte der Kram-Gilde überwiesen werden. Diese Verordnung wurde am 8. April 1704 von neuem wieder in Erinnerung gebracht, jedoch noch hinzugefügt, daß auch die „herumlaufenden Juden und allerley Gefindlein, so mit Glücks-Rädern, Würfeln und Büchern auf dem Jahrmärkte sich umhertreiben“, von der verfügten Strafe würden betroffen werden.

Die Einrichtung der beiden Jahrmärkte bewährte sich, so daß die Stadt etwa vierzig Jahre später, 1662, die Vergünstigung erhielt, von dieser Zeit an 3 Jahrmärkte abzuhalten, die aber zugleich außer Vieh- auch Krammärkte waren. Es konnten jedoch in späterer Zeit die Märkte der großen Pestgefahr wegen einige Mal nicht abgehalten werden. Wir erfahren z. B. durch einen Erlaß vom 22. September 1681, daß nicht nur in Königsutter allein, sondern im ganzen Lande die Jahrmärkte „um der Pest willen bis auf bessere Zeiten aufgehoben und eingestellt seyn sollen“. Eine Beschränkung erhielten später die Jahrmärkte, ähnlich wie 1704, noch dadurch, daß, wie eine landes-

herrliche Verordnung vom 18. Oktober 1723 sagt, die sog. „Marktschreyer, Riemenstecher, Glückstöpfer, Taschenspieler, auch Gaudler und Seiltänzer und dergleichen liederliches zusammengelauffenes Volk auf denen Jahrmärkten nicht geduldet werden sollten, da sie vielen von Unfern getreuen Unterthanen ihr Geld auf eine betrüglische Weise etwendet, auch wol gar unter selbigen zu verschiedenen malen allerhand Spitzbuben in hiesige Lande sich mit eingeschlichen, Wir aber dergleichen Unwesen mit allem Ernst gesteuert wissen wollen“. Im Jahre 1745 erschien eine Verordnung, die für das Marktwesen, aber auch für die ganze Stadt nicht ohne größere Bedeutung war. Auf Fürstl. Befehl wurde nämlich angeordnet, daß zur Beförderung des Handels und zur einheitlichen Regelung nur Braunschweiger Gewichte und Maße gebraucht werden durften.

In den Jahren 1745 und 1746 trat überall, so auch in Königs-lutter, die Viehseuche in ganz bedenklichem Umfange auf. Verordnungen über Verordnungen erschienen, in denen auf die großen Gefahren hingewiesen, aber auch Verhaltensmaßregeln, ja Heilmittel gegeben wurden, die zur Unterdrückung der Seuche dienen sollten. Der auf den 1. Februar fallende Viehmarkt wurde deshalb durch einen Erlaß vom 20. Januar 1746 dahin beschränkt, daß „inländisches Horn-Vieh nicht auf den Markt getrieben werden solle, sondern nur ausländisches, von dem aber durch beglaubigte Pässe mußte nachgewiesen werden, daß die Tiere aus einem seuchenfreien Orte stammten. Die vor den Thoren niedergelegten Raths-Deputirten haben die Pässe zu controlliren“. Auch war keinem Fremden erlaubt, Rauchwerk⁴⁶⁾ zum Verkauf auf den Markt zu bringen. Führt er solches mit sich, so mußte er es vor dem Tore versiegelt zurücklassen. Die Seuche zeigte sich in einer solchen gefährvollen Weise, daß, wie noch beiläufig bemerkt sein mag, die Einwohner von Königs-lutter den Befehl bekamen, alle fremden Hunde ohne Unterschied totzuschlagen und dann tief einzufarren; die Hirten aber sollten „bey verspürendem Nebel und starkem, sog. Flott-Thaue, nicht eher austreiben, als bis der auf das Gras gefallene Nebel oder Thau von der Sonne völlig verzehrt, oder durch Regen abgespühlet worden“. Am 12. Dezember 1745 erschien eine „Erinnerung, daß die gedruckten Vorbauungs-Mittel gegen die leidige Vieh-Seuche mit rechter Sorgfalt zu beobachten seyen“. Die Vorschrift ging sogar so weit, daß die Gemeinde, solange noch Ansteckungsgefahr vorhanden war, sich nicht in der Kirche versammeln durfte. Verschwieg jemand den Ausbruch der Seuche unter seinem

Viehe, so wurde er „unausbleiblich mit dem grossen Narren bestraftet“.

Die Einrichtung des einmaligen Wochenmarktes von 1621 bewährte sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte nicht mehr; er wurde deshalb ganz aufgehoben. Wiederholt hat man versucht, ihn wieder einzuführen, so z. B. zum letzten Male in den neunziger Jahren vorigen Jahrhunderts. Da es aber an Verkäufern und Käufern fehlte, ging auch dieser einmalige Wochenmarkt nach kurzer Zeit wieder ein.

Die drei Aram- und Viehmärkte sind bis heute geblieben, obgleich sie nicht mehr die frühere Bedeutung haben. Sie finden statt am Dienstag und Mittwoch nach Sonntag Reminiscere und 2. Sonntag nach Trinitatis, dann am Dienstag und Mittwoch vor St. Gallus.

9. Das Schützenwesen.

Das Bestreben des deutschen Bürgers in längst vergangener Zeit, durch Ausrüstung mit Waffen verteidigungstüchtig gegen die häufigen Ein- und Übergriffe des Adels und der Fürsten zu sein, wird auch in unserem Orte, bald nachdem er städtische Rechte bekommen hatte, sich gezeigt haben. Die weissenbüchsenfähigen Bürger vereinigten sich zu Schützengilden oder Schützengesellschaften, die dann alljährlich, oft mit besonderer Prachtentfaltung, ihre Schützenfest auf dem Schützenhofe feierten. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als überhaupt das Schützenwesen in Blüte stand, hat hier eine Schützenvereinigung bestanden, denn in einer Urkunde von 1470 ist von einem Schützenhofe die Rede, für dessen Benutzung der Bürgermeister und Rat des Bleses Lutter dem Kloster einen Zins von 12 alten Schillingen gibt. Ebenfalls verschreibt Abt Johann 1507 dem Bürger Harmen Rod einen Garten, der hinter dem Schützenhofe liegt, gegen einen jährlichen Zins von 1 Brschw. Verding⁴⁷⁾ und von einem Schock Eier. Auch dem Jürgen Arck wird 1544 ein Garten hinter dem Schützenhofe überlassen. Aus diesen Urkunden erkennen wir auch die Lage des Schützenplatzes, denn es heisst da »zwischen den Westertore unde Sekenhuse«, also vor dem jetzigen Westertore in der Richtung nach dem Siechenhause, der späteren Alus zu.

Einen weiteren Aufschwung nahm unser Schützenwesen im 16. Jahrhundert, als der sonst so friedliebende Herzog Julius nicht die Gefahren verkannte, die in der Fehdelust der Fürsten und der Kauflust

der Adligen lagen. Nicht nur, daß er Volkswehren errichtete, sondern auch Schützenordnungen erließ, um so für etwaige Kriegsfälle auf die Streithilfe seiner Bauern und Bürger rechnen zu können. Der Butterschen Schützengilde verlieh er besondere Vergünstigungen und gab ihren Mitgliedern gegen eine geringe Entschädigung Feuerwaffen, damit sie sich in ihrem Gebrauche fleißig üben konnten. Eine ähnliche Verfügung, Waffen stets schnell bei der Hand zu haben, wurde später, 1647, auch für die Dörfer erlassen. Hier sollte sich ein jeder mit einer guten Büchse oder Muskete versehen, und sich damit „neben zugehörigen Kraut und Loth gefast halten; solches Gewehr auch dem Amte oder Gerichts-Herrn auf jedes Erfordern vorzeigen bey Straffe von 5 A“.

Allmählich verlor das Schützenwesen, wie in anderen Städten, so auch hier durch die veränderte Kriegsführung und Einschränkung von städtischen Freiheiten seine frühere Bedeutung. Die hiesige Schützengilde wird sich im 17. Jahrhundert, vielleicht während der Regierung der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich (1666—1714) aufgelöst haben. Beide Fürsten waren keine Freunde solcher Volksfeste, da sie glaubten, daß „durch das häufige Scheibenschießen einige zum Müßiggange geneigte Gemüther Anlaß nehmen möchten, den Saufgelagen nachzugehen und in ihrer Nahrung merklich zurückzufallen“. Die Versuche, das Schützenwesen in unserer Stadt wieder von neuem zu beleben, wurden auch in späterer Zeit häufig gemacht; da aber kam eine strenge Verfügung des Herzogs Karl I., in der die Abhaltung der Freischießen verboten wurde, da sie „unnützlich sind und es bey längst veränderten Zeitumständen der vormals nötigen Übung der Bürger im Gebrauche der Waffen nicht mehr bedarf; theils aber solche den Bürgern selbst und insonderheit den Handwerkern unter denselben schädlich sind, als welche dadurch einen Theil ihrer Zeit, und wenn nach den einiger Orten eingeführten Gebrauch alle Montage geschossen wird, fast einen ganzen Arbeitstag in der Woche, mithin den 6ten Theil ihres Arbeitslohnes verlieren“.

Eine Neugründung des Schützenvereins erfolgte im Jahre 1794. Am 6. März dieses Jahres kehrte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auf seiner Rückreise aus dem Feldzuge in unser Städtchen ein. Von der ganzen Bürgerschaft wurde der Fürst mit großem Jubel und aufrichtiger Freude aufgenommen. Die seitens der Stadt ausgesprochene Bitte, ihr zur Erinnerung an die glückliche Wiederkehr des Landesvaters die jährliche Abhaltung eines Volksfestes zu gestatten, wurde erfüllt,

und so beging im Jahre 1794 die „BürgerSchützengesellschaft“ nach langen Jahren ihr erstes Schützenfest wieder. Als Festplatz, der 1817 in einer Bekanntmachung der Stadtpolizei-Behörde sogar als Maschplatz bezeichnet wird, diente aber nicht mehr der erwähnte Schützenhof, sondern die Kammerei-Plantage (Seite 87). Ausgesetzt wurde die alljährliche Feier 1802 und 1805, als große Teuerungen das Land heimsuchten; dann in den Jahren 1807—1810, als der unerfättliche Welteroberer Napoleon Deutschland zu unterjochen suchte und das Herzogtum Braunschweig zum Königreich Westfalen geschlagen wurde. Ebenfalls wurde 1812 und 1813 kein Schützenfest abgehalten. Von dieser Zeit an hat das Fest, das sich nach und nach zu einer wahren Volksfeier ausgestaltete, ohne Unterbrechung alljährlich stattgefunden, so daß man am 24. und 25. Juni 1844 die fünfzigste und am 9., 10., 11., 12., 13. und 17. Juni 1894 die hundertste Wiederkehr des Stiftungstages mit besonderem Glanze begehen konnte.

Als Hauptgetränk galt bei den Schützen der Duckstein (Seite 97). Er wurde gewöhnlich beim Trinken mit einem Schnaps, der sog. „Lüttgen Lage“, oder mit Rum versetzt. Erst im Jahre 1867 bekam der Plantagenwirt die Erlaubnis, neben Duckstein auch Lagerbier zu schenken. Der von dem Schützenkönige gespendete Freitrunke, das sog. Königsbier oder der Buttertrank, war ein ganz eigenartiger Stoff, der von dem ersten Schützenmeister hergestellt wurde und in seiner Zusammensetzung mit dem in den „Anmerkungen“ erwähnten „Butterdrank“ große Ähnlichkeit hatte. Nach sorgfältiger Prüfung, ob der Duckstein auch ungetauft war, wurde er noch mit einer größeren Menge von Rum, Rotwein, Rands, Korinthen und Zitronenschale vermischt; und so entstand ein Gebräu, das zwar vorzüglich mundete, aber leicht berauschte. Die beiden alten Kanonen, die bis zum Jahre 1840 jedesmal bei der Krönung des Schützenkönigs abgefeuert, aber nach dieser Zeit nur gleichsam als stumme Zeugen aufgestellt wurden, könnten vielleicht von manchem Kanonenrausche der seligfrohen Schützenbrüder erzählen.

Die Zeiten haben sich geändert! Das Schützenwesen unserer Stadt hat ein anderes Ansehen genommen; alte Sitten und Gebräuche sind verschwunden, und seit 1892 zieht ein uniformiertes Schützenkorps zum Plage, um hier nach neuengerichteten Schießständen Aug und Hand zu üben.

10. Vom früheren Feuerlöschwesen.

Das Feuerlöschwesen war hier in früheren Jahrhunderten noch sehr mangelhaft und ungeordnet. Sehr oft hielt es schwer, ein entstandenes Schadenfeuer auf seinen Herd zu beschränken, und nicht selten nahm das Feuer, wie wir schon an anderer Stelle ausgeführt haben (Seite 23), einen solchen Umfang an, daß es erst nach tagelangen Anstrengungen gedämpft wurde. Die Schnelligkeit der Ausdehnung hatte auch ihren Grund in der leichteren Bauart der Häuser und in den unvollkommenen Feuerungsanlagen.

Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war auch hier ein großer Teil der Gebäude mit den so leicht feuerfangenden Strohdächern bedeckt. Erst 1747 untersagte ein Erlass die Neudeckung mit Stroh, jedoch mit der Einschränkung, daß nur dort Ziegeldächer errichtet zu werden brauchten, wo in der Nähe Ziegeleien wären.

Manchem Hause fehlte der Schornstein, und von dem offenen Herde zog der Rauch aus der im Dache oder Giebel angebrachten Öffnung. Eine Änderung trat ein, als eine landesherrliche Verordnung vom 8. Oktober 1744 verfügte, es sollten Neubauten mit einem Schornsteine versehen werden.

In dem von uns wiederholt erwähnten Ehteding von Königs-lutter aus dem Jahre 1585 werden auch schon verschiedene Feuer-schugvorschriften hervorgehoben. So heißt es u. a.: »Malk schal sen to synen vüre, vo ydt vorsümede, et gheydt an synen lief, werd he ok vorflüchtig, man schal öne volgen myt ener vestinge.« Damit nicht durch Fahrlässigkeit Feuer entstand, wird an einer anderen Stelle mit der Überschrift: »Von Luchten dragen«, verboten, daß niemand nach der Wächter Glocke, zwischen St. Gallentage und den Fasten, allein oder in einer Rotte auf der Straße mit einem offenen Lichte gehen dürfe, es sei denn, daß der Rat Erlaubnis gegeben habe. Wer sich aber weigere, im Übertretungsfalle zwei Schillinge Strafe zu zahlen, den würde der Rat strafen mit einer Festung.

Bei unsicheren Zeiten, wo vielleicht durch Gefindel das Eigentum des Bürgers infolge Brandstiftung gefährdet war, wurden Männer beordert, die vom Kirchturme aus Tag und Nacht die Stadt beobachteten. Sie hießen die „Thorensläpers“, von denen das Ehteding sagt: »Wen de Rat bevehlet, up den doren to slapende, de schal da uppe slapen, odder schal eynen user bürger daruppe sennen vor sik, ob et öne echte nodt vere, dat den Rate dünkent, dat

düsse midde vorwahret. Wenne dat nich dede, de schal den Rate geben je vor de nacht zwei schillinge.«

Zu solchen Turmwächtern oder Türmern wurde gewöhnlich einer der Bauermeister ausersehen. Bemerkte er Feuersgefahr, so begann er die Sturmglocke zu läuten. Ein anderer Bauermeister eilte zum Rate und Fronvogte, um den mutmaßlichen Brandort zu melden. Wieder andere stürmten, auf einem großen Feuerhorne blasend, durch die Straßen der Stadt und dann nach dem „Wachthause“, wo die lebernen Feuereimer, Leitern und Haken aufbewahrt wurden.

Durch den Feuerlärm war der ganze Ort lebendig geworden. Die Bürger liefen mit „Wehr un wapen“ (Waffe) zum Marktplatz, wo der Rat und der Hauptmann weitere Befehle zur Löschung und Rettung gaben. Die Frauen aber und das Gefinde schleppten mit Wasser gefüllte Gefäße vor die Haustüren, damit die Feuertonnen, welche vorbeigefahren wurden, sogleich gefüllt werden konnten. War die Dunkelheit hereingebrochen, so mußte jeder Hausherr eine brennende Laterne — an Straßenbeleuchtung war ja nicht zu denken — vor die Tür stellen, um dadurch den „Feuerleuten“ den Weg zu zeigen.

Königslutter war im 17. Jahrhundert noch ohne Feuerspritze. Erst im 18. Jahrhundert wurde eine kleine Spritze mit „viereckigem, offenem Holzkasten“ angeschafft. 1760 kam eine zweite Spritze hinzu, die aber einen kupfernen Kessel hatte. Außerdem wurden im Wachthause aufbewahrt 5 Feuerleitern, 14 Feuerhaken und rund 150 lederne, zum Teil aber unbrauchbare Wassereimer. Eine fast gleiche Anzahl von „Feuerinstrumenten“ war auch 1785 vorhanden. Da diese aber wiederum teilweise sehr schlecht waren, so wurde vom Landesherrn angeordnet: „Ihr habt dafür zu sorgen, daß sämtliche Feuer-Eymer wieder in brauchbarem Zustande und wenigstens 150 Stück in solchem Zustande der Stadt erhalten werden.“

Es ist klar, daß in den längst vergangenen Zeiten, wo von einem geordneten Feuerlöschwesen kaum die Rede sein konnte, die Leute dann dem verheerenden Elemente oft machtlos gegenüberstanden. Die Furcht, ihr Hab und Gut vollständig, oft in wenigen Stunden zu verlieren, trieb sie nun in die Welt des Aberglaubens, der Zauberei und der sympathetischen Mittel.

So wurde auch in unserm Städtchen, wie man noch heute im Volksmunde weiter erzählt, dreimal um das Schadenfeuer herumgegangen, um ihm Einhalt zu tun; dann hätte man unter besonderen

Besprechungsformeln einen Holzteller, welcher mit drei Kreuzen versehen war, und eine Handvoll Salz in die Glut geworfen. Stand aber jemand in dem Rufe, ein „Füerbespräker“ zu sein, so wurde der Mann geholt. Er durfte aber bei seinem Erscheinen nur einen alten Rock tragen und barhäuptig sein. In der Hand hielt er einen oben dreimal gespaltenen Stock, mit dem er dann den züngelnden Flammen Schläge versetzte und dabei geheimnißvolle Sprüche hersagte.

Eine bedeutsame Änderung im Feuerschutzwesen trat 1781 ein, als Herzog Karl Wilhelm Ferdinand der Stadt Königsutter eine neue „Feuer=Ordnung“ überwies und anordnete, sie auf Kosten der Stadt drucken und unentgeltlich jedem Hauswirte zustellen zu lassen.

Zur besseren Einprägung des Inhalts wurde diese Feuerordnung auch jährlich zweimal von den „Bauherren den Spritzenmeistern und ihren Gehilfen, sowie von den Obbrigkeitlichen Beisitzern den Innungen bei jeder Hauptmorgensprache vorgelesen“. Unter Androhung von Strafe war jeder Hauseigentümer verpflichtet, eine Handspitze, eine „Leuchte“, einen ledernen Eimer und eine große Art an einem schnell aufzufindenden Orte seines Hauses aufzubewahren. Für die Pfarrhäuser bestand schon seit 1741 die Verordnung, daß zu jeder Zeit ein Feuerhaken, eine Feuerleiter und einige lederne Eimer zu „mehrer Praecution angeschaffet sein mögen“.

Besonders strenge waren die Vorschriften für die Gastwirte und für jeden, der im Hause große Festlichkeiten gab. In diesem Falle war der Gastgeber verpflichtet, eine oder mehrere Personen anzustellen, die während des Festes auf Feuer und Licht acht gaben. Sie trugen vor der Brust eine kleine hölzerne Tafel, ein Feuerschild, mit der Aufschrift „Feuerschutz“, und wurden die „Füerkieker“ oder „Füerwahrer“ genannt.

Zur schnelleren Sammlung der Rettungsmannschaften war das ganze Stadtgebiet in vier Bezirke und jeder Bezirk oder jedes „Feuerviertel“ wieder in zwei „Rott“ oder Rottschaften eingeteilt. An der Spitze des „Wiertels“ stand der „Wiertel=“ und an der eines „Rotts“ der „Rottenmeister“.

Bei einem Feuerrufe mußte jeder Bürger, der Gesinde hatte, je nach der Größe seiner Wirtschaft, 1, 2 oder 3 Diensthoten nach der Feuerstelle zur Hilfeleistung schicken. „Seine Frau aber“, wie es wörtlich heißt, „und seine Diensten, alle Hausmütter und alten Weiber sollen zu Hause bleiben, die Fenster, Türen, auf dem Boden die Lufen wohl zu machen, auf die Bodens Waßer bringen und insbesondere auf

das fliegende Feuer wohl Acht geben, und so bald sie etwas wahr nehmen, Hilfe schreien; auch nicht weniger die Speck- und Fleischkammer in Acht nehmen, das Speck, Talg und Scher herunter in den Keller oder sonst vor Feuer sicher legen. Damit aber keine müßige Zuschauer den Arbeitenden im Wege stehen, so haben die Eltern ihre Kinder, die zum Retten noch nicht gebraucht werden können, um nicht zertreten zu werden, noch sonst verunglücken mögen, im Hause zu lassen bei 1 Thaler Strafe“.

Nach Ausbruch des Feuers schlug der „Bürger-Lambour“ den Feuerwirbel, und der Wärter des „Feuerschüttls“ eilte nach Oberlutter, um hier das Wehr des Futterbaches zu öffnen. Das Wasser ergoß sich nun in schmutziger Flut die Schöppensteinstraße entlang. An den Straßenecken wurde es aufgestaut und so nach der Brandstätte geleitet. Während dieser Zeit waren auch die Magistratspersonen, die „Stadt-Offiziere und die Rats-Unterbedienten“ zur Feuerstelle geeilt, um Befehle auszuteilen. Die Schmiede aber, die Braumeister und Brauknechte, als „des Feuers gewohnte Leute“, sowie die Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und Lehmentierer, bewaffnet mit ihren Werkzeugen, liefen ebenfalls, eingedenk ihres „Feuerendes“, herbei, um helfend einzugreifen. Die Tore wurden mit Schutzmansschaften besetzt, damit kein Dieb, der vielleicht an der Brandstätte fremdes Eigentum genommen hatte, entweichen konnte. Hoch oben aber in lustiger Höhe auf dem Kirchturme stand, so war es vorgeschrieben, der Stadtmusikant mit einem seiner „Musikanten-Gesellen“. Er mußte Aussicht halten, ob nicht zugleich auch an anderer Stelle ein zweites Feuer entstand. Bemerkte er ein solches, dann verkündigte er die neue Gefahr durch heftiges Blasen und hing ein feuerrotes Fähnlein, oder in der Nacht eine brennende Laterne nach der Seite aus, wo das Feuer zu finden war.

Auf dem Kirchhofe hatten sich die Kirchenvorsteher, Armenprovisoren und der Totengräber einzufinden, und „fleißig die Kirche und Pfarre auf Flugfeuer zu beachten; und wenn sich einiges daransehet, solches sofort dem Polizei-Directorio anzuzeigen und um Verfügung baldiger Hilfe und Rettung anzugehen“.

Damit es nicht an dem Bestreben fehlte, der Erste bei der Rettung zu sein, waren Belohnungen ausgesetzt. So erhielt z. B. derjenige, der zuerst das Wehr am Futterbache öffnete, oder der Erste bei der Hinausbringung der Spritze war, 1 Thaler zur „Erkenntlichkeit“. „Wer

aber bey der Feuerlöschung einen sonderbaren Fleiß und vor anderen Gefahren ausgestanden, soll gut belohnet werden.“

Waren auch manche von den Vorschriften der Feuerordnung etwas weitläufig und umständlich, so haben sie doch zum Schutze des Eigenthums gegen Feuersgefahr sicherlich viel beigetragen und sind grundlegend für das heutige Löschwesen geworden, das allerdings durch die Einrichtung von freiwilligen, von Pflicht- und Berufsfeuerwehren eine bedeutende Vollkommenheit erreicht hat. In unserer Stadt wurde die erste freiwillige Wehr 1866 gegründet.

11. Das Armenwesen in vergangenen Zeiten.

Der Gotteskasten und die Klingelbeutel.

Im Mittelalter war es vor allem die Kirche, die es sich zur Aufgabe machte, Werke christlicher Nächstenliebe zu üben und da helfend einzutreten, wo die Noth der Armen und das Elend der Kranken es erforderte. Die politische Gemeinde hatte damals wohl kaum Zeit und auch kein Verständniß für solche Liebeswerke. Es war deshalb natürlich, daß die Vermächtnisse und Stiftungen frommer Leute nur der Kirche vermacht wurden, und diese dann die Einkünfte zum Besten der Hilfsbedürftigen verwendete. Die im Jahre 1528 erschienene Kirchenordnung von Dr. Joh. Bugenhagen ordnete, besonders in ihrem dritten Theile, der von dem Gemeindekasten handelte, solche Gemeindepflege an. Durch ihn sollten die Mittel erworben werden, die nicht nur zur Unterhaltung der Kirchendiener, sondern auch zur Unterstützung der Armen dienten. Auch wurde bestimmt, Diakone zu ernennen, die in der Kirche den Klingelbeutel umhertrugen. Unter Rücksichtnahme auf diese Vorschriften lesen wir deshalb in dem „Visitationsbuche“ von 1542, daß „in der Pfarckerke der Statt Butter auch noch ein paar kasten vor die Armen sollen vffgerichtet werden“. Am 6. Mai 1595 kam die Verfügung, „besondere Almosen-Stöcke und Truhlen in der Kirche für die im Kriege wider die Türken Blessirten anzurichten“.

Die Einnahmen des Gottes- oder Armenkastens setzten sich zusammen aus den Pachtgeldern des „Armenackers“, aus den Opfergeldern in der Kirche und aus den wöchentlichen Geldsammlungen in der Stadt. Unterstützt wurden nicht nur die Ortsarmen, oder die durch verheerende Elemente in Noth geratenen Einwohner, sondern

auch hilfsbedürftige Wanderer, ohne Rücksicht auf ihren Glauben. Nur die „Landstreicher, Müßiggänger, Bettler und die Gardebrüder sollen nicht versorget, sondern als loß und verdächtiges Gefindel aus der Stadt auf die Grenze gebracht werden“. Diese „Gardebrüder“, auf die schon in einem Erlasse des Herzogs Julius vom 28. Januar 1570 und später wiederholt hingewiesen wurde, waren entlassene Landsknechte, die bei ihrem rohen, kriegerischen Handwerk die Arbeit verlernt hatten; nun in größeren oder kleineren Haufen als „gardende Brüder“ das Land bettelnd und plündernd durchzogen und durch ihr gewalttätiges Auftreten eine Plage der Bürger und Bauern waren.

Die Grundstücke des Armenkastens bestanden aus 110 Morgen 51 Ruten Acker, der aber, wie uns das Flurbuch von 1761 sagt, „mehrentheils in Breiten und Cämpen belegen, aber durchgehend schlecht situirt und zehntpflichtig ist“. Die Ländereien waren verpachtet; da aber der Ertrag ein sehr geringer war, so wurde für den Morgen Land nur 1 Taler und Ende des 18. und im 19. Jahrhundert 1½ Taler Pachtgeld bezahlt.

Wie die Stadt ursprünglich zu diesem Besitztum gelangt ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Aus alten Akten des 16. Jahrhunderts ersehen wir, daß hiesige Hausbesitzer den Acker sich anzueignen versuchten, teilweise ihn auch erlangten und dann nur einen geringen Erbenzins dafür zahlten. Als das Konsistorium den gänzlichen Verlust dieses „Kastenackers“ befürchtete, traf es 1597 eine an den Drost von Striehnhorst gerichtete Entscheidung, nach der die Kirche den Acker wieder in Besitz nehmen solle. Herzogl. Konsistorium sagt u. a.: „Wir kommen in Erfahrung, daß mit dem, zum Armenkasten gehörigen Acker wunderlich und gefährlich umgegangen werde, die Bürger, so dessen etwas haben, ihres Gefallens Andern wiederum thun und überlassen, die Kastenherren auch, wenn von solchem Acker etwas loß werde, ihres Gefallens, ohne und wider des Superintendents Wissen und Willkür, zu sich reißen, und bei ihren Häusern perpetuiren, oder auf ihre Erben transferiren und Erbenzinsgüter daraus machen wollen, da doch erwähnter Acker nicht Erbenzinsgut, sondern den Armenkasten erb- und eigenthümlich zugehören und auch, dem Super. neben den Vorstehern, um des Kastens Bestes damit zu schaffen, aufs höchste auszutun und solche Locationes alle sechs oder neun Jahre nach solcher Güter Gewohnheit zu vermieten oder zu verändern, gebühret und obliegt.“

Wie denn insonderheit die jetzigen Rastenherren den Acker, so bei Thomas Sievers, des seligen, Hauses gewesen, unter dem Schein, als seien die davon gebührenden Zinsen in langer Zeit nicht ausgegeben, da doch dieselben nicht über zwei Mal nachstehen blieben, von jetzt gedachtem Hause ab und an bei ihre Häuser zu bringen, wider euren, des Super. Willen, sich unterstehen sollen.

Wenn nun solches der Vorsteher und Bürger Vorhaben unbillig, dem Rechte und der Fürstl. Kirchenordnung zuwider, auch dem Armenkasten gänzlich inreathiren würde und uns demnach solchen unbilligen Beginnen auch eigennütziger verdächtiger Administration zuzusehen, nicht gebühren, sondern dieselben amtsshalber abzuschaffen obliegen will, so tun im Namen und anstatt unsers gnädigen Fürsten, Herzog Heinrich Julius, Wir an Euch hiermit sämtlich und ernstlich begehren, ihr wollet solch den Rastenherren und Bürgern unziemendes Beginnen abschaffen und sie mit Ernst dahin halten, daß sie den Rastacker, so bisher bei Thomas Sievers Hause gewesen, dem Papiermacher, der solches Haus gekauft, um gebührlchen Zins, dessen ihr auch mit ihm aufs Neue verglichen und soviel, als der Ends von anderen Ländereien gezinset wird, von ihnen nehmen, auch dabei den Acker etwa auf 6 Jahre verlociren wollet, abtreten und einräumen, den Bürgern auch, so desselben Ackers haben, nicht gestatten, noch gut sein lassen, daß sie den Acker ihres Gefallens andern überlassen, sondern, wenn sie ihn nicht mehr haben wollen, oder können, dem Rasten abtreten und auch, den Super. und Vorstehern gewähren lassen, die aber, die ihre einhabenden Rastländereien behalten, wollen dieselbige nun aufs Neue anzunehmen und einen billigen landfittlichen Zins hinsüro davon zu geben, neben einer geringen Verehrung oder Meiergeld dem Rasten zuzusagen und zu entrichten anhalten, daran geschieht die Billigkeit.“

Für die Almosensammlung in der Kirche standen zwei Klingelbeutel zur Verfügung, ein schwarzer, der während der Predigt im Schiff der Kirche zum Einsammeln des Opyergeldes diente, und ein weißer, der aber erst später, 1642, eingeführt und nur auf der Orgel und den Priecken umhergereicht wurde. Auf einen Teil dieses Opyergeldes machte auch der damalige Organist Koch Anspruch, denn in einem Schreiben vom 25. November 1718 beklagt er sich bitter, daß die ihm zukommenden Sammelgelder nicht mehr auf ein Buch gelegt, sondern in den zweiten Klingelbeutel geworfen würden. Er bat deshalb, es möge ihm jährlich ein Teil von dem Gelde gegeben werden, „damit bey seinem ohnedem jämmerlichen Gehalte dieser kleyne Anhang zu seynner

Subsistenz dienen möge". Ob dies geschehen, wissen wir nicht, wohl aber erfahren wir, daß am Erntedankfeste von den Geldgaben in dem Klingelbeutel dem Prediger und Kantor soviel gehörte, „als sie mit der Hand in einem Male erwischen konnten“. Solcher Brauch, bei dem also die Größe der Hand eine nicht unwesentliche Rolle spielte, bestand fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Pflicht, den Klingelbeutel in der Kirche umherzutragen, lag den vier „Klingelherren“ ob. Sie verwalteten auch das Kirchenvermögen und stellten unentgeltlich die Kirchenrechnungen auf. Ihr Dienst war ein Ehrenamt, mit dem aber besondere Vorrechte verknüpft waren. Alljährlich fand bei der Abnahme der Kirchenrechnungen ein Gastmahl statt, an dem auch, außer den Ratsherren, den städtischen Abgeordneten und dem Stadtprediger, die Klingelherren teilnahmen. Bei solchem Mahle war die Speisenfolge genau vorgeschrieben, auch durfte, ähnlich wie bei den Kirchen-Visitationen, „in puncto der Bier-Steuer, eine Tonne Duffstein frey passiren“; eine Verfügung, die 1709 wieder aufgehoben wurde, indem für die sonst steuerfrei gewesene Tonne Bier von jezt an 9 ggr. Biersteuer gegeben werden mußte.

Von 1727 an wurden die kirchlichen Rechnungen nicht mehr von den Kirchenprovisoren und den Klingelherren geführt, sondern von einem von der Kirche gewählten und besoldeten Kassensführer, der jedoch 1743 in der Rechnungsführung durch die Klingelherren, deren Zahl sich jezt auf zwei vermindert hatte, wieder ersetzt wurde. In dieser und der nachfolgenden Zeit entstanden aber in den betreffenden Kassen verschiedentlich Unordnungen und Fehlbeträge, so daß man sich schließlich 1768 gezwungen sah, wieder einen besonderen Rechnungsführer zu wählen, der bei entsprechender Geldentschädigung verpflichtet war, die Kirchenkassen ordnungsmäßig zu führen. So wurde dies eine Einrichtung, wie sie heute noch besteht.

Das Sammeln von Geldgaben mittels des Klingelbeutels hörte in unserer Kirche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Als Ersatz diente das Opferbecken, dessen Aufstellung aber schon etwa 100 Jahre früher in einem Konsistorial-Ausschreiben vom 22. Mai 1745 verfügt war. In dieser Verordnung heißt es u. a., „daß an den Orten, wo das an hohen Fest-, Buß- und andern Feiertagen gebräuchliche um den Altar Herumgehen, und, wie sie es nennen, eine milde Gabe opfern, bisher üblich gewesen, statt des Umganges, die Opfer-Leute vor die Kirchen-Thüren gestellt, und durch dieselben

mittelft Darbietung eines Beckens, oder Tellers, um milde Gabe hinkünftig gesuchet werden soll“.

Obgleich in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Sinn für religiöse Dinge nur ein geringer war und der Rationalismus sich immer mehr und mehr ausbreitete, so wurde doch, wie in anderen Städten, auch hier in Königsutter auf Drängen der Kirche auf dem Gebiete der Armenpflege und der Einrichtung von Wohltätigkeitsanstalten mancherlei Gutes erreicht. Unterstützt wurde dies Bestreben der Kirchen durch den Herzog Karl I., der durch verschiedene Verordnungen bemüht war, im Armenwesen der Städte und auf dem platten Lande reformatorisch zu wirken. Nachdem bereits 1740 eine zweckmäßige Armenordnung für die Stadt Braunschweig erlassen war, erschien im Jahre 1744, ähnlich wie in demselben Jahre in Schöppenstedt, Schöningen und Blankenburg, am 4. Juli ein „Reglement wegen Einsammlung der wöchentlichen Almosen in und vor dero Stadt Königsutter, Oberlutter und dem Kloster“. Die Armut und Not in unserm Gesamtorte war zu dieser Zeit sehr groß; die Zahl der Bettler und Almosenempfänger hatte überhand genommen, so daß in einem Ausschreiben vom 6. Februar 1744 scharfe Vorschriften gegeben wurden, die „zur völligen Ausrottung des Land-verderblichen Bettelns und der herumlaufenden Land-Streicher“ dienen sollten. In dem Reglement ist davon die Rede, wie die Einwohner von Königsutter von dem „Gassenbetteln zeithero viel erlitten, da viele Müßiggänger beyderley Geschlechts die Bosheit so weit getrieben, daß sie ohne Noth entweder sich denen zu grossen Herden angewachsenen Bettlern zugesellet, oder einzeln auf die Straßen sich gelagert, auch ihre Kinder zu gleichem Unfug angereizet und gezwungen, und solchergestalt mit Ungeßüm diejenige Beysteuer expresset, die denen wirklich Armen zu ihrem Unterhalt dienen sollen“.

Der ganze Ort wurde in „Sammelbezirke oder Nachbarschaften“ eingetheilt; jeder Bezirk umfaßte 13 Wohnhäuser. Wöchentlich des Donnerstags mußte dann „jeder Collecteur“ in seinem ihm angewiesenen Bezirke freiwillige Geldgaben einsammeln, die dann „versiegelt den auf der Superintendentur versammelten Aufsehern eingehändigt wurden“. Die Pflicht zum Einsammeln hatte in jedem Bezirke jeder der 13 Hauswirthe; die Reihenfolge wurde vorher festgestellt, und „hoffentlich wird sich hiebey keiner der eiteln und niederträchtigen Gedanken beygehen lassen, als ob seyne Bedienung oder Stand zu ansehnlich sey“. Die Sammler hatten auch die Aufgabe, von den zu-

gegeisteten Fremden, die in ihrem Bezirke, oder in den Wirtshäusern und auf dem Ratskeller beherbergt wurden, Almosen zu erbitten. „Die Gerichtsdienner, Knechte und Bettel-Bögte aber haben darauf genaue Acht, daß sie die auf den Gassen bettelnden Personen aufheben und zur Haft bringen, da dann dem Bettel-Bogt oder Stadt-Knecht für einen jeden Bettler, den er liefert, vier ggr. gereicht werden. Jedoch haben sich gedachte Bögte und Knechte bei Vermeidung schwerer Strafe zu hüten, daß sie nicht unschuldige Leute aufheben und einbringen.“

Wie sehr man darauf bedacht war, bei passender Gelegenheit Gaben für die Armen zu erlangen, ersehen wir auch aus einer Verfügung vom 28. Dezember 1746, in der die Kirchendiener angehalten werden, „auf Verlöbniß, Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen Ehren-Gelagen, die Anwesenden zu einer Beysteuer für die Armen zu ermuntern, und darauf vor den andern gewöhnlichen Sammlungen, als zum Exempel für Muscanten, Koch, Kellner und dergleichen, den versammelten Gästen die Armen-Büchse zu praesentiren, bey anderen bekannt gewordenen außerordentlichen Vorfällen aber, als wenn einer einen Proceß von Beträchtlichkeit gewonnen, oder eine gute Erbschaft gethan, oder ein anderes Glück gehabt hat, zu solchen Leuten in die Häuser gehen, ihnen die Ursach des Kommens bescheidenlich eröffnen und sie zur Dankbarkeit für das ihnen von Gott verliehene Glück, um eine milde Gabe für ihren armen Nächsten geziemend anzusprechen“.

Zur sicheren Verwahrung der Armengelder, wie überhaupt des baren Kirchenvermögens, waren besondere Vorschriften erlassen, die allerdings heute wohl kaum noch genügen würden. So wird in einem Schreiben des Herzogl. Konsistoriums vom 15. April 1729 angeordnet, daß die Kirchengelder in einem Kasten sollten aufbewahrt werden, der mit zwei oder drei Vorhängeschlösser verschließbar sei; die „Schlüssel aber werden in ein Tuch gewickelt und von dem Pastor versiegelt“. In späteren Jahren, 16. November 1740, wurde die Verfügung noch dahin ergänzt, es müsse der Behälter aus gutem eichenem Holze hergestellt, inwendig mit dickem Eisenblech und auswendig mit starkem Eisen beschlagen sein. „Selbiger den Befinden nach entweder in der Kirche an die Mauer oder an den Boden befestigt werden. Der Pastor loci und jeder der beyden Altar-Leuten sollen einen Schlüssel zu sich nehmen, mithin weder Prediger, also auch die Vorsteher auf solche Art allenfalls ohne Verantwortung bleiben können.“

B. Oberlutter.

1. Allgemeines.

Oberlutter schließt sich im Norden unmittelbar an die Stadt Königsutter an; nur ein schmales Gäßchen an der Nordwestseite läßt die Grenze erkennen. Der Ort gilt als Vorstadt von Königsutter und wird als solche schon in dem Flurbuche von 1761, später aber auch in den vom statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministerium herausgegebenen „Ortschafts-Verzeichnissen“ so bezeichnet. In den Urkunden von 1318 und 1328 wird Oberlutter als superior villa luttere und 1359 bei dem Verkaufe einer „worth“⁴⁸⁾ als dat overe dorp to luttere erwähnt. Die Benennung als „Oberdorff“ finden wir später in einer Schenkungsurkunde von 1420, dann u. a. 1517 in einer Urkunde über den Verkauf einer Mühle und 1538 bei der Verschreibung eines Hauses. In dieser Zeit tritt aber auch schon der Name „Oberlutter“ auf, wie wir aus einer Verschreibungsurkunde über den „Pieperhov“⁴⁹⁾ von 1528 ersehen können. Die Bezeichnung als „Oberdorff“ oder „Oberndorp“, die wir 1655 noch im Kirchenbuche finden, ist aber nach dieser Zeit verschwunden.

Oberlutter zählte vor etwa anderthalb Jahrhunderten nur 500 Einwohner und 67 Höfe, die fast durchweg als Rothöfe bezeichnet wurden. Nach der Volkszählung vom Dezember 1905 hatte der Ort 1760 Einwohner mit 435 Haushaltungen und 161 Wohngebäuden.

Es ist wohl anzunehmen, daß die ersten Bewohner „Hörige“ der Burg Lutter waren. Durch Neuansiedlungen vergrößerte sich aber nach und nach die Einwohnerzahl, bis schließlich um die Wende des 13. Jahrhunderts, aber nicht vor 1283, eine Trennung von Königsutter erfolgte und so das „obere Lutter“ eine, auch in politischer Hinsicht, selbstständige Gemeinde wurde. (Seite 10).

Von dieser Zeit an begann im Oberndorfe erst ein eigentliches gewerbliches und landwirtschaftliches Leben. Zu den meisten Hausstellen gehörte ein Garten, der von dem Burgherrn für einen geringen Zins hergegeben war. Auch waren die Einwohner mit einer gewissen Holzabgabe begnadigt, wie sie heute noch in ähnlicher Weise von den „Reihebäusern“ bezogen wird. Einige Hofstellen hatten auch größere

Landstücke, die die Einwohner als Lehnsträger der Burg oder des Klosters bewirtschaften konnten. So erklären wir es uns, wenn in einer Urkunde von 1420 die Bauerstätten Höfe genannt werden, in denen „Rossaten, Rätner oder Rötter“ wohnten. Auch in den späteren Grund- und Lagerbüchern, besonders in den Dorf- und Feldbeschreibungen lesen wir die Bezeichnung „Rothhöfe“, also ein Name, der gerade darauf hinweist, daß es wirklich bäuerliche Güter mit bestimmten Rechten und einer Gemeindevertretung waren. Ihre Hauptberechtigung bildete die Teilnahme am Elm, am sog. Lutterlandholze. Etwa 100 Jahre später lesen wir von der gemeinen Bauernschaft des Oberdorfes, die zwei Ackerhöfe⁵⁰⁾ und 9 Höfe mit zusammen 6 Hufen und 7 Morgen Acker besaß. In dem Erbregister von 1604 werden unter den 60 Gehöften nur 15 mit Ländereien bezeichnet, die zusammen 11 Hufen umfaßten. Acht Höfe besaßen nur je einen sog. „Herrendienstmorgen“, den sie als Gartenland bebauen konnten, dafür aber dem Hause Lutter Herrendienste leisten mußten. Das von dem Kloster verpachtete Land mußte auf Verlangen zu jeder Zeit an dasselbe wieder zurückgegeben werden. Wir lesen z. B. in einer Handakte von 1650 folgendes: „Joachim Grahn hat bey seinem Rothhofe 15 Morgen Landes. Dat Kloster hat ihm vffgesagt vndt wil den Acker nehmen, da er doch den Zins jehrlich richtig gemacht hat, vndt wil es dem Hofamtschreiber zuschreiben lassen.“

Außer dem Kloster und dem Hause Lutter werden uns noch andere Lehns- und Meierherren der Oberlutterschen Ländereien genannt. Wir finden in alten Erbregistern u. a. folgende Namen: v. Mahrenholz zu Bährdorf, v. Sampleben zu Rottorf, das Ludgerikloster zu Helmstedt, v. Lauingen, v. Weserlingen in Gr. Vahlberg, Heinrich v. Wenden und v. Rißleben.

Die von den einzelnen Höfen zu leistenden Abgaben und Dienste waren sehr verschieden, aber auch eine schwere Last, welche die armen Einwohner nicht zur Ruhe kommen ließ. Da gab es einen Haus-, einen Garten-, Erben- und Meierzins, der zu rechter Zeit gezahlt werden mußte. Einige Höfe gaben jährlich mehrere Himten Roggen oder Hafer und ein Rauchhuhn⁵¹⁾, welches aber so kräftig sein mußte, daß es aus einem Himten (Holzgemäß) springen konnte. Für letzteres Gefälle wurde auch wohl nur der Geldwert, das sog. „Hühnergeld“, der rokpenning oder dat rokgelt“ gezahlt. Zwei Hausbesitzer lieferten an das Kloster Ludgeri in Helmstedt je 1½ Zinshühner und 1 Pfund Wachs, das gewöhnlich der Kirche übergeben wurde, die dann dafür dem

Zinsmann das Recht gab, unentgeltlich am Abendmahle teilzunehmen. (Seite 95.) Eine Hausstelle gab, wie das Erbregister von 1650 mitteilt, dem Amte (Burg Lutter) einen halben Hinten Roggen, 1 Schock Eier und zwei „Wiegelbrode“, d. i. geweihtes Brot; auch oft, da das Volk die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht mehr kannte, Weibbrot, Weibrot genannt. In späterer Zeit wurde für diese Naturalleistung Geld gezahlt. So finden wir z. B. in der Gemeinderrechnung von Oberlutter aus dem Jahre 1831 unter den Ausgaben an den „Rezeptor der Amtsgefälle“ noch den Posten: Für das Ostern fällige Weibbrot = 2 mg.

Zu allen diesen Naturalabgaben kamen noch die vielen Hand- und bei den beiden Ackerhöfen die Spanndienste. Sie mußten nach einer Verfügung vom 7. März 1647 im Sommer des Morgens um 5 Uhr und im Winter um 7 Uhr beginnen. Um 6 Uhr, bezw. im Winter um 4 Uhr war Feierabend. Die Arbeit durfte aber nur von „vollständigen Personen, nicht mit Jungen oder Mägdlein ausgeführt werden“. Weiter waren die Bewohner zur Leistung von sog. „Burgfestentage“ verpflichtet, die darin bestanden, die Burg Lutter alljährlich in einen guten Verteidigungszustand zu setzen. Als später dies nicht mehr erforderlich war, mußten die Fronleute dafür dem Amtshause einen gewissen Baudienst leisten. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die „Burgfeste“ schon abgelöst. Für jeden nicht mehr zu dienenden Tag wurde jedes Jahr eine Ablössungssumme von 1 Taler berechnet. Die der Burg zu leistenden Handdienste beliefen sich jährlich für jeden Hausbesitzer auf etwa 100 Tage; außerdem waren noch drei bis fünf „Betteltage“ angesetzt, an denen der Lehnsmann Botendienste für die Burg verrichten mußte. Eine weitere Frone war das „Rörrecht“. Hiernach war der Erbe eines Hofes verpflichtet, vier Wochen nach dem Tode des Hausbesitzers seine Pferde, oder waren diese nicht vorhanden, die Ochsen und Kühe auf das Amt zu bringen, wo dann für das Amt unter den Tieren ein beliebiges, jedoch nicht das beste, ausgekört, d. h. ausgewählt wurde. Der Hofbesitzer, der ein Rörpferd oder eine Rörkuh gegeben hatte, war dann ein Jahr und 4 Wochen von allen Frondiensten frei. (Siehe Seite 83.) So sah es in früheren Zeiten mit den Bauern von Oberlutter aus. Gedrückt und eingeengt von allen Seiten, mußten sie im Schweiße ihres Angesichts arbeiten und säen, ohne dafür ernten zu dürfen!

Erst 1834, als in unserem Lande auf allen Gebieten des Staatslebens eine lebhaftere Umgestaltung begann, erschien, wie wir schon

erwähnten, das segensreiche Ablösungsgesetz, das auch für Oberlutter nicht ohne Bedeutung war.

Zwei Ackerhöfe.

Unter den Hoffstellen mögen hier noch zwei besonders angeführt werden, die in den Erbregistern des größeren Grundbesitzes wegen die Bezeichnung als Ackerhöfe führten.

1. Der frühere „Cupeißsche Hof“. Er lag östlich am „Plane“ und bildet heute noch zum Teil das Besitztum des Schlächtermeisters Schmidt. Der Hof war nach den Erbregistern von 1549 bis 1650 anfänglich auch nur ein Rothof, der aber nach dieser Zeit durch Ankauf von Ländereien und Gärten sich in seinem Grundbesitz bedeutend vergrößerte und nun als Ackerhof bezeichnet wurde. In der Mitte des 16. Jahrhunderts besaß ihn Lüder Eggerdes, der für seine 3 Hufen Acker dem Herrn v. Lauingen 1 Scheffel Roggen als Zins gab. Im Erbregister von 1604 wird Paul Schmidt als Eigentümer genannt. Von ihm heißt es wörtlich: „Er zinsset den v. Lauingen jehrlich Roggen von einem Scheffel. Noch epliche schwadt mit Gras, im See genannt, gibt demselben Zins. Gibt drum Schoß vffs Hauß Lutter viff mattier.“ Nach Schmidt erwarb das Besitztum, jetzt als Erbgut bezeichnet, Paul Harke. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde es als ein „Meierhof derer v. Schenken“ bezeichnet und von Hennig Harke verwaltet, der aber seines „übeln und schlimmen Lebens wegen“ 1717 entlassen wurde. Das von ihm bewohnte Meierhaus wurde abgerissen. Über die auf dem Hofe ruhenden Lasten heißt es: „Harke gibt dem Oberförster Theßmer am Elm ein Schock Eyer und zwey Wiegelbrode. Thut dem Ampt den Burgfest, Und thut jehrliches mit dem Spanne 9 Tage und 3 Fuder Holz fahren.“ In der Mitte des 18. Jahrhunderts besaß den Ackerhof, der etwa 110 Morgen Acker und 7 Morgen Wiesen hielt, die Witwe des Rämmerers Cupeiß. Als sie aber am 17. Dezember 1759 ohne Nachkommen starb, ging das ganze Grundstück durch Teilung in die Hände mehrerer Besitzer über. Der Name „Cupeißsche Hof und Länderei“ ist noch heute bekannt.

2. Der zweite Ackerhof, dessen Ländereien ebenfalls über 100 Morgen groß waren, wurde ursprünglich in den Erbregistern als Sattelhof bezeichnet. Durch Erwerbung von mehreren Höfen vergrößerte er sich nicht unbedeutend und umfaßte nun als Ackerhof den sog. Deesfischen Hof (jetzt Tischlermeister Gravenhorst), den Großen

Hof (Gasthaus zur Brücke) und zwei gegenüberliegende Hofstellen. 1604 war Hermann Hildebrandt Besitzer des Grundstücks. Er mußte dem Abte einen Hauszins von 1 ggr. und dem Hause Lutter, außer den zu leistenden Spanndiensten ein Rauchhuhn geben. Von dem Herrn v. Sampleben zu Rottorf besaß Hildebrandt pfandweise drei verblinge Landes (ein verdling oder vorling war hier $\frac{1}{2}$ Morgen) vffen Lutter velde". Zum Hause gehörte auch ein großer Garten, der aber eine wüste Hausstelle war, darum „schrieb ihm das Haus Lutter einen Herrendienstmorgen vor". Von dem vorhin genannten „Sedelshov" heißt es u. a.: Hans Rodey hat auch „einen Wischeplaken von 2 Fuder habs vngesehr; Zinset dem Abte darum jehrlich 1 rauchhuen". In späterer Zeit waren Hans Ebeling, Heinrich Gerecken, Christoph Martens und Christoph Buchheister Besitzer des Hofes.

Den „Großen Hof" hatte 1764 der Kriegsrat Hildebrandt für 27000 Taler käuflich erworben. Vorher besaßen ihn die Herren v. Marenholz. Ursprünglich war er ein Lehen der Herren v. Steinberg, kam aber dann an die Familie v. Beltheim, schwarzer Linie, und mußte deshalb jährlich von 3 Hufen Acker und 10 Morgen 70 Ruten Wiesen einen Kornzins von 10 Himten Roggen nach Farbke geben. Da das ganze Besitztum nach und nach aus verschiedenen Grundstücken entstanden war, so mußten auch die Zins- und Meiergefälle an verschiedene Zinsherren geleistet werden. So war der Hof z. B. zu 104 Herrendiensttagen an das Amt verpflichtet und mußte dem Kloster, da er von ihm 13 Morgen Feldland besaß, jährlich 1 Scheffel Zinsroggen und ein Rauchhuhn geben.

Unter allen Gehöften hatte nur der Große Hof, „die Brücke" die Braugerechtigkeit. Er durfte 26mal im Jahre das weltbekannte Duffsteinbier brauen; Bedingung war, das Bier nicht an die Wirte des Gesamtortes, sondern nur nach auswärts zu verkaufen. Zugleich hatte auch der Hof die Krug- und Schankgerechtsame. Der ganze Länderebesitz bestand zur Zeit der Erwerbung durch Hildebrandt aus 191 Morgen Acker, 24 Morgen Wiesen und 15 Morgen Gartenland; außerdem gehörte noch dazu das in der Stadt belegene Wolf'sche Brauhaus mit seinen Erbenzinsländereien. Im Jahre 1789 erwarb die Brauereinnung die „Brücke" mit den ganzen Grundstücken, von denen aber dann in nachfolgender Zeit immer mehr und mehr verkauft wurden. Die Ländereien der „Brücke" mit den der gegenüberliegenden Hofstelle wurden in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zerstückelt.

Die Bauermeister.

Einen mühsamen und verantwortungsvollen Dienst hatten in der Gemeinde die beiden Bauermeister (Seite 13). Sie mußten, ehe sie ihr Amt antraten, den in der „Landes-Ordnung“ vom 7. März 1647 vorgeschriebenen, bezw. 1729 erneuerten „Bauer-Meister-Eyd“ leisten. Nach ihm waren sie u. a. verpflichtet, sich jeden Sonnabend oder Sonntag bei dem vorgesetzten Vogte oder Vogtrefen einzufinden, um hier die Anordnungen für die Frondienste entgegenzunehmen. Von den Gemeindegliedern hatten sie monatlich die Steuern und zur rechten Zeit auch die Gefälle einzusammeln; auch danach zu sehen, daß der Zins von den Krügen, Backhäusern, Schmieden und Mühlen richtig abgeliefert wurde. Bei der Verfolgung von Pferdedieben und anderem Gesindel hatten sie die Sturmglocke zu läuten, damit „jedermanniglich aufmerksam gemacht und mit ihnen die Nachjagd unausgesetzt verrichtete“. Nebst den „Feuer-Herren“ hatten sie alle vier Wochen die Häuser zu besichtigen, ob kein Flachs, Stroh oder trockenes Futter an feuergefährlichen Stellen lagerte. „Mit den Krügern und Einwohnern sollen sie aber richtige Kerbhölzer über alles, in das Dorff an ganzen oder halben Tonnen und Fässern eingezogenes Bier halten und solche Kerbhölzer alle vier Wochen unnachlässig bey dem Amte oder Gerichte einschreiben lassen.“ Diese Kerbhölzer waren noch vor etwa 100 Jahren in manchen Dörfern im Gebrauch und spielten früher auch hier eine wichtige Rolle. Der Bauermeister verzeichnete auf ihnen durch Einschneiden von römischen Zahlbuchstaben die Zahl der gefüllten Bierfässer, die bei den drei Krügern, auf deren Hofstellen die Schankgerechtigkeit ruhte, eingegangen waren. Das Bier unterlag einer Verbrauchssteuer, und so diente auf dem Amte der Kerbstock als Beweismittel bei der Eintragung des steuerbaren Bieres. Hatten Kinder ohne genügende Entschuldigung die Schule versäumt, so mußte der Bauermeister von den betr. Eltern die Strafgebühren einziehen. In bezug hierauf heißt es in der Landschulordnung vom 12. August 1755 wörtlich: „Kann der Bauermeister aber keine geschriebene Schrift lesen, so sagt der Schullehrer, wie viel ein jeder Strafe geben müsse. Die eingesammelten Strafgebühren bringet der Bauermeister dem Prediger, läßt sich quittiren und trägt die Quittung nebst der Tabelle, nach welcher er die Strafgebühren eingesammelt, nach dem Amte oder Gerichte.“ Wenn die Bauermeister dann auch noch darauf achtgaben, daß „den herausgegebenen Verordnungen, wegen der Bettler, Zigeuner und

andern liederlichen Gefinde aufs genaueste nachgelebet werde“, so hatten sie sicherlich alles erfüllt, was „einem treuen und fleißigen Bauer-Meister obliegt und gebühret“. Für alle diese Dienste waren sie während ihrer Amtszeit von jeder Kontribution, von allen anderen Steuern und Lasten und auch von den Frondiensten befreit.

2. Bauten.

S. Clemens-Pfarrkirche.

Die ehemalige, dem heiligen Clemens geweihte Kirche lag nur wenige Schritte nordöstlich von der Stiftskirche entfernt und stand, wie eine Pfarrrakte von 1721 sagt, „als des oberndorffs Pfarrkirche auf des Klosters-Freyheit“. Auf den Stichen von Merian sieht man deutlich den Turm mit seinem Satteldach über aufgemauerten Giebeln. Als man vor längeren Jahren den Platz vor dem jetzigen Pfarrhause ebnete, fand man noch Überreste von starken Grundmauern, die unzweifelhaft zur Clemenskirche gehörten. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde hier von einem Altertums Händler ein großes steinernes Becken mit Fuß angekauft, das allgemein als Taufstein der früheren Clemenskirche galt. Heute noch erinnert an die Kirche die im Bierungstürme der Stiftskirche hängende „Clemensglocke“, die in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts, als die arme Gemeinde nicht im stande war, die zum Baue des Pfarrgebäudes nötige Teilsumme von 50 Taler zu zahlen, an die Stiftskirche verpfändet wurde. Für das Läuten dieser Glocke werden noch jetzt jährlich 36 Mark bezahlt.

Die Kirche war schon im Anfang des 12. Jahrhunderts vorhanden und ursprünglich das Gotteshaus für die hier im Kloster wohnenden Augustinernonnen. (Siehe später „Stiftskirche“.) Obgleich der Grund und Boden zum Stifsgute gehörte, so wurde sie doch am Ende des 13. Jahrhunderts, als Oberlutter sich von Königsutter losgelöst hatte (Seite 10 und 119), die Pfarrkirche des Dorfes. Eine kurze Zeit gehörten auch die Kapellen von Rottorf und Sunstedt zur Clemenskirche, doch wurde jene 1295 und diese 1327 von dieser Vereinigung wieder befreit. Daß in dieser Zeit der Kirche ein eigener Geistlicher vorstand, ersehen wir aus einer Urkunde von 1331, in der ausdrücklich ein Pfarrer zu S. Clemens, Hermannus, genannt wird, der dem Abte

Herwig zu Niddagshausen einen Hof zu Hordorf und eine Hufe Landes zu Westermarck für 5 Mark feinen Silbers verkaufte, hierfür aber andere Güter an sich brachte.

Die Verwaltung durch einen Ortspfarrrer dauerte fast 100 Jahre; da aber geschah das Unerwartete, daß, wie schon bei Königsutter erwähnt werden mußte (Seite 38), die Clemenskirche eingezogen wurde und ihre nicht unbedeutenden Einkünfte von 1428 an in die Klosterkasse flossen. Die pfarramtlichen Dienste versah von jetzt an ein Klostergeistlicher. Hierdurch wurde eine Einrichtung getroffen, die bis zur Reformation gewährt haben muß, denn noch 1503 wird ein Johann Burmester genannt, dem vom apostolischen Stuhle die Verwaltung der einverleibten Clemenskirche übertragen wird.

Die Reformation brachte für die Kirche insofern eine Änderung, daß von 1542 an kein Klosterbruder die Pfarrgeschäfte mehr versah, sondern diese von dem evangelischen Prediger der Stadt mit ausgeübt wurden. (Seite 39). Endlich im Jahre 1570, als durch die Kirchenordnung des Herzogs Julius die kirchlichen Verhältnisse in sichere Bahnen und festere Ordnung geleitet waren, erhielt das Oberndorf, jetzt mit dem Stifte in kirchlicher Beziehung vereinigt, seinen eigenen evangelischen Geistlichen, den „Klosterpastor“ Johann Rotte (1570 bis 1583).

Schon zu dieser Zeit wurde die Clemenskirche nicht mehr als Gotteshaus benutzt, da sie sich in einem sehr baufälligen Zustande befand, der, wie es in einer alten Klosterakte heißt, durch „das reformations-Wesen und den daraus entstandenen Kriegstrubeln und tumulten bei öfterer Verjagung der Mönche“ hervorgerufen war. Noch einmal sahen sich allerdings die Einwohner von Oberlutter gezwungen, die alte Dorfkirche für ihre Gottesdienste wieder aufzusuchen. Es war im Jahre 1629, als der von den katholischen Ständen gedrängte Kaiser Ferdinand II. das bekannte Restitutionsedikt erließ, nach welchem alle Klöster und Kirchengüter, die von den Protestanten seit dem Passauer Vertrage 1552 eingezogen waren, den Katholiken wieder zurückgegeben werden sollten. So kehrten auch hier nach dem Kloster einige Mönche zurück und veranlaßten, daß der Oberlutterschen Gemeinde die Türen der von ihr seit mehreren Jahrzehnten benutzten Stiftskirche verschlossen blieben. Eine alte Pfarrakte sagt hierüber wörtlich: „Pastor Sidelius im Oberndorfe, so Pastor in Dobbeln gewesen, hat anno 1629, den 7ten August, da die Mönche das Kloster wieder eingenommen, aus der Stiftskirche mit seiner gemeine in die alte Clemens- oder ordinaire

Parrkirche weichen müssen; darin eine neue Kanzel wieder zurecht gemacht worden war.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Der Parrer ließ die desolate Clemens Kirche wieder etwas ausbauen und zum öffentlichen Gottesdienste erwehlen.“ Als aber durch das tatkräftige Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav Adolf ein vollständiger Umschwung in den kriegerischen und politischen Zuständen hervorgerufen war, verlor auch das Restitutionsedikt seine Geltung. Die katholischen Pfaffen und Mönche mußten aus unserem Lande weichen; auch hier verließen sie widerwillig und großend 1631 das Kloster. Der hin und her gehezten Gemeinde stand von jetzt an die Stiftskirche wieder zur Verfügung. Man versuchte zwar, die Clemenskirche baulich zu erhalten, denn 1643 heißt es von ihr: „die Kirche ist wieder unter Dach“ und 1648: „die parrkirche ist wohl ausgebessert“, doch blieb sie als Gotteshaus unbenutzt. Ja, sie diente sogar in späteren Jahren den Ortsbewohnern als Scheune und Pferdestall, bis endlich nach einer Verfügung des Konsistoriums vom 8. März 1753 die Kirche, da sie dem Einsturze nahe war, abgerissen wurde. Nur das Turmgebäude, das einige Jahre vorher noch einmal gründlich ausgebessert war und sich zur „Fortdauer noch auf viele Jahre qualificirte“, blieb stehen; das Innere diente als Aufbewahrungsraum für die verschiedensten Acker- und Gartengeräte. Erst 1822 wurde auch dieser auf „sehr festem Mauerwerk erbaute hohe und stumpfe Thurm“ abgebrochen. Er hieß im Volksmunde der Palthoren, und noch heute erinnert an ihn ein am „Schmiedeberge“ liegendes Ackerstück, der sog. „Palthorenacker“, dessen Pachtgelder in die Clemenskirchen-Kasse fließen. Beim Abbruche des Turmes wurde in seiner unmittelbaren Nähe eine mehrere Quadratmeter große Gruft freigelegt, die fast vollständig mit menschlichen Gebeinen angefüllt war. Die Sage erzählt, die Knochen seien die Überreste von Flüchtlingen gewesen, die während der Schreckenszeit des 30jährigen Krieges hier ergriffen und erschlagen wurden.

Durch die Niederlegung des Kirchengebäudes und Einpfarrung in die Stiftsgemeinde erlitt aber das kirchliche Vermögen, besonders der Grundbesitz, keine Veränderung, die „jura parochia blieben völlig in salvo“, obgleich es wohl kaum zweifelhaft ist, daß die Clemenskirche den größten Teil ihrer Ausstattung dem Stifte zu verdanken hatte, wie dies ja auch aus Pfarrakten vom Jahre 1586 hervorgeht. So schenkte z. B. 1518 der Abt Johannes Jakobi der Kirche den „Bredenbusch“, eine mehrere Morgen große Länderei, die noch heute unter dem Namen „Breitenbusch“ bekannt und teilweise zu Kieselanlagen der Heil- und

Pflegeanstalt verwertet ist. Ebenfalls erhielt die Kirche 1586 vom Abte Gerhardus eine halbe Hufe Land, die zu ihrer Ausstattung dienen sollte.

Die Einkünfte der Pfarre waren bis zur Vereinigung mit dem Stifte nur sehr gering. Sie besaß 1542 das Einkommen von einer Hufe Land, von Sunstedt 3 Himten Roggen und 3 Himten Weizen. 1568 wird auch noch ein Pfarrgarten erwähnt. Der Acker war an verschiedene Bewohner verpachtet, die jährlich, je nach der Größe ihres Feldstückes, 2 bis 4 Himten Roggen, auch Hafer und Weizen der Pfarre zinseten; Hans Bohlen gab jedoch jährlich 8 alte Schilling und Hans Ebeling „acht punth bar“. Außerdem hatte der Pastor als „jährliche Freyheiten 9 halbe Faß Duckstein zu genießen“, für die ein Geldwert von 9 Taler angesetzt war. In der Mitte des 18. Jahrhunderts betrugen die Einnahmen, die sich aus den Pachtgeldern von 29¹/₂ Morgen Ackerland und ¹/₂ Morgen Wiese zusammensetzten, rund 37 Taler.

Das Pfarrhaus.

Das erste Pfarrgebäude lag nicht genau an der gleichen Stelle, auf der das jetzige sich erhebt, sondern einige Schritte nach Norden zurück und schloß sich unmittelbar der Clemenskirche an. Es ist sehr fraglich, ob dieses ursprüngliche Pfarrhaus noch zur Zeit der Reformation vorhanden war. Schon der Umstand könnte gegen das Bestehen einer Pfarrwohnung sprechen, wenn man daran denkt, wie wir vorhin ausgeführt, daß von 1428 bis 1570 die pfarramtlichen Geschäfte vom Kloster, bezw. von der Stadt besorgt wurden. Das Haus wird jedenfalls neu erbaut sein, als das Oberndorf seinen eigenen Geistlichen wieder bekam, denn am Ende des 16. Jahrhunderts ist von dem „parrdorpe“ die Rede, und 1604 wird die „parre mit einem neuen Anhange versehen“. 1677 erhielt das Wohnhaus einen neuen Schornstein. Die hierdurch entstandenen Kosten mußte die Gemeinde tragen, da ihr die Pflicht oblag, die Pfarrgebäude in Bau und Besserung zu erhalten. Um nun mit dem Kloster, das von der Gemeinde um eine Beihilfe angegangen war, „kein groß Wunder zu haben“, wurde der armen Gemeinde erlaubt, die Baukosten aus der Clemenskasse zu entnehmen.

Im Laufe der Zeit ward das Pfarrhaus sehr baufällig, so daß

man endlich nach längeren Beschwerden 1708 einen Neubau, wie wir ihn heute noch vor uns sehen, aufführte.

Er ist auf seiner Vorderseite mit folgender Inschrift versehen: »Die GeDVLD aber soLL fest bLelben bls ans EnDe. Jac. i. 4. Johannes Julius Bremer. Pastor et Prior Monasterii. Der Bibel-spruch enthält ein Chronogramm⁵²); zählt man nämlich die darin enthaltenen Zahlbuchstaben, drei D=1500, vier L=200, ein V=5 und drei J=3 zusammen, so erhält man das Erbauungsjahr 1708. Die Baukosten trug dieses Mal das Kloster, da die Gemeinde Oberlutter bei „ihrer pauperität und dem gänzlichen Unvermögen nicht im Stande war, die schweren Lasten aufzubringen“. Oberlutter leistete nur die Hand- und Sunstedt die Spanndienste. Zugleich waren Oberlutter und die Bewohner der Stifts Freiheit verpflichtet, die Zäune und Hecken des Pfarrgartens in Ordnung zu erhalten. Ein jeder Hausbesitzer hatte deshalb jährlich zwei Dornenwaffen frei zu liefern.

Zwölf Jahre später, 1720, wurden auch die Wirtschaftsgebäude, da sie ebenfalls sehr schlecht waren, abgerissen und wieder an gleicher Stelle aufgebaut. In den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts brannten sie nieder und wurden nun durch neue ersetzt.

1730 wurde das Pfarrhaus nach Osten zu, wie noch deutlich der Schwellbalken erkennen läßt, erweitert und darauf .och einmal 1843 in seinem Innern vollständig ausgebaut. 1845 wurde der Pfarrgarten noch dadurch vergrößert, daß ihm der daran grenzende Garten von 15 Quadratmeter, der zum früheren Küsterhause gehört hatte, zugeteilt wurde.

Das Pfarrwitwenhaus.

Nach der erneuerten Kirchenordnung von 1709 war jede Pfarrgemeinde verpflichtet, ein Pfarrwitwenhaus zu bauen, oder ein geeignetes Haus anzukaufen und im baulichen Zustande zu erhalten. War keine Witwe vorhanden, so konnte die betr. Wohnung vermietet werden. „Das Vocarium soll aber jährlich berechnet, und davon das Haus, wo nötig, repariret, sonsten aber der gesammelte Vorrath auf Zinsen belegt werden.“ Die Gemeinde Oberlutter war aber ihrer großen Dürftigkeit wegen nie instande gewesen, ein eigenes Pfarrwitwenhaus zu erbauen und zu unterhalten. Hinterließ in früheren Zeiten der Ortspfarrer eine Witwe, so stellte ihr das Kloster ein sog. Lebtagshaus als Wohnung

zur Verfügung, das aber nach ihrem Tode von dem Kloster wieder zurückgenommen wurde. Diese Lebtags- oder Erbenzinshäuser, in früheren Jahrhunderten 8 an der Zahl, jetzt aber verschwunden, lagen in nächster Nähe des Klosters auf der sog. „Klosterfreiheit“⁵³⁾. Eine Änderung in diesem Pfarrwitwenwesen trat ein, als Julius Bremer Pastor und Prior war (1693—1713). Wie wir nämlich aus einem späteren Verhandlungsberichte des Abts Fabricius vom 5. Oktober 1717 erfahren, hatte Bremer auf seine eigene Kosten ein Haus bauen lassen, das gegebenenfalls von seiner Witwe bewohnt werden sollte. Nach dem Tode der Witwe solle dann das Haus dem Kloster zufallen, jedoch unter der Bedingung, daß die Erben der Witwe eine Entschädigung von 200 Taler erhielten und auch in späteren Zeiten etwaige Pfarrerrwitwen das Recht hätten, in diesem Hause zu wohnen. Dem Vorschlage wurde seitens des Klosters und Konsistoriums zugestimmt. Seit dieser Zeit stand also für die Predigerwitwen ein eigenes Haus zur Verfügung. Außer der freien Wohnung hatten sie dann noch an Einkünften eine Holzteilung, 10 Taler aus der Clemenskirchenkasse, 12 Hinten Roggen, 18 Hinten Gerste vom Kloster und das Pachtgeld von 3 Morgen Pfarracker. Auch waren sie vom „oneribus publicis und praestationibus befreihet und sollen der gemeinen Hut und Wehde, Mastung und anderer Gerechtigkeit einem Ackermann gleich ohngehindert zu geniessen haben“. Schon durch einen landesherrlichen Erlaß vom 14. Juli 1684 waren die Kirchen-Acker und -Häuser von allen Steuern und Lasten befreit. Am 3. März 1717 erfolgte nun ein Konsistorial-Ausschreiben, in dem verfügt wurde, daß bei der Einführung eines neuen Predigers der vorhandenen Predigerwitwe von dem Pfarracker in allen 3 Feldern (Seite 34) der zehnte Morgen zur Benutzung überwiesen werde. Verstarb aber die Witwe, oder „wurde ihr Wittwen-Stuhl verrücket“, so solle der Acker wieder dem Prediger zufallen.

Das Rusterhaus.

Das ursprüngliche Haus, das schon vor der Reformation als Wohnung für den Mesner oder Ruster diente, lag hart an dem Pfarrhause. Es mußte demnach einen anderen Platz gehabt haben als das im Jahre 1727 erbaute, welches heute noch vorhanden ist und, am „Rusterberge“ liegend, vom Schuhmachermeister Wetschke bewohnt wird. Die Visitationsberichte früherer Jahrhunderte geben uns mancherlei Bemerkte über das Rusterhaus. So heißt es z. B. 1620: „De Rusterrei

is in guten wohlstand“; 1637 aber: „die küsterei wird schlecht erhalten“, und 1643: „die küsterei is so verfallen, daß der Küster in einem anderen Hause wohnen muß.“ Die Gemeinde verspricht zwar, im nächsten Sommer, „wenns wollte etwas besser werden, eine neue küsterei zu bawen“; doch scheint dies, jedenfalls der damaligen Kriegswirren wegen, nicht geschehen zu sein, denn 1710 ist von einem ganz alten und hinfälligen Gebäude, und 1717 von der verfallenen Küsterei die Rede, welche „die Oberdorfer Leute in esse erhalten sollen“. Erst 1727 wurde das „unbeschreiblich miserable Küsterhaus“ neu aufgebaut. Das Stift trug den größten Teil der Baukosten; Oberlutter zahlte 100 Taler, die aus der Clemenskirchenkasse zur Verfügung gestellt waren.

Die Einkünfte des Küsters waren im 16. Jahrhundert nur sehr gering. 1542, als, wie schon angeführt, der Stadtprediger die Pfarrgeschäfte in Oberlutter mit versah, bezog der Küster aus dem Hause Lutter vier Gulden, das „Marktkorn wird ime geweigert, dafür ein umgang in der Stadt“. Etwa 30 Jahre später, als die Pfarre wieder besetzt war, erhielt er zwei Morgen Kirchenacker zur freien Benutzung. In noch späterer Zeit betrugen die Einnahmen, außer der freien Wohnung, 9 Taler 8 ggr. von Oberlutter; vom Stifte 20 ggr. Spendegelder, 5 ggr. Accidentien, etwas Holz und Land. 1750 wurden die ganzen Bezüge zu 23 Taler abgeschätzt. Der Ausdruck „Spendegelder“ findet sich heute noch in der hiesigen Armenkassenrechnung. Es war in früheren Zeiten das „Armengeld“, das wöchentlich einmal von dem Nachtwächter in jedem Hause gesammelt wurde. Auch die Herzogliche Kammer spendete alljährlich einmal zu dieser Armenunterstützung rund 13 Taler Spendegelder.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte der Küster mit dem Schuldienste nichts zu schaffen. Von dieser Zeit an wurden seine kirchlichen Dienste dem Lehrer an der Stiftsschule mit übertragen, aber wieder abgenommen, als 1826 ein Kirchenvogt ernannt wurde.

C. Stift Königsutter.

1. Allgemeines.

Die unmittelbare Fortsetzung von Oberlutter bildet nach Süden zu das Stift Königsutter. Dicht hinter dem Orte erhebt sich in Südwesten der Herzogsberg⁵⁴⁾ und der Rattbusch, von dem die Sage erzählt, daß an dieser Stelle die Ratten geschlagen sein sollen. Im Osten dehnt sich auf sanft ansteigendem Hügel die zum Kloster gehörige Feldmark aus, hinter der das Dorf Sunstedt mit seinem spitzen Kirchturme hervorlugt.

Der Ort, der als selbständige politische Gemeinde gilt und nur das Schul- und Armenwesen gemeinsam mit Oberlutter hat, zählte vor etwa 150 Jahren rund 250 Einwohner. Im Laufe der Jahre hat sich aber die Seelenzahl, besonders durch Neubauten im Osten und Nordwesten (Glockenamp und Steinsfeld) um das Doppelte vergrößert, so daß jetzt im Stifte Königsutter, das heißt ohne die Heil- und Pflegeanstalt, 556 Personen wohnen.

Das Stift verdankt seine Entstehung dem schon kurz erwähnten Augustiner Nonnenkloster (Seite 125), das von dem Grafen Bernhard dem Älteren von Haldensleben hier auf seinem Gute gegründet wurde. In welchem Jahre dies geschehen ist, darüber geht die Ansicht der Geschichtsforscher auseinander. Gewöhnlich nimmt man 1100 als Gründungsjahr an und die Fertigstellung des Klosters durch Bernhard den Jüngern, den Sohn des genannten Grafen, etwa um 1109 oder 1110. Gebhardi behauptet aber in seinen historisch-genealog. Abhandlungen, Bernhard d. J. sei schon gegen Mitte des 11. Jahrhunderts gestorben. In den von Vögner angeführten Reimen (Beschreibung von Stift Königsutter, Seite 19) soll die Erbauung sogar 135 Jahre vor der Gründung der Stiftskirche, also ums Jahr 1000 erfolgt sein. Auch sagt W. Behrends in seiner „Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks Debitzfelde“, 1798, u. a. folgendes: „Die v. Haldensleben stifteten das noch bestehende Cistercienser-Nonnenkloster Althaldensleben i. J. 965 und das Kloster Königsutter für Augustiner-Nonnen im folgenden, also im 11. Jahrhundert.“

Durch Erbschaft kam die klösterliche Niederlassung mit ihren nicht unbedeutenden Gütern in den Besitz des Grafen von Süpplingenburg, des späteren Kaisers Lothar⁵⁵⁾, dessen Reichtum und Macht aber noch mehr wuchsen, als er sich mit Richenza⁵⁶⁾ verheiratete, wodurch auch die brunonisch-nordheimischen Stamngüter ihm zufielen. Mit einem großen Teile dieser Güter wurde das Nonnenkloster ausgestattet, so daß es dadurch zu großem Wohlstande gelangte. Aber gerade dieser zunehmende Reichtum barg für das klösterliche Leben mancherlei Gefahren in sich. Lebensgenuß und weltlicher Sinn nahmen im Kloster überhand; die Zucht verschwand, also, daß „das Kloster einen bösen nahmen bekommen und sich zu keiner besserung entschneiden wollte. Solchen ergerlichen umwesens und zweifelnden Seelenschadens wegen, ließ Kaiser Lothar sich bedünken, man müße diesen unheilvollen Zeiten abhelfen, und die zuchtlosen, leichtfertigen Nonnen wegnehmen und in ein ander Kloster versetzen.“ Dies geschah 1135; die Nonnen zogen nach dem Harz und fanden im Kloster Drübeck⁵⁷⁾ eine neue Heimstätte.

2. Bauwerke.

Das Benediktiner-Mönchskloster und seine Äbte bis zur Reformation.

Nach dem Fortzuge der Augustinernonnen wurde in demselben Jahre das Kloster in ein Benediktiner-Mönchskloster umgeändert. Der Kaiser ließ sechs Benediktiner, »de swarten moeniche, de da horden to sancte Benedictus orden«, aus dem Johanniskloster Berge⁵⁸⁾ bei Magdeburg kommen, die hier nun in frommer Einsamkeit die Regeln des heiligen Benedikt von Nursia⁵⁹⁾ ausübten, aber auch außerhalb der Klostermauern Zeit fanden, den bis an ihre Behausung grenzenden Elm durch Rodungen zu lichten und den Boden in fleißiger Arbeit ertragfähig zu machen. Ihr erster Abt war Eberhardt, ein „gelehrter und gottseliger Mann, der durch andechtige milde und fromme Handreichungen“ es dahin brachte, daß sein Kloster 80 eingekleidete Chorherren ohne die Laienbrüder aufweisen konnte. Das Kloster wurde weit und breit bekannt, und sein Ansehen flog noch mehr, als 1155 der Papst Hadrian dem Abte Eberhardt die Erlaubnis gab, bei der Messe und sonstigen feierlichen Gelegenheiten die

Bischofsmütze, die Sandalen, den Stab und goldenen Ring als Zeichen der bischöflichen Würde zu tragen. Aber auch der Reichtum an ländlichem Grundbesitz wuchs von Jahr zu Jahr. Überall wurden sog. Klosterhöfe errichtet, in denen die Laienbrüder die durch Schenkung oder Kauf gewonnenen Güter verwalteten. In manchen Dörfern war das Klostergut an die Bauern ausgetan; auch sie brachten durch ihre Bewirtschaftung dem Kloster reiche Zuwendungen. So wird z. B. unter dem Abte Walther (1178—1202) der Besitzstand des Klosters noch dadurch bedeutend erweitert, daß ihm 1197 die Dörfer Alnke, Meindorf, Sarling und Eldern, und im Jahre 1200 in Schandelah 12 Hufen und in Schoderstedt und Lauingen 2 Hufen zugeeignet wurden. Ebenfalls erhielt das Kloster durch Vermittlung seines Abtes Albertus (starb 1229) den Zehnten von Delm und 2 Hufen Land, 1227 größeren Grundbesitz in Dedeleben.

Doch wie überall im Klosterwesen, so folgte auch in unserer Abtei im Laufe des 14. und im 15. Jahrhundert auf die glanzvolle Zeit ein Rückgang, ein Verfall, in welchem der sittliche Ernst der Mönche verloren ging, aber auch das Klostergut vergeudet wurde. Von Bartholdus (1393—1431), dem 24. Abte des Klosters, wird uns zwar erzählt, er sei bestrebt gewesen, das Kloster wieder zu heben, indem er die Einziehung der Einkünfte aus den beiden Pfarrkirchen von Oberlutter und der Stadt (Seite 38) und die Erwerbung von größeren Gütern, z. B. von 3 Hufen Land und 3 Höfen zu Winnigstedt, bewirkte; doch vermochte er die entartete Klosterzucht nicht wieder in rechte Bahnen zu lenken. Ja, als er einen großen Teil des Klosterholzes verkaufte, um mit dem Gelde Schulden zu bezahlen, soll dies den Zorn der Mönche so erregt haben, daß sie über seinem Bildnisse eine Krone aus Holz anbrachten, die aber auch mit einem Galgen große Ähnlichkeit gehabt hätte. Abt Fabricius erzählt uns, diese „Galgenkrone“ sei im Anfang des 18. Jahrhunderts verloren gegangen.

Nicht besser war es auch in der nachfolgenden Zeit. In Genußsucht und Aппigkeіt suchten die Klosterbrüder ihre Befriedigung. Im Jahre 1460 wurde Baldewinus vom Berge (1460—1477) aus dem Michaeliskloster zu Hildesheim zum Abte des Stіfts ernannt. Mit großem Gepränge, begleitet von vielen Reitern und Wagen, zog er wie ein weltlicher Fürst in das Kloster ein. Eine Reihe von festlichen Tagen begann, an denen das Beste, was Küche und Keller boten, verzehrt wurde. Weltentsagung und Weltflucht war vergessen, und nicht

lange währte es, so hatte das Kloster, trotz seiner bedeutenden Einnahmen, eine Schuldenlast von über 3000 Goldgulden, sicherlich in damaliger Zeit eine bedeutende Summe. Der hart bedrängte Abt sah sich nun gezwungen, von einigen Dörfern den Zehnten zu versetzen und verschiedene Außenhöfe zu veräußern. (Seite 135.)

Unter dem Nachfolger Johannes Herbord (1477—1483) nahm die Verwilderung des klösterlichen Lebens noch zu. Eine durchgreifende Umgestaltung und Verbesserung wurde jetzt zur Notwendigkeit. Nicht weit von Dransfeld in Hannover lag an der Weser das alte nordheimische Benediktinerkloster Bursfeld, dessen Abt Johann von Hagen (1439—1469) die sog. Bursfelder-Kongregation gegründet hatte, die 1451 und 1461 durch päpstliche Bullen bestätigt wurde. Sie machte es sich zur Aufgabe, in dem zerrütteten Klosterleben wieder eine strengere Befolgung der alten Benediktinerregeln einzuführen. Über 70 Klöster traten im Laufe der Jahre dieser Bruderschaft bei, nur unser Kloster nicht. Die Mönche wußten ihren nachgiebigen Abt dahin zu bewegen, daß ihr Kloster, unter vorher eingeholter Zustimmung des Herzogs Heinrich des Ältern (1491—1514), die Bursfelder Regel zurückwies. Das Kloster hatte sogar, nach einer Urkunde vom 13. Dezember 1488, eine Summe von 700 Goldgulden angeliehen, von der es 400 Gulden Heinrich dem Ältern und 300 Gulden dem Herzog Wilhelm mit der Bitte überreichte, zu verhindern, daß „dem Convent nichts aufgedrungen werde, was den bisherigen Gewohnheiten zuwider sei“.

Mit dem 28. Abte, Henricus Gerke (1483—1502), trat eine Verbesserung im Klosterleben ein. Der Abt suchte durch Sparsamkeit die Schulden zu tilgen und durch strenge Zucht auf das religiöse Leben der Klosterbrüder bessernd einzuwirken, so daß das Kloster endlich 1493 der Bursfelder Union beitrug. Der Nachfolger von Gerke, der Abt Johannes Jakobi (1502—1540), war ebenfalls bemüht, das Kloster wieder zu neuem Ansehen zu bringen und die Einkünfte zu erhöhen. Dies gelang ihm, denn 1528 war er imstande, dem Herzog Heinrich dem Jüngeren 1200 Goldgulden vorzustrecken, die dieser zu seinem Kriegszuge nach Italien nötig hatte, um Kaiser Karl V. zu unterstützen.

Einige Jahre später geriet jedoch das Kloster wieder in schlechte Vermögensverhältnisse, so daß der Abt 1532 gezwungen war, u. a. an Joachim Ermbef eine halbe Hufe Land, die der Johannes-Kapelle der Stiftskirche gehörte, für 30 Goldgulden zu versetzen.

Nicht besser wurde das klösterliche und wirtschaftliche Leben auch in der nachfolgenden Zeit. Durch die Kämpfe des Herzogs Heinrich des Jüngeren gegen die schmalkaldischen Bundesgenossen wurde auch unser Kloster sehr in Mitleidenschaft gezogen. Das Stift mußte auf Veranlassung der Bundesfürsten dem Leopold von Stockheim 1000 Gulden für seine geleisteten Heeresdienste geben; das Geld sollte durch den Verkauf von Zehnten erlangt werden. Eine größere Zahl von Meierhöfen mit ihren Grundstücken wurde verpfändet, der Pfändungswert betrug 1170 Goldgulden und 770 Taler Münze. In den Klosterakten ist von allerhand Mißheiligkeiten und von der übelberücktigten Haushaltung des Abtes Gerhardus die Rede. Um die Schulden von 1700 Gulden decken zu können, verkaufte er 1574 einen bedeutenden Teil vom Klosterholze. Infolge seiner „üppigen Wirtschaft und schmähligen Schlemmerei“ sank das Kloster immer mehr und mehr. Die Wirtschaftsgebäude waren 1590 dem Einsturze nahe. Strenge Untersuchungen wurden angeordnet, und allmählich trat, wie wir aus den Akten und Rechnungen von 1609 ab ersehen, ein besserer Zustand im Kloster ein. Die Gebäude wurden instandgesetzt und die ganze Haushaltung wurde nach besonderen Verfügungen neu geregelt und gebessert.

Die „Lutterischen Ablaßfahrten“, Tezel.

Das Kloster Königsutter hatte schon seit seiner Neugründung als ein kaiserliches Stift vor vielen anderen Klöstern die Vergünstigung, Beichte entgegenzunehmen, aber auch für Vergehungen mancherlei Strafen und Bußwerke aufzuerlegen, selbst in solchen Fällen, die dem römischen Stuhle vorbehalten waren. In nachfolgender Zeit wurden der Abt und das Kapitel sogar ermächtigt, den Wallfahrern Ablaß zu erteilen. Um die Ablässe bekannt zu geben, heftete man sie auf sog. „Ablaß-tafeln“, die dann in der Stiftskirche aufgehängt wurden.

Aus einer Urkunde des Papstes Bonifatius IX (1389—1404) vom 8. März 1401 (vergl. Braunschw. Magazin 1907, Heft 3, Seite 33) erfahren wir, daß allen Büßenden, die am Peter-Paulstage, dem 29. Juni, am Vorabende und am achten Tage nachher die Stiftskirche besuchten, sieben Jahre Fegefeuer und siebenmal 40tägiges Fasten sollte erlassen werden. Dem Abte wurde erlaubt, zur schnelleren Abfertigung der Gläubigen einige Priester und Mönche zur Hilfe zu

nehmen. Auch sollte der Abt selbst dann ungehindert mit Messe und Gottesdienst fortfahren, wenn Büßende, die mit dem Kirchenbanne belegt seien, im Kloster und in der Kirche sich einsänden; eine Verunreinigung der Häuser, die während des Festes von ihnen betreten würden, geschähe hierdurch nicht. Es läßt sich wohl denken, daß solche außerordentliche Vorrechte des Klosters Tausende von Leuten heranzöckten und Lutter dadurch, schon im 13. Jahrhundert, ein weit und breit berühmter Wallfahrtsort wurde. Der Andrang von Büßenden und Wallbrüdern, die sich zu ihrer Reise in der Stadt Braunschweig zusammenfanden, war oft so gewaltig, daß sich der Rat der Stadt Braunschweig veranlaßt sah, strenge Vorsichtsmaßregeln zu dieser „Lutterschen Fahrt“ bekannt zu geben. Im „Ordinarius“, der Ordnung der städtischen Verfassung und Verwaltung, die im Jahre 1408 auf Befehl des Rates erlassen wurde, (vergl. auch Braunschw. Magazin, 1907, Nr. 3. Die Fahrt nach Lutter. Von P. J. Meier.) heißt es wörtlich: „Vortmer uppe sunte Peters unde sunte Pauels Aende unde Daghe, wen de Luttersche Wart is, unde ok wu set de Rad vormodebe, dat vele fromeder Hovelude unde Volkes in de Stad komen wolde, so scholde eyn jowelf Rad in synem Wybelde bestellen, dat de Dore vorwaret werden myt Lüden, daruppe to slapende, unde myt Lüden, darvore to sittende des Daghes myt orem Wapende vorder wente up eyne ander Tyd Ok scholden se desulwe Tyd over de Wachte des Nachtes up den Straten sterken myt unsen Borgheren, up dat malk vor Unghevöghe möghe vorwaret werden.“ Selbstverständlich mußten die Wallfahrer für solche Lossprechungen und Begnadigungen dem Kloster Geld und Güter spenden, das beides oft als dauernde Abgaben angesehen wurde.

Bei solchen „Lutterschen Ablassfahrten“ am Peter-Paulstage wimmelte es dann aber auch von Handelsleuten und Krämern. Vor der Kirche und in den Kreuzgängen hielten sie ihre Waren feil; vor allem solche Gegenstände, die zur Förderung der religiösen Andachten dienten, wie Rosenkränze, Heiligenbilder, Kruzifixe und Pilgerzeichen. Es wurde gehandelt und geßißt, geschächert und verkauft. Kirche und Friedhof waren zu einem Jahrmarktsplaze geworden, so daß schließlich 1435, um diesem Mißbrauche Einhalt zu tun, Herzog Heinrich der Friedfertige (1432—1473) und Abt Henricus V. (1431—1460) anordneten, die Krämer und Kaufleute sollten am Peter-Paulstage nicht mehr in dem Umgange und auf dem Kirchhofe ihre Buden aufschlagen.

Ein besonderer Anziehungspunkt für die Wallfahrer war ein hölzernes Marienbild, dessen Wunderkraft durch Lübecker Kaufleute weithin bekannt geworden war. Zu seiner Aufbewahrung, so erzählt der Volksmund, erbaute man vor das nordöstliche Portal der Stiftskirche die sog. Marienkapelle, eine nach drei Seiten offene Halle, die aber erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollendet sein muß, denn nach einer Urkunde von 1451 wird denjenigen, die zum Baue dieser Kapelle Hilfe leisten, die Befreiung von allen ihnen auferlegten Bönitzen (kanonischen Strafen) zugesagt. Vor der Kapelle stand ein Altar. Auch erschien im gleichen Jahre 1451 der päpstliche Legat Nikolaus de Cusa⁶⁰), der im Kloster die Mönche zu einem 100tägigen Ablass ermächtigte und so ihnen ein Vorrecht gab, das dem Kloster erst mit der Reformation verloren ging.

Am 29. Juni 1517 sollte wieder ein „Buttersches Ablassfest“ stattfinden, das aber diesmal, da es mit der „groten Akenvahrt“ (Wallfahrt nach Aachen) zusammenfiel, einen außergewöhnlichen Umfang anzunehmen schien, aber auch durch seine unverhofften Begleiterscheinungen eine große Aufregung im Kloster und dem Gesamtort hervorrief. Der Ort hatte alle möglichen Vorbereitungen, die zur Aufnahme und Bewirtung der Pilger dienen konnten, getroffen. Im Geiste sah schon das Kloster die Wallfahrer in dichtgedrängten Massen mit Kreuzen und Fahnen, unter Absingen von geistlichen Liedern, auf der Heerstraße heraufkommen; schon freute es sich auf die klingenden Münzen, die den leeren Klosterfädel wieder füllen sollten. Alles war voll ungeduldiger Erwartung. Da geschah das Unerwartete, daß der von Papst Leo X.⁶¹) ausgesandte Johann Tezel⁶²) durch ein Schreiben an den Abt den Ablasshandel des Klosters bei Strafe des Bannes verbot, weil zu solchem Verkaufe nur allein das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberstadt berechtigt seien. Erstaunen und Enttäuschung waren groß! Der besorgte Abt Johann wandte sich nun in seiner Bedrängnis an den Herzog Heinrich den Jüngern, der auch in einem Schreiben an das Kapitel zu Magdeburg schnelle Abhilfe zusagte, „darümme is unnse gütlich Bede unde Beger, gy wöllen verfoigen, dath dem gemeinen Volcke mit affbrekinge des Aflats tho Königs-Butter nein erringe gernerkt“. Weiter bat der Abt in einem Bittschreiben an Graf Botho zu Stolberg, den Hofmeister des Erzbischofs Albrecht, um Mitwirkung bei der Zurücknahme des Ablassverbotes. Die Antwort, welche sehr wohlwollend ausfiel, lautete: „Dem Erwerdigen Hrn. Johanni, Abte tho Königsbutter, unsern leben Fründen und günstigen Herrn.“

„Unse fründliche Dienste thovorn. Erwerdige Iebe Fründ und günstige Herr! Nachdem ir an das Capitel zu Magdeburg geschreiben, bittend, daran helfer zu sein, daß euer Ablass uff Petri und Pauli gehalten möge werden sonder Verhinderunge der Gnaden, de iz vorhanden ist, haben wir dasselbige mit dem Vespstlichen Commissarien auch zu gute fleißig gered, demnach lest und bewilliget hat, daß euer Ablass, wie vormalß geschehen, uff bestiffte Zeit verkündigt und gehalten werde, inmassen ir aus seiner Schrift hieneben sehen werdet. Das wir euch im besten also zu erkennen geben, darnach wissen zu richten. Dahn euch günstigen Willen und freundliche Dienste zu erzeigen seyn wir geneigt.

Datum Halle vff St. Moritzburg, Dienstag

am Abend Joh. Baptistae. Anno MDXVII.“

Das beigefügte lateinische Schreiben des Tezel lautete in der Uebersetzung: „Johann Tezel, Domikaner, apostolischer General-Regereinquisitor, Subcommissarius.

Dem in Christo verehrlichen Vater, Herrn Johann, Abte des Klosters St. Petri und Pauli in Königsflutter.

Heil, das der Herr denen gibt, die ihn lieben! In Christo verehrlicher Vater, ich habe Eure Angelegenheit treulich mit den Herren Räten verhandelt, und es ist bestimmt, daß Ihr Euern Ablass ungehindert verkündigen könnt und zwar, ohne eine Entschädigung für unsere Rasse. Daher nehme ich hiemit den auf Euern Ablass von Magdeburg aus gelegten Beschlag zurück, wobei Ihr Euch überzeugen möget, daß ich Eure Sache treu vertreten habe. Hiemit empfehle ich mich Eurer ehrwürdigen Paternität ergebenst, welche ich, wenn Gottes Güte will, in kurzem vielleicht sehen werde. Aus der göttl. Moritzburg zu Halle, am 22. Juni 1517.“

Es läßt sich denken, wie jetzt der ganze Konvent, nachdem das Schreiben bekannt geworden war, neuen Mut faßte und die Freude eine doppelt große war, als die gnadebedürftige Menge ungehindert in das offene Thor des Klosters einzog.

Ob Joh. Tezel, wie er am Schlusse seiner Mitteilung andeutet, bald nach dieser Zeit persönlich noch einmal im Kloster Ablasshandel betrieben hat, ist zweifelhaft; dahingegen soll er einige Jahre vorher hier zum Verkaufe seiner Ablassbriefe geweiht haben. Mit großem Gefolge, so erzählt hier die heimische Ueberlieferung, sei Tezel in die Stiftskirche eingezogen. Hier habe er ein rotes Kreuz aufgestellt und dann unter vielem Gepränge die Kirchenfahnen mit dem Wappen des

Papstes entfaltet. Vor der sog. Marienkapelle sei eine Kanzel errichtet (Seite 208), daneben aber auf der einen Seite der mächtige Ablasskasten und auf der anderen der Zähltsch mit seiner Geldtruhe und den Ablasszetteln aufgestellt. So sei es der törichten Menge sehr leicht gemacht, für klingende Münze ihre Seele zu erlösen. Wie ein solcher Ablasszettel lautete, erfahren wir aus „Chr. Niemeyers Amtsbrüderlichen Mittheilungen 1834“. Hier heißt es: „Unser Herr Jesus erbarme sich über dich, absolvire dich durch die Verdienste seines allerheiligsten Leidens, und in seinem Namen und in seiner Macht, wie auch deren heiligen Apostel Petri und Pauli und unseres allerheiligsten Vaters, des Papstes, dem wir in diesen Sachen anvertrauet worden, absolvire ich dich fürs erste von allen Kirchenbußen, die du jemals verschuldet. Hernach von allen Sünden, Missetaten und Verbrechen, die du jemals begangen, ob sie auch noch so groß gewesen, soweit sich die Schlüssel der Kirche erstrecken, und erlasse dir mit einer vollkommenen Indulgenz alle Strafen, die du in dem Fegefeuer hättest ausstehen müssen; setze dich wiederum in den Genuß der heiligen Sakramente der Kirche und in die Gemeinschaft der Gläubigen, wie auch in den Stand der Unschuld und Reinigkeit, worin du bei deiner Taufe gewesen, dergestalt, daß bei deinem Tode die Pforten zu allen Strafen vor dir verschlossen, die Thüren zum Paradies des Freudenlebens aber geöffnet sein sollen. So lange du nicht stirbst, soll auch dieser Ablass seine völlige Kraft behalten, bis zum letzten Odem deines Lebens. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Bruder Johannes Tezel, Untercomissarius.“

Die Gebühren aber, die man für besondere Vergehen zahlen mußte, um Losprechung der Sündenstrafe zu erhalten, zeigt folgende Preislifte:

- Bielweiberei 6 Dukaten;
- Totschlag 1 Dukaten, 6 rhein. Gulden;
- Vater- und Brudermord 7 Dukaten, 6 Gulden;
- Zauberei 2 Dukaten;
- Raub, Diebstahl und Meineid 9 Dukaten, 6 Gulden;
- Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer 20 Kreuzer.

Die Reformation des Klosters, seine evgl. Äbte und seine Bedrängnisse.

Ein bedeutamer Wendepunkt in der Geschichte unseres Klosters war das Jahr 1542, in dem, trotz Widerstandes Heinrichs des Jüngern, der ja bekanntlich auf Seite des katholischen Kaisers stand, doch die Kirchenreformation im Lande Braunschweig beschlossen wurde. Der Sturm der Reformation hatte auch die Mauern unsers Klosters umbraust und an seinen alten Einrichtungen gerüttelt. Am 12. Oktober kamen die schon bei der Geschichte der Stadt (Seite 39) genannten geistlichen und weltlichen Kirchenvisitatoren unter Führung von Johann Bugenhagen auch nach unserem Kloster, um mit dem Abte Antonius von Lokum (1540—1554) zu verhandeln. Die meisten Mönche hatten unter Mitnahme mancherlei Schätze das Kloster schon verlassen; nur noch der Abt und ein paar alte Laienbrüder waren zurückgeblieben. Mit ihnen wurde nun folgender Vergleich abgeschlossen: 1. Der Abt Antonius erhält 600 Gulden zur „Abfertigung“, die durch den Zehnten zu Velm aufgebracht werden. Sodann gewährt man ihm einen Kelch, den Abtstab, der oben mit Kupfer und unten mit Silber beschlagen ist; ein goldenes Kreuz, „so die Äbte es am Halse tragen“ und zwei Ringe. Außerdem erbiethet sich der Abt, noch ein Jahr der Haushaltung des Klosters auf „gute Rechenschaft vorzustehen, doch gegen gebührliche Belohnung“.

2. Vier alte, gebrechliche Männer, Johannes Appel senior, Libertus der Kellermeister, Georgius der Küchenmeister und Lambertus; sie bekommen jährlich jeder 10 Gulden Handgeld und erbiethen sich, die „christliche Reformation anzunehmen, Gottes Wort zu hören und sich darnach zu richten“.

3. Herrn Clemens soll man 120 Gulden jährlich geben und ihm sein Betgewand und seine Kleider lassen.

4. Herr Dengter will sich mit der Pfarre Verflingen und einer Entschädigung von 40 Gulden begnügen lassen.

5. Einige arme Personen sollen die Almosen und Präbenden (Pfründe) des Klosters behalten. Zugleich verpflichten sich der Abt und seine Mitglieder, auf das Kloster zu verzichten, vor dem Statthalter und den Räten zu erscheinen und ihnen Urkundenbriefe, Siegel und Kleinoden zu übergeben.

Nach der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht bei

Mühlberg, 24. April 1547, kehrten zwar die Mönche in ihr Kloster zurück und suchten die früheren katholischen Zustände wieder herzustellen, doch vermochten sie die lautere Lehre des Luthertums, wie sie in der Clemenskirche und in der Stadtkirche gepredigt wurde, nicht zu unterdrücken. Das gewaltige Reformationswerk drängte wie im Siegeslaufe unaufhaltsam weiter, bis es endlich auch in unserem Kloster unter Ludewig (1554—1571), dem letzten katholischen Abte, seinen endgültigen Abschluß fand. Herzog Julius, der mit aller Entschlossenheit sich bemühte, die evangelische Lehre durchzuführen, ordnete am 10. Oktober 1568 eine Generalvisitation des Landes an, zu der er den Superintendenten Martin Chemnitz, Peter Uner, Abt zu Berge bei Magdeburg, den Kanzler Jakob Andreä und aus dem weltlichen Stande seinen Kanzler Wynsinger v. Grundeck, Franz v. Cramm und Heinrich v. Reden berief. Im November erschien die Abordnung auch hier im Kloster, das ohne Widerstreben zur Annahme der Reformation bereit war. Das Kloster wurde nicht aufgehoben, und seine Güter wurden nicht eingezogen; sie sollten vor allem zu kirchlichen Zwecken, besonders auch zur Unterhaltung der Stiftsschule und zur Ausbildung junger Geistlichen dienen. „Anstatt der stipendiaten“, so heißt es in der darauf bezüglichen alten Klosterakte, „sollen jeder Zeit vier voll kommen und zum heiligen Predigamte qualifizierte Persohnen gehalten werden“. Die Verwaltung der Klostergüter übernahm ein sog. evangelischer Konvent, der sich aus dem Abte, Prior, Subprior und einem Konventualen des Klosters zusammensetzte.

Mit Gerhardus Gladenbach (Seite 137) begann die Reihe der evangelischen Abte. Nur kurze Zeit stand er dem Kloster vor. Sein Nachfolger war Gerhardus Coci (Koch); er war der erste Abt, der sich verheiratete. Er starb 1599. Der letzte Abt, der auf dem Stifte wohnte, war Jodocus Kolesius (1612—1635), der mit dem Kloster unter den Schrecknissen des 30jährigen Krieges hart zu leiden hatte und sogar, um sein Leben in Sicherheit zu bringen, nach Braunschweig fliehen mußte, wo er, von Sorgen gedrückt, starb. Er fand aber, wie alle früheren Abte, in der Stiftskirche seine letzte Ruhestätte.

Unter welchen Gewalttätigkeiten und Verwüstungen das Kloster im 30jährigen Kriege schwer bedrängt wurde, erschen wir aus einem Wittschreiben des Abtes Jodocus (Klosterakten des Landes-Hauptarchivs), das er am 9. Juni 1627 an den Herzog Friedrich Ulrich (1613—1634) richtet. Tilly hatte nämlich bald nach seinem

Siege bei Lutter a. B. den Landständen eine nicht zu erschwingende Kriegssteuer auferlegt, zu deren Zahlung auch das Kloster mit herangezogen wurde. Dem Stifte war es unmöglich, solche Summen zu zahlen; der Abt hat deshalb, die „rückständigen contributionen gnädigst zu übersehen“. Er berichtet dann wörtlich weiter: „Das Kloster ist durch das verderbliche Kriegswesen von des Obristen Göken⁶³⁾ unterhabenden Reutern vndt Soldaten, Gott erbarm es, nünmehr ganz wüste vndt öde gemacht, fogahr, daß aller vorraht von getreide, Pferden, Kühen, Schaffen vndt Schweine-Viehe, auch braupfannen, eiserne ofen vndt anderes, wie es namen haben mag, vortgenommen, zugleich Küchen vndt keller spoliiret (geplündert), Thür vndt fenster in gemächern vndt creuzgängen, so auch theils aus meinem beutell, dem Kloster zu Ehren, machen und setzen lassen, entzweigeschlagen, auch theils aus der Kirche transportiret, vndt dermaßen mit dem armen Stifte verfahren, daß daselbst nicht mehr das geringste vorhanden. Ich will nicht sagen, was für großen schaden dieses Stift aus Meierhöfen, so wol die Zehnten an uns, die Kirche vndt dergleichen erlitten, auch was das kloster an gelde vndt anderen sachen hat einbüßen müssen, so dan, was demselben an den teichen vndt Holzungen diesem Stift für großen unsäglichen schaden zugezogen. Wan denn solche unerhörte gewaltsahme proceduren dies Stift noch länger andauern können, es mir bei also beschaffenen Dingen des Klosters Diener länger vndt hinfüro zu unterhalten vndt zu besolden ganz vndt gar unmöglich ist; auch der wiesenwuchs und die liebe wintersaat, so ziemlich wieder bestellt gewesen, jezt von neuem von dem Kriegsvolk abgemeiert und verfüttert ist.“

Wie groß die Bestürzung und Verwirrung der Klosterbewohner war, als das rohe Kriegsvolk heranrückte, zeigt uns wieder ein Schreiben des Abtes vom 22. März 1628 an den Landesfürsten, der die Zustellung der Klosterakten, Kopialbücher, Briefe und Siegel angeordnet hatte. Die Wertstücke waren erst nach langer Zeit und in einem ganz verwahrlosten Zustande in Braunschweig angekommen. Zu seiner Rechtfertigung schreibt nun der Abt u. a.: „Als anno 1626 die Walfsteinische armada herangekommen, sind die sachen in der eill zusammengeraffet, vndt, wie man sagt, über Hals vndt Kopf in bierfässer gestürzet vndt geschüttet: darnach aber auff dem wege allhier nach Braunschweig ganz loß geworden, durcheinander gefallen vndt verwechselt worden, auch theils darausgefallen vndt von Meusen sehr verderbet worden.“

Wie wir schon bei der Geschichte der Clemenskirche (Seite 126) gesehen, nahmen 1629 die Mönche noch einmal Besitz vom Kloster. Der damalige Stiftspfarrer Siegbertus Sidelius (1624—1654) wurde, wie schon kurz mitgeteilt (Seite 126), gezwungen, mit seiner Gemeinde die alte Clemenskirche wieder aufzusuchen. Nicht ohne Bedeutung kann es sein, zu hören, wie Günter Daneil, Superintendent in Königsutter, als Augenzeuge über diesen Vorgang berichtet (Seite 41). Am 7. August 1629 schreibt er an einen Geistlichen des Klosters Marienthal folgendermaßen: „Gebe eilends zu wissen, daß heute die Römische Secte, früh Morgens etwa 6 Uhr, mit Wut gekommen, unser Kloster vndt Kirche schleunig, ohn all Vorrecht, occupiret, vndt Herrn Sigbertus, welcher in der Pfarrkirche bereits zur Predigt hat leuten lassen, die Kirche vndt Cangel verboten, obwohl er wieder darauf mit aller gebührenden Submission mit ihnen hat sprechen wollen. Die Schlüssel des Klosterhofes haben sie mit allem Ungestim gefordert, vndt in des Oberschreibers Behausung alsbald einen Mönch gesetzt. Die Klosterpferde vom Felde holte ein Ehrloser Schelm, Wichmann, der vormahls in des Klosters Mühlen gewesen. Er hat die Katholischen von Helmstedt geführt vndt ihnen alles berichtet, daß er also meinet, er wolle durch gnade der ordensleute in den dritten Himmel erhoben werden. Sonst ist nach unserem Hause keine Nachfrage gesehen.“

Die durch jene wilden Kriegsjahre hervorgerufenen Mißstände wurden zum Teil beseitigt, als 1655 die Kirchenordnung des Herzogs August des Jüngeren erschien. Nach ihr sollte im Kloster Königsutter der Abt entweder ein Professor der Theologie zu Helmstedt sein, oder, „da sonst eine darzu düchtige Person sich ausser Helmstädt befünde, welches dann in des Landesfürsten Willkür beruhen soll“. Prior war der Klosterpastor, Subprior der Rektor zu Königsutter, Quartus Conventualis der Rektor zu Schöppenstedt und Quintus Conventualis der Klosterpräzeptor. Der erste Abt nach dieser Bestimmung war der gelehrte Georg Calixtus (1635—1656). Ihm folgte sein Sohn Friedrich Ulrich Calixtus (1656—1671). Seine Gebeine ruhen in einem Steinsarge, der jetzt in einer kleinen Kapelle des westlichen Kreuzganges der Stiftskirche aufgestellt ist. Johann Fabricius (1701—1729) wurde 1696 als Doktor der Theologie nach Helmstedt berufen und 1701 zum Abt von Königsutter ernannt. Er versuchte durch Wort und Schrift den Übertritt der Prinzessin Elisabeth Christine, der Enkelin des Herzogs Anton Ulrich, zum Katholizismus

zu verteidigen und zu begünstigen. Hierdurch machte er sich verhaßt, so daß man nicht umhin konnte, „Fabricius provisionaliter ab officio suspendiren zu lassen, damit aller Welt gezeigt werde, daß die gnädigste Herrschaft an seinem wunderlichen und irregulären Treiben keinen Theil, sondern Mißfallen habe“. Fabricius nahm deshalb auf Wunsch des Herzogs Anton Ulrich 1709 seine Entlassung als Professor der Theologie, wurde aber nun zum Generalschulinspektor ernannt. Er erwarb sich u. a. das Verdienst, die etwa 1 km südlich vom Stifte gelegene Butterquelle⁶⁴) mit einem Steingewölbe zu überbauen. Der letzte Abt, der zugleich Professor der Theologie in Helmstedt war, war Heinrich Philipp Konrad Henke (1803—1809). Der eingetretenen westfälischen Fremdherrschaft wegen blieb das Stift bis 1818 ohne Abt. Seit 1847 ist die Abtstelle überhaupt nicht wieder besetzt worden.

Die alten Abteigebäude, diese Wahrzeichen klösterlichen Glanzes, aber auch späteren Verfalles, sind durch den Bau der Heil- und Pflegeanstalt in den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts verschwunden. Nur noch das sog. Abts-Haus, jetzt die Wohnung für das Direktorium, und eine mächtige Linde sind stehen geblieben. Man erzählt von diesem Baumriesen, daß er zur Zeit des Kaisers Lothar gepflanzt sei und deshalb den Namen „Lotharlinde“ erhalten habe. Unter den weit sich ausbreitenden knorrigen Ästen mit ihrem dichtlaubigen Gezweig sollen die Klosterbrüder oft ihre Versammlungen abgehalten und die Armen gespeist haben.

Die Güter und Einkünfte des Klosters.

Die beträchtlichen Ausstattungen und Schenkungen, mit denen das Benediktinerkloster bei seiner Gründung versehen wurde (Seite 134), erfahren wir aus der Stiftungsurkunde⁶⁵) vom 1. August 1135. Folgende „Begabungen und Bewidmungen“ werden u. a. hier genannt: 1 1/2 Tor (d. h. 36 Scheffel) Salz auf der Saline in Lüneburg, die Erbgüter Lothars in Lutter selber, dazu den Elm und Brod⁶⁶) (Bruch) mit allem Zubehör, nämlich dem großen Hainholz, dem Badeholz, dem Sundern⁶⁷) und kleinen Holze vor Klein-Steimke; ferner Schickelsheim mit 24 Hufen Acker; der Hagenhof mit 12 Hufen und dem Zehnten vor dem Elm, der vorher nach dem Hagen gefahren wurde; 21 Hufen in Sandersleben; 17 Hufen in Flöte; 12 Hufen in

Bernstorp (Amt Schöppenstedt); 12 Hufen in Merdorp (wüßt dabei); 16 Hufen in Meinstedt; 17 Hufen in Ingeleben; 7 Hufen in Vorsfelde; 8 Hufen in Aneitlingen; die Vorwerke Wolfsburg, Kästorf, Bergfeld und Bornum am Elm, 5 Hufen in Watenstedt, 2 Hufen in Achim — alles frei von allen Lasten und Diensten auf ewige Zeiten.

Die fromme und mildtätige Richenza vermachte dem Stifte ein Vorwerk von 15 Hufen Acker, eine Mühle, die ein Kanoniker zu Goslar für 150 Pfund Silber gekauft hatte, und noch einige Besitzungen in Ingeleben. Die ersten beiden Schenkungen wurden 1153 von Heinrich dem Löwen als Vogt des Stiftes bestätigt. Heinrich der Löwe schenkte 1147 dem Kloster 9 Hufen in Aneitlingen, den Herzogsberg (Seite 133) nahe beim Kloster und alles Land und den Wald, Walsberg genannt, auf der östlichen Seite der Harzburg gelegen. Dieses „Land und der Walsberg (woltberg oder wolsberch) wurde aber 1249 mit Zustimmung des Herzogs Otto dem Kinde von Braunschweig an den Grafen Gebhard von Wernigrode verkauft. 1150 hat Graf Albrecht zu Wernigerode den Zehnten auf dem Felde vor Vutter erhandelt und diesen aus besonderer „affection gegen den Abt Eberhard“ ihm zugeeignet; 1311 erfolgten noch die bedeutenden Zuwendungen des Herzogs Albrecht des Feisten (1292—1318), indem dieser dem Kloster die Vogtei zu Schickelsheim und deren Güter, die Vogtei in Sunstedt, 3 1/2 Hufen Acker und einige Güter in Lauingen (Lovinghe) überwies. 1323 trat das Kloster Drübeck 6 Hufen Land in Western-Winnigstedt an das Kloster Königsutter ab, wofür ersteres durch näher gelegene Güter entschädigt wurde. So stieg der Grundbesitz des Klosters und dadurch auch das Einkommen von Jahr zu Jahr, so daß es als eins der reichsten Klöster Niedersachsens gelten konnte.

Zur Reformationszeit war aber in der Größe des Grundbesitzes und der Einkünfte ein merklicher Rückgang eingetreten, der vor allem — trotz wiederholten landesherrlichen Verbotes — durch die häufigen Verpfändungen und Veräußerungen von Klostergütern hervorgerufen war. Nach den Visitationsprotokollen der genannten Zeit besaß das Stift im 16. Jahrhundert 636 Morgen Acker und 67 Morgen Wiesen; hierzu kamen noch 318 Morgen Land von Hagenhof. An Zinsgetreide erhob es 20 Scheffel Weizen, 51 Scheffel Roggen, 5 Scheffel Gerste und 30 Scheffel Hafer. Außerdem gehörte ihm der Zehnte auf den Feldmarken von Vutter und Bornum, der auf 26 Scheffel Weizen, 24 Scheffel Roggen, 10 Scheffel Gerste und 40 Scheffel Hafer abgeschätzt war. Die jährlichen Geldzinsen betrugen

224 Gulden 16 ggr. Die Summe erhöhte sich aber noch alle 3 Jahre um rund 100 Gulden durch den Verkauf von Fischen, die in den Mönchs-
teichen⁶⁸⁾ gefangen wurden. Die zum Kloster gehörigen Waldungen
(Kloster- und Stockholz) brachten an barem Gelde nur sehr wenig ein, da
Nutz- und Brennholz kaum abgesetzt wurden. Auffallend war auch die
Berechtigung, aus der Vornumer Forst 2 Fuder Brennholz, dessen
Wert zu 20 Gulden abgeschätzt war, entnehmen zu dürfen.

Die Gesamteinkünfte des Stiftsgutes waren auf 845 Gulden
16 ggr. veranschlagt. Als aber die Stürme des 30jährigen Krieges
kamen, gerieten die Besitzungen unseres Klosters noch mehr in Verfall;
sie gaben, weil eine sachverständige Aufsicht und Leitung fehlte, nur
geringe Erträge. Erst der vortreffliche Herzog August der Jüngere
war es, der durch seine Klosterordnung vom Jahre 1655 auch unser
Kloster wieder zu neuem Aufschwung brachte (Seite 145). Er hatte
nicht die Absicht, das Klostergut mit dem fürstlichen Kammergute zu
vereinigen, oder es zu weltlichen Zwecken zu verwenden, „sintemaal
solche Güter nicht anders als deposita pietatis seynd, deren Eigentum
einig und allein dem eiferigen gerechten Gott, dessen Kirchen und
Armen angehörig seynd: Dannenhero auch dy davon aufkommenden
proventus zu keinen andern, als geistlichen Sachen und Ausgaben,
wozu sy gewidmet, verwendet werden mögen“. Es sollte aber doch
die selbständige Verwaltung des Klostergutes den Prälaten (evangel.
Konvente) genommen und in die Hände sachkundiger Beamten gelegt
werden. Die Aufsicht über alle Stifts- und Klostergüter des Landes
führte die Klosterratsstube, in deren Kasse auch der Überschuß der
Klostergüter floß.

Von dem Abte des Klosters und unter Zustimmung der Kanzlei-
räte wurde ein „Deconomus, Scribeur oder Oberscribeur“ gewählt,
der nach Anweisung der „Haushaltungs-Ordnung“ dem ganzen
Klosterhaushalte vorstand. Solcher Hausverwalter wurde auch häufig
Klosteramtsschreiber genannt; er war einem „Oberinspector“
unterstellt, der außer unserem Kloster auch die Aufsicht über sämtliche
ostwärts der Oker gelegenen Klöster hatte. Den auf der linken Oker-
seite gelegenen Klöstern stand ebenfalls ein Oberinspektor vor. Sie
wurden beide in der jährlich stattfindenden Synode von den gesamten
Prälaten gewählt und hatten die Pflicht, alle Vierteljahr die ihnen
unterstellten Klöster zu besichtigen und „dahin mit höchst- und sonder-
barem Fleiße zu sehen, daß dy Haushaltungen recht, wol, treulich,
fleißig und unnachlässig geführt, nichts verabsäümet, nichts veruntrauet,

und ins gemein der Kloster-Haushaltungs-Ordnung gebürlich nachgelebet werde“. Die Klosterrechnungen wurden jährlich vom Abte, dem Kanzlei- und dem Konsistorialrate und einem „Cammer-Meister“ geprüft. Mit den Einkünften des Klosterhaushaltes sollte aber sehr sparsam umgegangen werden, „sintemaal dy Erfahrung biß dahero gegeben, daß es mit den Kloster proventibus gleich wy mit einem alten Zaun daher gegangen, von welchem ein jeder fürüber Gehender ein Stück truffen Feuerholz mit sich genommen (wollte Gott, daß dy allegoria nicht gaar zu genau eingetroffen, und mancher mit einem Partikel Kloster-Guuts nicht ein solches Feuerholz bekommen, welches ym sein übriges ganzes Vermögen angestekket); ohne daß auch ins gemein dy grooße Sinnaame in einem Haushalt nichts nützen, wann nicht mit der Ausgabe spaarsam umgegangen wird“.

Daß durch solche Sparsamkeit und rechte Leitung die große Schuldenlast, „darin das Kloster albereit für dem Kriege aus vielerlei Ursachen so hochgefährlich verthuffet wurde“, abnehmen mußte, sehen wir aus den späteren Klosterrechnungen. Auch das Bestreben der Kloster-Ratsstube, die verloren gegangenen Klostergüter wiederzugewinnen, brachte Erfolg. So zeigt etwa 100 Jahre später das Stiftsgut ein viel günstigeres Bild. Nach dem Flurbuche von 1761 gehörten zum Kloster rund 1653 Morgen Ländereien, 65 Morgen Wiesen auf hiesiger und 83 Morgen auf fremder Feldmark, dann noch 89 Morgen Ager. Sämtlicher Grundbesitz wurde zu dieser Zeit von dem Amtmann Mühlenbein verwaltet, der schon seit 1746 das ganze Stiftsgut nebst Hagenhof in Pacht genommen hatte. Er zahlte für beide Güter zusammen eine jährliche Pacht von 2687 Taler. Sein Vorgänger war der Klosteramtman Michaelis. Nach dem Haushaltsetat für die Klostergüter war der Pachtertrag in der Finanzperiode 1902/1904 für das Stift und Klostergut Hagenhof zusammen auf 39426 Mark festgesetzt. Von 1768 an pachtete die Brauerinnung (Seite 99) die ganze Stiftsländerei auf 100 Jahr.

Zu solchem großen landwirtschaftlichen Betriebe in früherer Zeit gehörten aber auch die verschiedensten Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Sie lagen hauptsächlich auf der Südost- und Südseite der Stiftskirche. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren die Gebäude sehr haufällig geworden und wurden deshalb 1428 neu aufgeführt. Das eigentliche Klosterhaus, in dem die Mönche und der Abt wohnten, wurde durch den „Stillen Garten“, den Begräbnisplatz der Mönche, von der Stiftskirche getrennt. Als die Abte das

Kloster nicht mehr bewohnten (Seite 143), diente dieses Haus mit seiner „Abts-Stube“ und dem „Mönchs-Saale“ den Klosterbeamten und später den Herzoglichen Amtleuten zur Wohnung.

Mitten durch das ganze Klostergebiet floß die Luttre, die eine dicht am Brauhause liegende Mahlmühle trieb, aber auch das zum Brauen des Klosterbieres nötige Wasser lieferte. Dieses Bier hatte jedoch, wie uns Brückmann (Seite 97) 1723 mitteilt, „ganz verschiedene Tugenden, couleur, Geruch und Geschmack von dem Duckstein, so in der Stadt gekochet wird“. Zwei Eingänge führten auf den Klosterhof. Im Osten, dem sog. „Bullentor“, war der Haupteingang mit der „Klosterpforte“; auf der Südwestseite lag das „Schäfertor“. Das „Bullentor“ hatte seinen Namen nach dem Hornvieh, das für gewöhnlich aus diesem Tore zur Weide getrieben wurde. Der jetzt zur Anstalt, zum früheren Klostergebiete führende Hauptweg an der Nordostseite der Stiftskirche, war vor rund 76 Jahren noch nicht vorhanden. Hier standen alte Stiftshäuser, hinter denen Gärten lagen.

Das Vorwerk Hagenhof.

Zur schnelleren Unterbringung der Feldfrüchte, aber auch zur Abkürzung der Wegestrecken, diente der etwa $\frac{3}{4}$ Stunden in östlicher Richtung vom Stifte entfernt liegende Hagenhof. Er war in früheren Zeiten das Vorwerk des Klosters und gehört noch jetzt politisch zum Stifte. Dieser Hof war schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorhanden und wird anfänglich ein Besitztum der Grafen von Süpplingenburg gewesen sein. Er kam aber 1135 mit seinen 12 Hufen Acker und dem Zehnten durch Kaiser Lothar an das neugegründete Mönchskloster (Seite 146). In alten Urkunden begegnen wir häufig dem Namen Hagenhof. Es werden z. B. 1525 dem Kloster Nienburg 13 Gulden jährliche Rente von dem Hofe zu Hagen wiederkäuflich verkauft, und 1563 wird vom Abt Ludwig der Witwe des Kurt Spangenberg die „Bullenwiese beim Hagen“ für 15 Gulden verschrieben. Im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Wilhelm Heithusen Abt des Klosters ist, wird dem Christoph Mooshausen der Hagenhof und der Korn- und Fleischzehnten auf 6 Jahre verschrieben. Er muß hierfür einen jährlichen Pachtzins von 220 Taler zahlen. Der Nachfolger von Heithusen, Jodocus Kolesius (Seite 143), während dessen Abtzeit das Kloster durch die Wirren des 30jährigen Krieges arg geschädigt wurde, sieht sich gezwungen, von dem Oberschreiber des Stiftes, Krull,

1000 Taler zu borgen. Für dieses Kapital und für die Zinsen verpfändet der Abt den ganzen Hagenhof mit seinen Einkünften; der Vertrag wird durch den Herzog Friedrich Ulrich genehmigt. Einige Akten aus der Zeit von 1644—1648, die sich auf die „Hut und Trift“ des Hagen beziehen, bezeichnen ihn auch als „Klosterhof Hagen“.

Südlich vom Borwerke liegt der „Hagenberg“, und in östlicher Richtung, nur wenige Minuten von Hagenhof entfernt, die „Mönchskappe“, eine Anhöhe, die jetzt als Ackerland benutzt wird. Vor einigen Jahren fand man hier beim Tiefpflügen ausgedehnte Grundmauern und behauene Steine, die auf ein größeres Bauwerk, vielleicht eine Burg, hinweisen könnten. Vor diesem Hügel liegt der „Totencamp“, auf dem man schon wiederholt Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit gefunden hat.

Die Stiftskirche.

Geschichtliches und Baugeschichtliches.

Nach der Umwandlung des schon genannten Augustinerinnen-Klosters in ein Mannes-Kloster war Kaiser Lothar darauf bedacht, den ernstesten Benediktinermönchen auch ein eigenes Gotteshaus überweisen zu können. Die Grundsteinlegung, bei der Lothar mit seiner frommen Gemahlin Richenza zugegen war, fand in der zweiten Hälfte des Juli 1135 statt, am 11. Juli weilte er mit seiner Gemahlin noch in Buxtehude. Die Gründungsurkunde wurde einige Tage später, als er auf einer Reise nach Merseburg zum Reichstage begriffen war, am 1. August in Nienburg a. S.⁶⁹⁾, wo der Kaiser sich wenige Tage aufhielt, ausgestellt. Als Zeugen waren außer einigen weltlichen Herren noch zugegen: Bischof Dithmar und Arnaldus, Probst zu Lüneburg. Die Einweihung selber geschah durch den Bischof von Halberstadt, Rudolph XVII. (1136—1149), und zu Ehren der Apostel St. Petrus und St. Paulus. Aus diesem Grunde fanden sich auch auf dem Siegel des Abtes die Schlüssel des Petrus und das Schwert des Paulus und auf dem des Stiftsgeistlichen die Bildnisse der beiden Apostel als Schutzhelge der Stiftskirche.

Etwa ein Jahr nach der Grundsteinlegung kam Lothar mit seiner Gemahlin noch einmal nach Buxter (Urkunde vom 15. Juli 1136), um den Fortgang seines Bauwerkes zu schauen, vielleicht aber auch aus dem weiteren Grunde, hier von seinem Kloster Geldmittel zu erheben, die er

zu seiner Reise nach Italien nötig hatte. Der Aufbau wurde mit größtem Eifer betrieben, denn der Wille des Kaisers war, in „diesem neuen ansehnlichen Münster“ auch die letzte Ruhestätte zu finden. Auf Bitten des Papstes Innocenz II. (1130—1143) unternahm Lothar im August 1136 von Würzburg aus eine zweite Heerfahrt nach Italien, von der er Ende des Jahres 1137, ausgezeichnet durch siegreiche Erfolge, wieder zurückkehrte. Lothar vermochte aber nur bis Breitenwang (bay. Regierungsbezirk Schwaben) seinen Weg fortzusetzen. Hier ereilte den schon über 70 Jahre alten Greis der Tod. In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember verschied er, nachdem ein Bischof ihm das Abendmahl und die letzte Ölung gegeben, und er noch kurz vorher seinem Schwiegersohne, Herzog Heinrich von Bayern, der ihn begleitete, die Reichsinsignien zur Aufbewahrung überreicht hatte. Ohne Aufenthalt wurde die Leiche von der Kaiserin über Augsburg durch Franken nach Rutter gebracht und hier am Sylvestertage mit kaiserlichem Gepränge und unter Teilnahme vieler sächsischer und thüringischer Fürsten und Grafen in dem schon fertig gestellten westlichen Teile der Kirche durch Bischof Rudolf von Halberstadt (Seite 151) beigesetzt.

Ihm zur Seite fand etwa 2 Jahre später auch sein Eidam Heinrich der Stolze die letzte Ruhe. Er hatte erst ein Alter von 37 Jahren erreicht, als zu Quedlinburg am 20. Oktober 1139 ein schweres Fieber seinem Leben ein Ende machte. Sein unerwarteter Tod mochte auch wohl die Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben haben, daß Heinrich, hingerafft in der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft, an Vergiftung gestorben sei.

Am 10. Juni 1141 schied die Kaiserin Richenza aus dem Leben; auch ihr wurde im gleichen Grabgewölbe die Friedensstätte bereitet.

Einige Jahrzehnte nach dieser Zeit, vielleicht erst im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, wird der Ostteil der Kirche mit seiner überaus reichen und peinlich sauberen Ausschmückung vollendet sein. Auch der südliche Kreuzgang wird in dieselbe Bauzeit fallen. Die beiden Türme auf dem westlichen Turmgebäude waren im Anfange des 15. Jahrhunderts noch unvollendet. Sie wurden wahrscheinlich bald nach 1428, als Heinrich Wyting (1431—1460) Abt des Klosters war, neu aufgeführt und mit einem Bleidache versehen. Ihr schlichter, ja wir können sagen sehr dürftiger Aufbau steht in keinem Verhältnis zu dem mächtigen Turmgebäude. Sie entstanden in jener schlimmen

Zeit, als die Geldmittel des Klosters durch das üppige Leben der Mönche sehr knapp geworden waren und ihr weltlicher Sinn sich von dem Schönen, auch in der Baukunst, abgelenkt hatte (Seite 135).

Am Ende des 16. Jahrhunderts befanden sich die Kirchendächer in einem sehr schlechten Zustande; besonders die des Langhauses waren so zerfallen, daß, wie uns Meibom erzählt, „der gute Lothar nicht mehr trocken in seiner Ruhestätte liegen konnte“. Abt Gerhardus Coci ließ deshalb die Dächer neu instand setzen und mit neuem Dachstuhle versehen. Auch das Grabdenkmal mit seinen drei Relieffiguren wurde vom Abte vollständig erneuert. Kaum 100 Jahre später, 1690, stürzte die alte flache Holzdecke des Langschiffes ein und zertrümmerte auch zum größten Theile das Grabdenkmal des Kaisers und der beiden anderen fürstlichen Personen. Die ursprüngliche Grabplatte, die im Jahre 1600 neu hergestellt wurde, ist uns nicht erhalten geblieben. Den 14. Januar 1620 wurde die Fürstengruft auf Befehl des Landdrosten Joachim von der Streithorst von neuem geöffnet. Er vermutete in ihr wertvolle Schätze, fand aber nur, wie Abt Ulrich Galigt mittheilt, 1. eine bleierne Tafel, auf der die Thaten Lothars in den Worten kurz zusammengefaßt waren, daß Lothar in Apulien die Sarazenen⁷⁰⁾ besiegt und aus dem Lande getrieben habe. Diese Bleitafel wurde 1752 noch im Kloster aufbewahrt, sie befindet sich jetzt im Herzoglichen Museum. 2. einen Reichsapfel von Blei, auf dem ein Kreuz stand. 3. das Schwert des Kaisers; es soll, nach den Braunschw. Anzeigen vom Jahre 1752, sich um diese Zeit im Zeughause zu Wolfenbüttel befunden haben. 4. einen kleinen Kelch mit Oblatenteller, beide aus Silber. 5. ein Stück Rork, „so unter dem Stiefel gefessen“. 6. einen Reitersporn. 7. ein Stück Doppeltaffet vom Rocke, so „bei der Eröffnung schön carmensinroth gewesen, bald darauf sich ins bleiche und salbe verwandelt hat“. Das Grabdenkmal wurde 1708 durch den Bildhauer Michal Helwig vollständig neu hergestellt und erhielt die drei barocken Figuren, wie sie sich heute uns noch zeigen. Die Einfriedigung mit ihren verschlungenen Namenszügen wurde bei der letzten Instandsetzung aufgestellt. Im Jahre 1695 wurde, wie uns die Inschrift an dem westlichen Hängezapfen der Einwölbung mittheilt, durch den Maurermeister Friedr. Wendt eine neue spitzbogige Decke hergestellt, die von Wandpfeilern getragen wird. Bei dieser Erneuerung legte man auch das Dach tiefer; die anfängliche Lage erkennt man noch deutlich an den hinterlassenen Spuren am Bierungstürme.

Die schon auf Seite 139 erwähnte Marienkapelle, auch Liebfrauen- oder Tezellkapelle genannt, wurde im Jahre 1835 abgerissen. Dadurch kam das prächtige Portal wieder zum Vorschein, dessen zum Teil arg beschädigte Säulen mit ihren herrlichen Kapitälern jetzt wieder streng nach der ursprünglichen Form neu hergestellt wurden.

Eine umfassende Ausschmückung erhielt das Innere der Stiftskirche in den 80. Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nachdem der damalige Regent des Landes, Prinz Albrecht, 1886 die Kirche besichtigt und auf die Notwendigkeit einer stilgemäßen Vermalung und Verglasung hingewiesen hatte, wurde schon im folgenden Jahre mit den Arbeiten begonnen. Die mit rötlicher Lünche überstrichenen Wände und Decken erhielten eine vielfarbige, zum Teil bilderreiche Vermalung. An Stelle des weißen Fensterglases trat kunstvolle Glasmalerei, beides ein Schmuck, der die Bewunderung jedes Beschauers hervorrufen muß. Am 14. Oktober 1894 fand die Neueinweihung der Stiftskirche, jetzt auch amtlich Dom genannt, statt.

Baubeschreibung.

Unsere Stiftskirche, die aus der Blütezeit der Baukunst stammt, der u. a. auch die Michaeliskirche zu Hildesheim, die Burg Dankwarderode und der Dom zu Braunschweig angehören, macht schon in ihrem Äußeren durch den wuchtigen, kraftstrotzenden Aufbau einen nachhaltigen Eindruck. Alle Formen und Maßverhältnisse, besonders die ungewöhnlich reiche Einzelausschmückung, zeigen sich in einer solchen Vollenbung und Einheit, daß sie mit Recht als eine Perle unter allen Baudenkmälern Niedersachsens bezeichnet werden kann.

Der achteckige, kühn emporstrebende Vierungsturm hat eine Höhe von 58 Meter. Er zeigt unter seinem Pyramidenbache einen figurenreichen gotischen Fries, in dem sich abwechselnd Rosetten oder Halbfiguren finden. Die beiden westlichen Türme sind nur 52 Meter hoch.

Der östliche äußere Teil der Kirche bietet uns in seinen fünf Absiden, in dem Rundbogensfries, der herrlichen Akanthusblattwelle und dem Figureschmuck, der sog. Jagd, eine ornamentale Schönheit, wie sie in solcher kunstvollen Ausführung selten zu finden ist.

Den Haupteingang bildet an der Nordwestseite das sog. Löwenportal, dessen beide Säulen mit ihren herrlichen Kapitälern von zwei lauernden Löwen getragen werden.

Treten wir in das Innere, so erkennen wir sofort die Form einer dreischiffigen Pfeilerbasilika, deren beide Nebenschiffe sich über das Querhaus hinaus verlängern. Das Langhaus wird von sieben mächtigen Arkadenpfeilern getragen. Die Wandpfeiler, welche die Gewölbegurte tragen, ruhen auf ganz eigenartig geformten Konsolen. Im östlichen Teile des Langhauses findet sich das schon erwähnte Grabdenkmal Lothars (Seite 153). Der untere Teil besteht aus schwarzem Marmor, die Figuren sind aus weißem Marmor hergestellt. Weiter nach dem Querstische zu steht der sog. Osterleuchter, der angeblich ein Geschenk Heinrichs des Löwen sein soll und durch seine kunstvolle Ausführung wohl zu beachten ist. Der Sockel ist aus Sandstein, die Säule mit ihren drei Wülsten ist aus weißem Marmor hergestellt.

Im Chorviereck wird das Auge vor allem durch das Gesims mit seinem Schachbrettmuster und durch die beiden mächtigen Pfeiler gefesselt, die, frei hervortretend, mit ihrem eigenartigen Kapitäl und dem der Antike entlehnten Akanthusblatte, einen herrlichen Eindruck gewähren.

Das nördliche Querhaus zeigt an seiner Ostwand das Grabdenkmal des Stiftsamtmanns Bahlbid; gegenüber das Denkmal des Pastors und Priors Joh. Jul. Bremer (Seite 130). Am südlichen Querhause befindet sich das aus Malabaster gemeißelte Grabdenkmal des Abtes Johann Fabricius (Seite 145), inmitten ist sein Brustbild, in Öl gemalt, angebracht.

An das südliche Querhaus schließt sich im Westen der nördliche Kreuzgang, der in architektonischer Hinsicht wohl der schönste Teil der Stiftskirche mit ist. Er ist zweischiffig. Das Gewölbe wird von Säulen getragen, von denen jede in ihrer Formenbildung und Ornamentierung sich unterscheidet. Besonders sind es die Kapitäle, die in ihrer kunstvollen und vielseitigen Ausführung der Prachthalle einen eigenen Reiz verleihen. An der Südwand zeigen sich phantastische Tierfiguren, die sich in einander verschlingen.

Der westliche Kreuzgang, der wohl später als der nördliche entstanden ist, ist nur einschiffig und in seinem ornamentalen Schmuck nicht so reichhaltig. In seiner Mitte zeigt er an der Ostwand eine Kapelle, die wahrscheinlich früher das Brunnen- oder auch Konfurrenhaus der Mönche gewesen ist.

Der frühere Speisesaal der Klosterbrüder, das Refektorium (Remter), ist seit einigen Jahren durch einen vermauerten Eingang vom

Kreuzgange abgeschlossen. Er dient den Beamten und Pfleglingen der Heilanstalt als Kapelle, zeigt aber auch in seinem Innern bemerkenswerte romanische Säulen mit Flechtbandmuster oder gedrehten Wülsten.

Würden wir nun noch zuletzt nach dem Namen des großen Meisters fragen, der in seiner vollendeten Kunst, ja, fast überquellenden Phantasie, dem Dome einen solchen überaus prächtigen und bildnerischen Schmuck gegeben hat, so könnte wohl kaum eine genaue Antwort gegeben werden. Wohl aber erkennt man deutlich, daß der ganze Formenreichtum, bei dem auch besonders das Akanthusblatt in fast einzig dastehender Weise Verwendung findet, auf lombardische Vorbilder hinweist; vor allem ist es das Domportal zu Verona, in San Geno Maggiore und der Dom zu Ferrara, die in ihrem bildnerischen Schmuck große Ähnlichkeit, ja oft vollständige Übereinstimmung mit unserem Dome zeigen.

Zwei Klosterhöfe.

1. Der „Voigtshof“ lag mit seinen Wirtschaftsgebäuden nur wenige Schritte westlich von der Stiftskirche entfernt; er wurde bei der Erbauung der Heil- und Pflegeanstalt zum größten Teil abgerissen; die letzten Reste verschwanden in den 70. Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nach der vorhandenen ältesten Urkunde von 1504 wurde das Haus zu dieser Zeit von der Witwe eines Curt von der Asseburg bewohnt, dann aber für 30 Gulden verkauft und 1519 als ein »steynhaus by enthoren« nebst Garten und Teich von dem Kanzler Johann von Peyn erworben. In dieser Zeit muß das Wohngebäude neu aufgeführt sein, denn in einer Akte der Altarleute vom 3. Juli 1570 heißt es wörtlich: „Dis hus, so Johann Peyne, Ganzler, hie by dat Closter gebuwet hat —.“

Nach dem Tode des Peyn bekam die Witwe das jetzt als ein freies Haus neben dem Turme bezeichnete Wohnhaus zum Leihgedinge. Als sie sich aber mit Andreas von Wendessen wieder verheiratete, wurde das ganze Besitztum 1538 für 140 Gulden an den Rentmeister Andreas Bessel zu Wolfenbüttel auf Lebenszeit verkauft. Eine spätere Besitzerin war Margarete von Belthelm. Nach ihrem Tode erwarb 1609 das Haus für 80 Gulden der Hofmeister des Stiftes Hans Geumers auf Lebenszeit. Etwa 1682 kaufte Johann Gue, der vorher Amtmann in Fergheim gewesen war, und dem zugleich

die Verwaltung der Ländereien des Hauses Lutter übertragen wurde, das Klosterhaus mit seinen Grundstücken. Diese bestanden aus 143 Morgen zehntfreiem Acker und rund 14 Morgen Wiesen. Beides wurde aber immer als Stiftsgut bezeichnet, da es vom Kloster den Besitzern gleichsam nur als Pfandbesitz überlassen war und das Recht der Nutznießung zu jeder Zeit vom Kloster wieder eingelöst werden konnte.

Am Ende des 17. Jahrhunderts kam das Besitztum in die Hände des Schwiegersohnes vom Amtmann Gue, des Amtskammerrates Voigt, daher der Name Voigtfreihof. Voigt verpachtete es aber 1718 an Joh. Fried. Siebers, von dem es etwa 1750 der Oberstleutnant von der Mülbe kaufte. Zu dem Klosterhofe gehörten jetzt nur, da das Stift den größten Teil des Ackers zurückgenommen hatte, etwa 16 Morgen Land, 6 Morgen Wiesen und ein Garten von 2 Morgen 75 Ruten, dann eine Holzberechtigung, das Weide- und Mastrecht für 6 Kühe und 10 Schweine; das Wohnhaus, die Wirtschaftsgebäude und ein Häuslingshaus am Glockenteiche (jetzt Haus des Oberwärters Homann).

Im Jahre 1802 verkauften die Erben des Oberstleutnants von der Mülbe die Ländereien für 3000 Taler an einige Bürger der Stadt, die Wiesen aber an die Brauerinnung. Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude übernahm der Goldschmied Ulrich, dessen Erben noch mehrere Jahrzehnte die Gebäude benutzten. Die Bezeichnung Voigtfreihof oder Ulrichsche Hof ist noch heute im Volksmunde haften geblieben.

2. Der Baldicksche Hof, die jetzige Oberförsterei, wird ursprünglich ein Pflegehaus für die Kranken und Siechen des Stiftes und des Klosters gewesen sein. In verschiedenen Urkunden finden wir Hinweise auf dieses „Spital“. So ist z. B. 1538 von dem „Spittaltore“ und 1539 von dem „Spittelhofe“ die Rede, in dessen Nähe Gärten und Stiftshäuser lagen. In demselben Jahre wird eine zum „Spittelhuse“ gehörige Spitalwiese erwähnt, die an der Schunter nahe bei Schidelsheim liegt und für 20 Gulden an den Bürger Lübeck Kerthoff zu Lutter verkauft wird. Ein Jahr später, 1540, wird dem Klosterschreiber Richard Georgii für die dem Kloster geleisteten treuen Dienste ein freies Haus überlassen, das neben dem Spittelhause sich befindet.

Am Ende des 16. Jahrhunderts, als das Kloster eines solchen Siechenhauses nicht mehr bedurfte, wurde es ein freies Klosterhaus mit größerem Grundbesitz und 1591 von Joachim von der Streit-

horst für 1200 Taler gekauft. Von diesem erwarb es 1600 Bussio von Belthheim für 1850 Taler. Auf diesen Besitzer weist auch ein von ionischen Säulen eingeschlossenes Wappen hin, das sich an der Nordseite des Hauses befindet und die Inschrift trägt: B. v. V. — M. v. W. (Bussio von Belthheim — Marie von Weserlingen). In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde das Haus zum größten Teil neu aufgeführt. Nur die Nordseite mit ihrem gewölbten Erker scheint stehen geblieben zu sein, da dieser aus der Zeit vor 1600 stammt. Der Schwellbalken zeigt noch die Reste folgender Inschrift: . . . sustollant manibus quocumque feraris. Ne summos laedas per salebr. . . 71).

Nach der Zeit des Herrn von Belthheim fiel das ganze Besitztum wieder an das Kloster zurück und wurde einigen Klosterbeamten als Dienstwohnung übergeben. So bewohnte es Justus Georg Baldick (Baldicksche Hof), der am Ende des 17. Jahrhunderts als Amtmann die Klostergüter verwaltete. Baldick wurde, wie sein Denkmal im nördlichen Querhaufe der Stiftskirche angibt, am 4. Oktober 1651 geboren und starb am 3. September 1716 (Seite 155).

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bewohnte das Gehöft der Forstmeister von Löhneisen und nach ihm der Amtsrat Hoyer. In den vierziger Jahren des folgenden Jahrhunderts war es die Dienstwohnung für den Forstmeister Uhde, ihm folgte der Forstmeister Linker. Als im Jahre 1836 der Amtsrat Mühlensbein starb, wurde der größte Teil der 60 Morgen großen Ländereien zerstückelt und an verschiedene Bewohner von Oberlutter verpachtet. Das Wohnhaus mit seinen Nebengebäuden und großen Gärten ist aber bis auf den heutigen Tag die Dienstwohnung der Oberforstbeamten des Forstamtes Königslutter geblieben.

Die Herzogliche Heil- und Pflegeanstalt.

Südlich von der Stiftskirche, auf dem früheren Klostergebiete, erhebt sich jetzt, umgeben von schönen Parkanlagen, die Herzogliche Heil- und Pflegeanstalt, die Irrenanstalt des Landes Braunschweig. Sie wurde am 1. Dezember 1865 mit der Aufnahme von 24 männlichen Kranken eröffnet. Am 18. Dezember folgten noch 13 weibliche, die, ebenfalls wie die ersteren, aus dem St. Alexii-Hause zu Braunschweig nach hier überwiesen waren. Fortwährend steigerte sich die Zahl der Pfleglinge, so daß schon nach wenigen Jahren das anfänglich auf

150 Kranke berechnete Gebäude nicht mehr genügte und 1872 eine Erweiterung durch Anbauten, die besonders zur Aufnahme für dauernd unruhige Kranke dienen sollten, durchaus nötig wurde. Raum 10 Jahre später war wieder eine Vergrößerung durch Neubauten unumgänglich. Die im Jahre 1884 fertig gestellten 4 neuen Villen sollten hauptsächlich nur von ruhigen Geisteskranken bewohnt werden. In dieser Zeit wurde auch das Refektorium des Klosters zu einer Kapelle eingerichtet (Seite 155). Die Zahl der Insassen war jetzt schon weit über 400 gestiegen, die wirtschaftlichen Einrichtungen, die zu ihrer körperlichen Verpflegung erforderlich waren, genügten längst nicht mehr, und so wurde in den Jahren 1889 und 1890 die vortrefflich eingerichtete Dampf-Koch- und Waschküche erbaut. Ein Jahr später entstanden auf der Südseite zwei neue Gartenhäuser, in denen besonders unheilbare Geistesranke untergebracht wurden.

Die Jahre 1906 und 1907 erforderten wieder von neuem den Bau einiger Häuser, da die Zahl der Kranken auf fast 650 gestiegen war. Die Häuser sind im Villenstil erbaut und ragen, auf waldiger Anhöhe sich erhebend, weit über das Anstaltsgelände hinaus.

Mit der Entstehung und hohen Weiterentwicklung der Anstalt ist aber der Name eines Mannes verknüpft, der fast 32 Jahre sie leitete und ihr einen Ruf verschaffte, der weit über die Grenzen unseres Landes hinausging. Dieser Mann war Jean Paul Hassé. Als Sohn des Sanitätsrates Dr. Friedrich Hassé wurde er am 24. Dezember 1830 zu Rothenburg a. d. Wümme geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Celle, bestand dort 1851 die Reifeprüfung und widmete sich bis Ostern 1855 in Göttingen dem Studium der Medizin. Am 1. Dezember 1856 übernahm er die Assistentenstelle an der Irrenanstalt Bréfarquier im Kanton Neuchâtel, folgte aber wenige Jahre später, 1. Mai 1860, dem Rufe des Geheimrates Dr. Koller an die Landesirrenanstalt Illenau in Baden. Im Jahre 1865 wurde Hassé von der Herzoglichen Landesregierung nach Königs-Lutter berufen, wo er nun an der neugegründeten Irrenanstalt durch seine unermüdlische Tatkraft, durch den scharfen Blick eines sicheren Leiters viel Segensreiches geschaffen hat. Als begeisterter Kämpfer für eine zwanglose, milde und freundliche Behandlung der Irren, suchte er auch bei seinen Kranken diese Grundsätze der Menschenliebe zu verwirklichen. Die Anerkennung blieb nicht aus. Mit dankerfülltem Auge blickten die Pfleglinge zu ihrem Direktor empor. Sie fühlten, daß er ein warmes Herz für ihr Leid und eine offene, gern gehende Hand für ihre Not

hatte. Am 1. Oktober 1896 erhielt Hasse den erbetenen Abschied. Er siedelte nach Braunschweig über, um hier nach mühevoller Arbeit die letzten Jahre seines Lebens zuzubringen. Doch schon Mitte Januar 1898 kehrte Hasse, schwer erkrankt, nach seiner ihm lieb gewordenen Stätte früherer Tätigkeit wieder zurück, wo er, schneller als man vermutete, am 6. Februar im 68. Lebensjahre verstarb. Für die großen Verdienste, die sich Hasse während seiner Wirksamkeit erworben hatte, wurden ihm auch die mannigfachen Auszeichnungen zu teil. Im Jahre 1880 wurde ihm der Titel Medizinalrat, 1882 das Ritterkreuz 2. Klasse, 1887 das Ritterkreuz 1. Klasse, 1894 der Titel Geheimer Medizinalrat und 1896 das Kommandeurkreuz 2. Klasse verliehen.

Sein Nachfolger wurde Dr. Fritz Gerlach, der schon seit Jahren an dieser Anstalt als Irrenarzt gewirkt hatte. Auch er verstand es, durch seine umsichtige und tatkräftige Leitung die Heil- und Pflegeanstalt in dem Geiste seines Vorgängers fortzuführen und ihr eine Bedeutung zu verschaffen, die von allen Seiten und auch höchsten Orts die größte Anerkennung fand. Dr. Gerlach erhielt im Jahre 1902 das Ritterkreuz 2. Klasse, am 8. Mai 1906 wurde er zum Medizinalrat ernannt und am 8. Dezember 1909 durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse ausgezeichnet.

Anmerkungen.

1) Lutter, aus dem Mittelhochdeutschen lüter = hell, rein, klar; aber auch, wie z. B. in: von lutteren gold = nur, nichts als Gold.

läteren = lauter machen, läutern, reinigen.

Lutterdrank = Luttertrant, ein Wein, der über gewürzhafte Kräuter abgezogen war. Schon im 13. Jahrhundert setzte man dem Wein, indem er gefocht wurde, starke Gewürze zu und erhielt so ein kräftig schmeckendes und erwärmendes Getränk, den Lutterdrant. Im Jahre 1500 feierte Herzog Heinrich der Ältere in Göttingen ein. Um ihn zu ehren, wurde auf dem Rathause ein Festmahl abgehalten, auf dem Rosinen, Malvasier und Kuchen und darauf bis in die späte Nacht hinein der Luttertrant gereicht wurden. Auch bei dem Huldigungseffen für Herzog Julius, 1569, wurde u. a. Weinen auch der Luttertrant aufgetragen.

2) Mynsinger von Frundeck war Jurist; er trat, obgleich er Protestant war, in den Dienst des katholischen Herzogs Heinrich des Jüngeren (1514–1568). Nach dessen Tode wurde er Ratgeber des Herzogs Julius, fiel aber, wahrscheinlich infolge calvinistischer Umtriebe, in Ungnade. Nach längerer Zeit trat er wieder in den Dienst des Herzogs und wirkte darauf an der Universität zu Helmstedt. Er starb in Eisleben und wurde in der Stephanikirche zu Helmstedt beigesetzt.

3) blék, ein bestimmter, abgegrenzter Platz (kumm mick nich up min blek); aber auch ein Flecken, also ein kleinerer, oft auch größerer Ort.

4) Dobbelspel, ein arg verpöntes Glücksspiel, gegen das der Rat der Stadt Braunschweig schon im Jahre 1340 strenge Verordnungen erließ, die in späteren Zeiten sich oft unter Androhung von schweren Strafen wiederholten. So erschien 1725 ein landesherrliches Verbot gegen dieses „verderbliche Spiel, das einige Zeit dergestalt eingerissen und fast überhand genommen, daß viele zu ihrem grossen Schaden darinn ansehnliche Summen Geldes verlohren, und wenn sie solchergestalt ihre Gage oder Vermögen liederlich durchgebracht, sich auf das Vorgen geleeget, und dadurch ihnen Schulden und Armuth über den Hals gezogen“. Von neuem erschien ein solcher Erlaß am 26. Juni 1745, in dem verfügt wurde, daß „das Würfel-Spiel den Bauern und Leuten niedrigen Standes auf dem Lande unter sich oder mit anderen auf keine Weise weiter nachgelassen, auch dasselbe in den Krügen und Bier-Schenken auf dem Lande durchaus nicht gestattet, und die Contravenienten, so wohl der Wirth als jeder Spieler, er mag ein Bauer, oder ein anderer seyn, das erste mahl mit 5 Thaler, nachhero aber schärffer gestraffet, und befundenen Umständen nach mit empfindlicher Leibes-Straffe angesehen werden soll“.

5) Scherf — Scherflein, mittelhochdeutsch scherf, althochdeutsch scersf, eine Scheidemünze, die wohl zuletzt 1777 in Lüneburg geprägt wurde. Zwei Scherf machten einen Pfennig, 24 einen Schilling aus.

6) Urphede — Urfehde, in früheren Zeiten ein eidliches Versprechen der Gefolterten, keine Rache zu üben; auch der Eid, das Land, aus dem man verwiesen, nicht wieder betreten zu wollen. Wer diesen Eid brach, wurde als schwerer Verbrecher bestraft.

7) Mariengroschen, eine Silbermünze, die in Niedersachsen noch vor etwa 50 Jahren im Umlauf war. Das Gepräge zeigte das Bildnis der Mutter Maria mit dem Kinde. Die Münze wurde zuerst (1515) in Goslar geprägt und hatte den Wert von 8 Pfennig. Am 6. Oktober 1674 erschien eine landesherrliche Verfügung, nach welcher der Mariengroschen „durchgehnds auf 6 Pfennig devalviret wurde“. In einer späteren Verordnung vom 12. April 1677 wurde der Nennwert auf 7 Pfennig festgesetzt. Später rechnete man 36 Mariengroschen auf einen Taler.

8) Merian, schweiz. Künstlerfamilie. Matthäus Merian der Ältere, geb. 1593 zu Basel, Kupferstecher, gab Beschreibungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, mit noch heute wertvollen Abbildungen heraus. Merian starb 19. Juni 1650. Nach seinem Tode wurden die Ortsbeschreibungen fortgesetzt.

9) Legner, Johann, Pfarrer in Iber, war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, der besonders eine große Anzahl von Chroniken herausgab.

10) Torstenson, Lennart, Graf von Ortala, geb. 17. August 1603 zu Torstena in der schwedischen Provinz Westgotland.zog 1630 als Artillerieoberst mit Gustav Adolf nach Deutschland. Wurde beim Sturm auf Wallensteins Lager bei Nürnberg 1632 gefangen genommen, erhielt aber nach Banérs Tode 1641 den Oberbefehl über die schwedischen Truppen, siegte 2. November 1642 bei Leipzig, 6. März 1645 bei Jankau über die Kaiserlichen, legte Herbst 1646 den Oberbefehl nieder und starb am 7. April 1651 zu Stockholm.

11) Wrangel, Karl Gustav, Graf von Wrangel, schwedischer Feldmarschall, geboren 13. Dezember 1613 in Stokloster bei Upsala, erhielt 1646 nach dem Rücktritt Torstenson's den Oberbefehl in Deutschland, schlug 17. Mai 1648 die vereinigten Kaiserlichen und Bayern bei Zusmarshausen unweit Augsburg, befehligte 1658 die schwedische Flotte und 1674—75 das schwedische Heer, starb 24. Juni 1676 auf seinem Gute Spyter auf Rügen.

12) Apotheke, —; in den Braunschw. Anzeigen Januar 1752 heißt es wörtlich: „Serenissimus haben gnädigst geruht, den Fürstl. Apotheker zu Königsutter, Maschlap, nach der großen Apotheke zu Helmstädt versetzen, für ihn aus der Hofapothek in der Schußstraße alhier gewesenen Apothekergefellen, Christiani, als Fürstl. Apotheker, die Apotheke zu Königsutter übertragen.“

13) Hufe (althochdeutsch huoba, lat. mansus), Hube, ein Ackermaß, das aber nach den Landesteilen von verschiedener Größe war; im Braunschweigischen etwa 30 Morgen.

14) Erbreger, ein Verzeichnis, ein Eintragebuch, das schon Herzog Julius (1568—1589) anfertigen ließ und in welchem genau die Abgaben und Gefälle aufgeführt wurden, die von den Meiern zu leisten waren.

15) Landesvermessung; die erste, welche aber nicht vollständig ausgeführt wurde, war 1585. Unter Herzog August dem Jüngeren erschien 1644 ein Ausschreiben „wegen Abmessung und Eintheilung der Äcker vor allen und jeden Dörffern, damit Serenissimus und andere Dienst-Herrn, zu den gewöhnlichen Diensten, die Erb-Zins- und Guts-Herrn aber, zu ihrem Erb- und Meyer-Zinsen desto richtiger gelangen möchten“. Jedenfalls wurde aber durch die Kriegswirren die Vermessung nicht zu Ende geführt, so daß am 3. August 1647 eine neue Verordnung erschien, in der mit „richtiger Abmessung und Eintheilung ohne weiteren Verzug verfahren, und davon umständliche und ausführliche Nachricht in Fürstl. Zahl-Kammer eingeschidet werden soll“. Die sorgfältigste und genaueste „Generallandesvermessung“ wurde im

Jahre 1755 unter Herzog Karl unternommen, indem durch die ausgesandten „Subdelegirten, Kommissaren und Feldmessern“ eine ausführliche Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibung der einzelnen Ortschaften des Landes Braunschweig angeordnet wurde.

¹⁹⁾ Kottzehnten, roden, austrotten von reuten, mit der Wurzel vertilgen, urbar machen. Hierfür mußte eine Abgabe gezahlt werden.

¹⁷⁾ Separation, diese Zusammenlegung und Umlegung der Grundstücke begann im Lande im Jahre 1835; sie rief besonders in landwirtschaftlicher Beziehung einen großen Umschwung hervor.

¹⁸⁾ Die Übersetzung lautet etwa: „Das Bild zeigt das Antlitz und die Kleidung des seligen Tollenius, auch den Charakter zeigt dies Bild. Unschuldsvoller Glanz, das Abbild reiner Frömmigkeit und Liebe zu Jesu zierten den Mann. Um ihn, den Gestorbenen, trauert das Volk, aber sein Geist wohnt in den Höhen des Himmels und genießt die ewigen Güter.“

¹⁹⁾ „Dieses ist der Sohn, das war der Vater, doch Priester waren sie beide, Jener ist das wahre Abbild der Frömmigkeit und dieser das der Unschuld, der eine besitzt auch die Macht des anderen. So wie der erste war, so war auch der zweite Tollenius. Doch wer größer von beiden gewesen, mögest du, Leser, selber erraten.“

²⁰⁾ Carpyov, geboren zu Leipzig am 20. Mai 1720; ward 1740 Magister und 1747 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Im Jahre 1748 ward er ordentlicher Professor der griechischen Sprache und zugleich ein Jahr später auch Professor der Theologie an der Hochschule zu Helmstedt. 1759 ward er zum Abt von Königsutter ernannt und starb am 28. April 1803.

²¹⁾ „Ich klinge einen süßen Ton,
ich künde den Gottesdienst.

Beim Leichenbegängnis schlag ich zur Trauer.“

²²⁾ „Gott lob' ich, mögest du glücklich leben.
Die Toten betraur' ich, hört, wenn man mich zieht!
Hier ruf ich euch hin, kommt zum Gottesdienst.“

²³⁾ Mattier — Matthier — Matthiasgroschen, eine kleine Silbermünze, die auf dem Gepräge das Bild des Apostels Matthias zeigte. Wurde zuerst 1400 in Goslar geprägt. Zwei Mattier galten einen Mariengroschen zu 8 Pfennig. In einem „Münz-Edict“ vom 12. April 1677 wurde der Wert eines Matthiasgroschens von 4 Pfennig auf 3 Pfennig herabgesetzt, später wieder um 1 Pfennig erhöht.

²⁴⁾ Leibgedinge — Leibgut — Leibzucht (Vitalitium), das Recht einer Witwe aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes besondere lebenslängliche Renten, die zu ihrem Unterhalte dienten, zu genießen. Die Leibgedingsgüter durften von dem Manne ohne Zustimmung der Frau nicht veräußert werden.

²⁵⁾ Klaus, mittelhochdeutsch für Klause (mittellateinisch clusa), eigentlich ein enger, abgeschlossener Raum, Einsiedlei, eine Klosterzelle.

²⁶⁾ Helmstedter Universität wurde 1576 gegründet, 1809 verfügte der König von Westfalen die Aufhebung. Die wirkliche Auflösung erfolgte am 1. Mai 1810. Die Universität wurde mit der in Göttingen vereinigt.

²⁷⁾ Immengarten, zu imme, Biene gehörig. Eine Bezeichnung, die wir unter den braunschweigischen Flurnamen in der weiteren Zusammensetzung, wie Immenbusch und -hof, häufig finden.

²⁸⁾ Drievenberg, ein Flurname, gebildet aus *triben*, *treiben*, die Trift; ein Weideplatz, auf den das Vieh getrieben wird. Südöstlich von Königsutter.

²⁹⁾ Dörneckenberg, jedenfalls von Dorn umgebildet, also eine Anhöhe, die mit Dornen bewachsen ist.

³⁰⁾ Voigtsdahlum, jetzt Groß-Dahlum, ein Pfarrdorf im Amtgerichtsbezirk Schöppenstedt.

³¹⁾ Marmelmühle, hier vielleicht eine Mühle, die Marmel (mittelhochdeutsch *marmel*, althochdeutsch *marmul* vom lateinischen *marmor*), d. i. grobkörnigen Kalk verarbeitete. Marmelfügelchen.

³²⁾ Pfund, *punt*, hier nicht ein Gewicht, sondern ein Pfundpfund; das Pfund zu 20 *solidi* oder 240 Pfennigen gerechnet.

³³⁾ Sattelhof, *satel* — Sattel, urverwandt mit „*sitzen*“, ein Hof, in dem der Herr einen festen Sitz hat; eine Ansiedlung, Niederlassung. Die Sadelmeier waren steuer- und fronsfrei, sie hatten das Recht, im Gericht zu sitzen.

³⁴⁾ Klosterratsstube, hatte die Aufsicht über die Stifts- und Klostergüter. In ihre Kasse floß der Überschuß aller Klostergüter.

³⁵⁾ Bruchgelder, im mittelalterlichen Rechtsleben die Strafgeelder, welche für geringere Vergehen (auch „*Frevel*“ genannt) gezahlt werden mußten. Kleinere „*Brüche*“ (Brüchte), geringere Vergehen, die vom Brüchtengerichte untersucht wurden, nannte man „*Sachen*, die an Haut und Haare gehen“, da sie bei Zahlungsunfähigkeit des Angeklagten in geringe körperliche Züchtigung umgewandelt wurden. „*Hohe Brüche*, Ungerichte, waren Verbrechen, die oft die Todesstrafe oder Verstümmlung des Leibes nach sich zogen; sie „gingen an Hals und Hand“ und fanden ihre Verurteilung vor dem Zent- oder Halsgerichte.

³⁶⁾ Erbege, eine Benennung für den Besitzer des Rittergutes, der als Erbege besondere Holzgerechtsame auf dem Elm besaß. Auf dem Stifte Königsutter war das Kloster Erbege eines großen Teils des Elms. Später deutete dieser Name nur noch auf Ehrenämter hin. Dem Erbege stand als Markgenosse das Recht zu, das Holz in der Marke zu schlagen und mit Vieh, besonders Schweinen, zu betreiben.

³⁷⁾ Thie, vielleicht vom altdcutschen *tihan* — verkündigen, anzeigen, oder von *Tio* — *Tiu*, dem altnordischen Gotte des Rechts und der Volksversammlungen abgeleitet. Der Thie war in früheren Zeiten der Versammlungsplatz der Dorfbewohner, die hier gemeinschaftlich ihre Gemeindeangelegenheiten berieten oder auch ihre Volksfeste abhielten. Einen Thie finden wir z. B. hier noch in der Nähe bei Lauingen, Nöble, Kneitlingen.

³⁸⁾ Servisgelder, Geldentschädigung an die nicht kasernierten Soldaten oder an deren Quartiergeber.

³⁹⁾ Bannmeile, das Gebiet von einer Meile im Umtreise des Ortes. Innerhalb dieser „*banmîle*“ stand es nur dem Berechtigten zu, Geschäfte zu treiben.

⁴⁰⁾ Dufsteinbier wurde schon vor dieser Zeit in größeren Mengen an den königlichen Hof versandt und dann besonders auch in dem bekannten „*Tabakskollegium*“ des Königs Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) viel getrunken. In diesen Abendgesellschaften, in denen alle Höflichkeit und sonst vorgeschriebene Hofgebräuche verpönt waren, saßen des Königs Gäste, nämlich seine Vertrauten, Minister und höheren Offiziere auf derben, hölzernen Stühlen und rauchten aus kurzen tönernen Pfeifen. Die mächtigen Steintrüge wurden aus einem eigenen Schranke hervorgeholt und dann mit dem erfrischenden Dufstein gefüllt.

14) Rosent, Nachwürze, Dünmbier, ursprünglich Conventbier, Klosterbier, das Bier der Konventualen oder Klosterbrüder im Gegensatz zu dem kräftigen Herren-Bier der Patres. Auf dieses minderwertige Bier wird auch hingewiesen in einer Verordnung vom 29. Juli 1711, in der es u. a. heißt, daß ein „jeder aufm Lande ohne Unterscheid sich des Kessel-Bier-Brauens von geschrotenem Malze, bey Straffe der Confiscation, hinführo gänglich enthalten soll: jedoch der Armuth zum Besten einem jeden seinen Cobent oder Haus-Geträncke, von geschrotenem Korn oder Kleien seiner Nothdurfft nach zu machen nach wie vor erlaubt wird“.

42) Stübchen, stoveken, stoviken, früheres Flüssigkeitsmaß, in den einzelnen Ländern von verschiedener Größe. In Braunschweig 1 Stübchen = 4 Quartier oder 3,75 l. 27 Stübchen gingen auf 1 Tonne, 4 Tonnen auf 1 Faß.

43) Sellen — althochdeutsch saljan, vergeben, verkaufen; sellung und sellinge, der Verkauf; selder, der Verkäufer (Kleiderfeller).

44) Mummentrug von 1455, eine Zeitangabe, die wieder ein Beweis dafür ist, daß dieses Bier schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden war, obgleich man die Erfindung der Braunschweiger Mumme später und zwar in das Jahr 1492 setzt, in dem sie Chr. Mumme zuerst gebraut haben soll. Görges—Spehr sagt im Band I, Seite 71 ebenfalls, daß die Mumme bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts gebraut wurde. Auch Otto von Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover, Band II, Seite 485 sagt „vielverbreitet und begehrt war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die mehr und mehr in Aufnahme kommende Braunschweiger Mumme“.

45) Badstube, eine Einrichtung, die uns nicht auffällig erscheinen kann, denn im Mittelalter war das warme Baden eine allgemein verbreitete Sitte. Überall in den Städten wurden städtische Badestuben eingerichtet, welche dann an die Bader (stübner) verpachtet wurden. Oft legte der deutsche Bürger, ja selbst der Bauer in seinem eigenen Hause ein „Badestüblein“ an. Das Bad stand bei dem Handwerker und Kleinbürger in großem Ansehen, und häufig schenkte man außer dem Trinkgelde auch noch »für den lone padgelt«.

46) Rauchwerk, aus Mittelhochdeutschem rāchwerc, Pelzwerk.

47) Berding, ferding, war der vierte Teil einer Münze, bes. einer Mark. In Norddeutschland galt der verding acht grote, ein Grot etwa 7½ Pfennig. Das niederdeutsche Wort grōt war vielleicht die Form für das hochdeutsche Wort Groschen (Dichpfennig).

48) Worth — wurth — wörth, eine sehr häufig sich findende Flurbezeichnung, eigentlich Flußinsel, aber auch ein hochgelegenes Grundstück zu Gärten benutzt; eine sumpfige Gegend, die trocken gelegt und urbar gemacht war.

49) Pieperhov, der Hof des Pfeifers, vielleicht eines Musikanten, oder piepker — der Pfeisendrecksler.

50) Ackerhöfe; nach der Größe des Besitztums und der Zahl der Gespanne teilte sich der Bauernstand in verschiedene Klassen: 1. Die Ackerleute mit nicht weniger als 100 Morgen und 4 Pferden; 2. Halbspänner mit 60 Morgen und 2—4 Pferden; 3. Die Kotassen mit 30 Morgen und 2 Pferden. Zur untersten Stufe gehörten 4. die Brinkfiger, die am Brink (Anger, grüner Hügel) wohnten und keinen Grundbesitz hatten. In manchen Gegenden unseres Landes unterschied man Vollbauern (Vollspänner, Vollmeier, Hufner), Halbbauern (Halbspänner, Halbhüser)

und Kottaffen (Köter, Koffäten). Die Häusler waren Eigentümer eines kleinen Stück Feldes oder Gartenlandes und auf Tagelohn angewiesen.

⁵¹⁾ Rauchhuhn, ein Huhn, das ein völlig entwickeltes Federkleid haben mußte, also kein Küken, das noch nicht rauch oder rauh war. Nach anderer Deutung der Name daher, daß jede Hausstelle, die einen Herd hatte, von dem bei seiner Benutzung der Rauch aufstieg, dem Lehnsherrn ein Huhn gab. So heißt es z. B. in einer Verfügung aus dem 14. Jahrhundert: »erstlick sullen geven van elke wohnstede, daer roek utgaet ende bewoent wert, ein hoen ofte ein styge eyern.«

⁵²⁾ Chronogramm (Zahlinschrift), ein Satz, in dem die darin enthaltenden römischen Zahlbuchstaben eine gewisse Jahreszahl ergeben. Besteht der Satz aus einem Verse (Hexameter), so ist es ein Chronostichon, aus einem Distichon ein Chronodistichon.

⁵³⁾ Klosterfreiheit, hierunter verstand man das Gebiet, welches in einer bestimmten Größe das Kloster umgab und unbeschränktes Eigentum desselben war. Nach dem mittelalterlichen kanonischen Rechte, dem jus canonicum, erstreckte sich anfangs die Klosterfreiheit so weit nur, wie der Vorhof des Klosters sich ausdehnte. Später betrug die Entfernung von der Klostermauer bis zur Grenze 60 Schritte, eine Ausdehnung, die aber bei passender Gelegenheit von dem Kloster stets erweitert wurde. Solche Klosterfreiheit war der weltlichen Macht nicht unterworfen; „sie sollte des gemeinen Friedens stets genissen“ und unter gewissen Voraussetzungen für jedermann ein Asyl, eine Zuflucht- und Freistätte sein.

⁵⁴⁾ Herzogberg, so genannt nach Herzog Heinrich dem Löwen, der diese damals noch vollständig bewaldete Anhöhe dem Kloster schenkte. Im Volksmunde ist aus Herzogberg der Name Herzenberg geworden.

⁵⁵⁾ Lothars Vater war Gebhard von Supplinburg, der mit Hedwig, einer Tochter des bairischen Grafen Friedrich von Formbach, verheiratet war und am 9. Juni 1075 in der Schlacht bei Hohenburg a. d. Unstrut fiel. Die Mutter Hedwigs war Gertrud von Haldensleben. Höchst wahrscheinlich sind durch diese Verwandtschaft die Haldenslebischen Güter an die Süpplingenburger gefallen.

⁵⁶⁾ Richenza war eine Tochter Heinrichs des Fetten und der Gertrud, der Tochter Eberths des Älteren; sie war um das Jahr 1100, in welchem sie sich verheiratete, erst 15 Jahr alt. Von ihr wird gerühmt, daß sie war „ein muster und ausbund aller lobwürdigsten grossen Frauen oder Fürstinnen, und die wegen ihrer ungesährten gottesfurcht und tugendreichen wandels, auch dabey ruhmwürdigen gemühtes und ungemeiner geschicklichkeit wohl verdienet, als Kayserin den ersten rang unter allen Fürstinnen in der welt zu haben“. (Vögnner.)

⁵⁷⁾ Drübed (Drubiti), ein Frauenkloster, das schon zur Zeit der Karolinger von einer frommen Frau Adelbrin gegründet und von deren Brüdern, den Grafen Theti und Wifler, erweitert sein soll. Das Kloster lag im alten Hardegau und gehörte zum Sprengel von Halberstadt.

⁵⁸⁾ Kloster Berge — Klosterberge, früher ein berühmtes Benediktinerkloster, 2 km von Magdeburg, wurde 965 von Otto dem Großen gegründet, von 1565 an in ein protestantisches Stift mit Schule verwandelt; 1809 aber aufgehoben. Die Klostergebäude selber 1813 von den Franzosen zerstört. Hier wurde 1577 die Konkordienformel (Das bergische Buch) entworfen.

⁵⁹⁾ Benedikt von Nursia, ein Heiliger, geboren um 480 zu Nursia (jetzt Norcia, Stadt in der ital. Provinz Perugia). Er gründete 528 das erste abend-

ländische Mönchskloster auf Monte Cassino bei Neapel und gab diesem eine Ordensregel, welche zuerst die des Benediktinerordens und dann die Grundlage des ganzen abendländischen Mönchswesens wurde. Benenikt von Nursia starb 21. März 543.

⁶⁰⁾ Nikolaus von Cusa, oder Nikolaus von Cusanus, eigentlich Krebs, geb. 1401 zu Cusa oder Rues an der Mosel, Rechtsgelehrter; erhielt 1430 die Priesterweihe, wurde später Archidiaconus von Lüttich, 1448 vom Papst Nikolaus zum Cardinal und zum Bischof von Brigen erhoben. Unternahm 1451 als päpstlicher Legat eine Reise durch ganz Deutschland und die Niederlande, um die Klöster zu strengerer Zucht zurückzuführen. Cusa starb an der Pest zu Todi in Umbrien den 11. August 1464.

⁶¹⁾ Papst Leo X. (1513—21), geboren 11. Dezember 1475 zu Florenz, hieß eigentlich Giovanni von Medici, war ein Freund und Förderer der Wissenschaften und Künste. Um sich Geld zu verschaffen, das besonders auch zur Vollendung der Peterskirche dienen sollte, schrieb er für die Christen den Ablass aus und gab so den Anlaß zur deutschen Reformation. Leo starb 1. Dezember 1521.

⁶²⁾ Johann Tezel (eigentlich Diez oder Diezel), geboren um 1455 zu Leipzig, ward 1489 Dominikaner; trieb seit 1502 den Ablasshandel. Tezel wurde vom Papste Leo X. zum apostolischen Kommissar ernannt. Als er aber im Herbst 1517 sein Ablassgeschäft im Brandenburgischen betrieb und nun von Luther scharf angegriffen wurde, zog er sich in das Paulinerkloster zu Leipzig zurück, wo er im August 1519 an der Pest starb.

⁶³⁾ Joh. von Göß (Gözen), Graf, kaiserlicher General im 30jährigen Kriege, geboren im Lüneburgischen, trat 1626 als Oberstleutnant in kaiserliche Dienste und wurde von Wallenstein zum Oberst und zum Statthalter von Rügen ernannt. Von Göß fiel am 6. März 1645 in der Schlacht bei Jankau.

⁶⁴⁾ Lutterquelle, über dem mit einem Bogen versehenen Eingange befindet sich eine Relieffigur, den Flußgott darstellend, der, an einem Felsen liegend, zu seiner Seite ein Gefäß mit Wasser hält. Oberhalb befindet sich die Inschrift:

Sub fel. regim.

Sereniss. Principis

Anton Ulrici

M. H. F. C.

Joh. Fabricius

Abbas rl.

A. C. MDCCIIIX.

und unten: Ex fonte bibens fontem corona.

Das Ganze wird von zwei Pilastern eingeschlossen, die das hervortretende Gescimse tragen.

⁶⁵⁾ Außer der Aufzählung der vielen Güter enthielt diese Gründungsurkunde auch noch nähere Bestimmungen über die Einkünfte des Abts, besonders an den Strafgeldern für Vergehen; über die Ehe, wenn eine solche zwischen den Dienstleuten des Klosters, den des Kaisers oder seiner Nachkommen geschlossen wurde. Auch sollte die Vogtei stets bei der Familie Lothars bleiben und dann von einem Ministerialien verwaltet werden.

⁶⁶⁾ Bruch (Sumpfland), mittelhochdeutsch bruoch; niederdeutsch brök; liegt unterhalb Rottorf und wurde auch das „Lutterlandbruch“ genannt.

⁶⁷⁾ **Sundern**, ein kleiner Wald bei Voimstorf, sonst aber auch noch häufig als Forstname **Sondern** oder **Sunnern** vorkommend. Das Wort hat seine Bedeutung von „abgesondert, einzeln, besonders“; ein mit Wald bewachsener Ort, der aber abgesondert liegt oder nur einem Herrn zuständig ist.

⁶⁸⁾ **Mönchsteiche**, die auf der Südseite der Heilanstalt liegenden großen Wiesenteiche wurden in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder von neuem hergestellt. Vor dieser Zeit waren sie vollständig zugeschwemmt, da sie nach dem Fortzuge der Mönche nicht mehr gepflegt wurden.

⁶⁹⁾ Der Ort hieß auch „**Mönchen-** oder **Munchen-Mienburg**“ nach dem Benediktinerkloster, das hier von 970—1552 bestand.

⁷⁰⁾ **Sarazenen** (arab. die Östlichen), ein arabischer Volksstamm; im Mittelalter das ganze Volk der Araber, später alle Mohammedaner, auch Türken und endlich alle nichtchristlichen Völker überhaupt, gegen welche die Kreuzzüge unternommen wurden.

⁷¹⁾ . . . mögen sie mit den Händen hochheben, wohin du auch immer getragen wirst. Verleßt nicht die höchsten . . durch Rauheit . . .

Inhaltsverzeichnis.

A. Königsutter.

	Seite
Vorwort	3—4
Quellen- und Literatur-Nachweis	5
I. Allgemeines	7—9
Name und Lage	7
Wappen und Stadtfarben	8
Bevölkerungszahl	9
II. Geschichtliche Entwicklung des Ortes	9—32
Gründung	9
Vergrößerung durch Zuzug	10
Ältere Stadtrechte, das Echteding	11
Die Bauernmeister	13
Ein 100jähriger Weideprozeß	19
Unglücksjahre — Krieg, Brand, Pest	22
Drei namhafte Männer	29—31
Samuel Hahnemann	29
Peter Krusenbergs	30
Heinrich Thiele	31
III. Die Feldmark. Geschichtliches und Landwirtschaftliches	32—37
Tabak	35
Krapp	35
Maulbeerbäume — Seidenzucht	36
IV. Kirchliche Bauten	37—59
Die Pfarrkirche S. S. Sebastiani et Fabiani	37—52
Geschichtliches und Baugeschichtliches	37—49
Baubeschreibung	49
Ausstattung	50
Grabsteine	50
Glocken	51
Abendmahlsgeräte	52
Alte Gräberfunde	52
Früheres Kirchenvermögen und fromme Stiftungen	53—57

	Seite
Das Siechenhaus mit Kapelle und die sog. Klus	57—59
V. Weltliche Bauten und sonstige Gebäude	59—93
Stadtbesetzung und Tore	59—61
Die Burg Butter	62—71
Das Rathhaus und die Bürgermeister der Stadt	71—77
Die Mühlen	77—83
Drei adlige Güter	83—87
Der v. Kislebensche Sattelhof	83
v. Anesebedsche Rittergut	85
v. Schwarzkoppsche Hof	86
Die Kammereiplantage	87
Bemerkenswerte Wohnhäuser	88
Häuserbauten vor dem Westertore	92
VI. Das Zunftwesen früherer Zeit	93—100
Die Schmiede- und Schlosserinnung	94
Die Schusterinnung	94
Die Maurerinnung	95
Die Schneiderinnung	96
Die Brauersozietät	96—100
VII. Das Schankwesen	100—103
VIII. Das Marktwesen	103—106
IX. Das Schützenwesen	106—108
X. Das Feuerlöschwesen	109—113
XI. Das Armenwesen in vergangenen Zeiten	113—118

B. Oberlutter.

I. Allgemeines	119—125
Lage	119
Name	119
Seelenzahl	119
Die Einwohner	120—122
Ihre Beschäftigung	120
Ihre Frondienste und Abgaben	120—122
Zwei Ackerhöfe	122
Der Cupeizsche Hof	122
Der Große Hof	122—124
Die Bauermeister	124—125

	Seite
II. Die Bauten	125—132
Die frühere Clemens-Kirche	125
Geschichtliches	125
Ihre Einkünfte	127
Das Pfarrgebäude	128
Das Pfarrwitwenhaus	129
Das Küsterhaus	130
Die Dienste des Küsters	131
Seine Einnahmen	131

C. Stift Königsutter.

I. Allgemeines. Das Augustinerinnenkloster	133—134
II. Bauwerke und Geschichtliches	134—160
Das Benediktinerkloster und seine Äbte bis zur	
Reformation	134—141
Gründung	134
Blütezeit	134
Niedergang des Klosters	135
Die „Lutterschen Ablaßfahrten“, Tezel	137—141
Die Reformation des Klosters, seine evangel. Äbte	
und seine Bedrängnisse. Die Kirchenordnung	141—146
Die Güter und Einkünfte des Klosters. Der	
Hagenhof	146—151
Die Stiftskirche	151—156
Geschichtliches und Baugeschichtliches	151
Baubeschreibung	154
Kreuzgang und Tonsurenhaus	155
Zwei Klosterhöfe	156—158
Der Voigthof	156
Der Walbidsche Hof	157
Die Heil- und Pflegeanstalt	158—160
Kurze Geschichte	158
Ihr Gründer und erster Leiter, Paul Haffe	159
Sein Nachfolger Dr. Fr. Gerlach	160
III. Anmerkungen zu den einzelnen Abschnitten	161—168





Druck und Verlag
von
Heinrich Lüders.
Königsbutter, 1909.